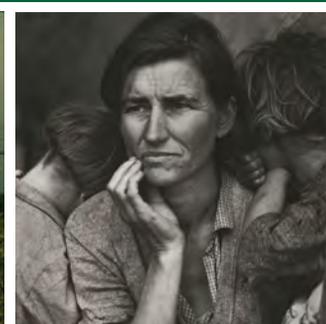
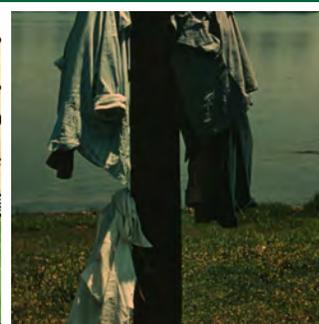
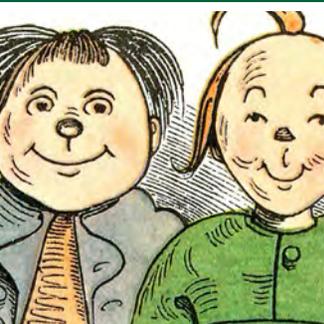


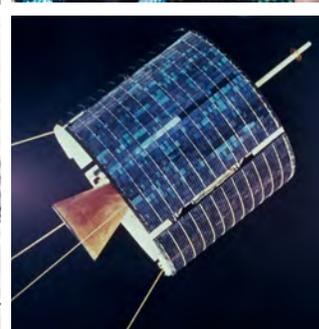
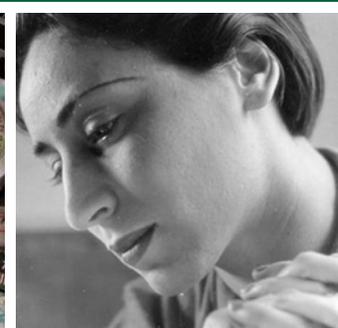


Anno 15



Das Magazin
der Medienjubiläen

Institut für Kommunikationswissenschaft
der Otto-Friedrich-Universität Bamberg



Ukraine-Hilfe: Im harten Winter des Lebens

Der Konflikt in der Ukraine trifft die Wehrlosesten im ganzen Land. Die Inflation lässt die Kaufkraft der kargen Renten noch weiter sinken. Seit Jahren helfen wir mit einem kleinen Projekt vereinsamten Rentnern in Not in der Stadt Lviv. Unsere Partner vom Ukrainischen Roten Kreuz verteilen an ihre betagten Klienten kostenlos Medikamente und auch Lebensmittelpakete. Ein Medico-soziales Zentrum ist eine Anlaufstelle für Senioren, die auf Unterstützung angewiesen sind.

SPENDENKONTO:

DRK-Landesverband
Badisches Rotes Kreuz

Sparkasse Freiburg/Nördl. Breisgau
IBAN: DE 0468 0501 0100 1238 7649
BIC: FRSPDE66XXX

Verwendungszweck:
Ukraine-Hilfe 9616

Deutsches Rotes Kreuz 

Landesverband
Badisches Rotes Kreuz

Liebe Leserin, lieber Leser,



V.l.: Markus Behmer, Pina-Marie Heistermann, Isabel Stanoschek, Dustin Hemmerlein und Ina von der Wense.

Foto: Florian Umscheid

Anno, zum dritten. Nach *Anno 13* und *14* bieten wir Ihnen nun ein buntes Panorama von „Medienjubiläen“ des Jahres 2015.

Tragisches ist dabei, so das Schicksal der vor 200 Jahren gestorbenen Sarah Baartman, die als „Hottentot Venus“ öffentlich vorgeführt, exhibitionistisch missbraucht wurde. Oder das von Anja Niedringhaus; 50 wäre sie im Oktober geworden, wäre sie nicht im April 2014 ermordet worden. Einige Fotos der Kriegsreporterin zeigen wir eingangs des Hefts, oft Bilder vom kleinen Glück im großen Drama.

Skurriles ist dabei: ein Nashorn, vor 400 Jahren von Dürer gezeichnet, neckische Nacktheit, vor 25 Jahren von RTL präsentiert, der Tesa-Film, vor 75 Jahren erfunden und als Datenträger verwendbar. Große Jahrestage gibt es, so der 350. Geburtstag der Zeitschrift, der 175. der Briefmarke, runde Geburtstage auch etwa von Zola, Bismarck, Tucholsky und und und.

Für jeden sollte etwas dabei sein – seien es bunte *Bravo*-Bilder der Stars von gestern oder Auto-Fotos aus der *Quick*. Und viele werden etwas vermissen: So viele Jubiläen, so subjektiv die Auswahl. Bewusst haben wir „ausgedünnt“. Ging die Zeitreise in den

vorangegangenen Heften in Zehnjahresschritten zurück, so ist es nun eine Rückschau in Etappen von 25 Jahren. Dünner ist *Anno* aber nicht geworden.

515 Personen sind in den 113 Beiträgen namentlich genannt. 389 Zeitungen, Buchtitel, Filme werden erwähnt. Wieder sind alle Namen, Titel, Seiten in einem Register erfasst, das wir nun aber online ausgelagert haben (siehe S. 81 und 146). Dort gibt es auch Einblicke in *Anno 13* und *14*. Sie bevorzugen Social Media? Dann „ liken“ Sie uns doch bei Facebook. Immer kurz vor den Jubiläen gibt es unter „annomagazin“ kleine Bilder, kurze Infos.

Auch 2015 wurden die meisten Texte wieder von Masterstudierenden der Bamberger Kommunikationswissenschaft verfasst, das Heft schließlich erstellt von einem kleinen Team unter meiner Leitung. Besonderer Dank gilt dem Zeitungsarchiv der Fachbibliothek Englischer Garten an der Universität München, der Ludwig-Delp-Stiftung, die *Anno* großzügig fördert, – und Ihnen, geneigte Leserschaft, für Ihr Interesse.

Ihr

Markus Behmer

Impressum

Herausgeber: Prof. Dr. Markus Behmer
Institut für Kommunikationswissenschaft
Otto-Friedrich-Universität Bamberg
An der Weberei 5
96047 Bamberg
Tel. 0951-863-2217
markus.behmer@uni-bamberg.de

Chefredakteur: Markus Behmer (v.i.s.d.P.)
Chefin v. Dienst: Isabel Stanoschek, Ina von der Wense
Bildredaktion: Markus Behmer, Pina-Marie Heistermann,
Dustin Hemmerlein

Layout/Grafik: Pina-Marie Heistermann, Dustin Hemmerlein
Redaktion: Florian Bauer, Melanie Bauer, Veronika Becker, Daniela Bleimaier, Karoline Böhme, Laura Collmann, Laurenz Drescher, Bianca Eberle, Michael Enderlein, Jan Forkel, Julia Habermann, Pina-Marie Heistermann, Dustin Hemmerlein, Julia Hirsch, Sandra Hofmann, Ann-Kristin Hoppenz, Monika Huth, Aljona Jauk, Marie Kopplin, Juliane Krüger, Florian Lenhart, Franziska Mack, Sarah Malewski, Maïke Molling, Sarah Neitzel, Sabrina Nell, Nadja Neubauer, Miriam Och, Nadine Rist, Anna Schaller, Stefanie Schulze, Selin Selter, Isabel Stanoschek, Adele

Stoppel, Sabina Sultanova, Marija Ustinova, Dorothea Wagner, Doris Walter, Laura Warken, Bettina Wegeler, Mark Wurlitzer, Anna Zänkert

Druck: Safner Druck und Verlags GmbH, Priesendorf
ISSN: 2196-0364
Erscheinungsdatum: 20.05.2015
Auflage: 1.500

Anno wird großzügig gefördert durch die Ludwig-Delp-Stiftung

Ludwig Delp Stiftung

Titelbild: Collage: Pina-Marie Heistermann; v.l.n.r.: Nicola Perscheid, Museum für Kommunikation Bern, Esther Bubley/FSA/OWI, Berlinische Nachrichten (1740), Jacques-Louis David (1800), Théo van Rysselberghe (um 1929), Anja Niedringhaus; picture alliance / AP Photo, Peter Riedwyl (www.artriedwyl.ch), Anne-Katrin Hilbert, Wilhelm Busch: Max und Moritz, Marion Post Walcott / Library of Congress, © The Dorothea Lange Collection, the Oakland Museum of California, Der Spiegel (Nr. 28 1965), Heinz Sielmann Stiftung / Jutta Heise, Dorothea Wagner, Karoline Böhme, New Vessel Press, Albrecht Dürer (1515), Museum für Kommunikation, Frankfurt a.M., Julia Margaret Cameron, Puck (16.02.1898), Marion Post Walcott / Library of Congress, Der Spiegel (Nr. 22 1965), Ann-Kristin Hoppenz, Daheim (03.07.1915), ZDF / Jürgen Detmers, Pina-Marie Heistermann



◀ Große Fotografinnen bilden einen kleinen Schwerpunkt im Heft. Erinnert wird an Julia Margaret Cameron, Frieda Riess und Dorothea Lange, an Lotte Jacobi, Marion Post Wolcott (von der die Aufnahme links stammt) und Anja Niedringhaus. Starke Frauen, Künstlerinnen, Pionierinnen waren sie alle – doch keine Diven. Die gibt es auch im Heft, auf S. 20f.



▶ Vorgeblich „große Zeiten“ – für „kleine Leute“ sind es meist harte Zeiten. So 1940, so 1915 (rechts ein Frontgemälde von G. Adolf Closs aus der Zeitschrift *Daheim*), so 1815 vor Waterloo, so 1740, als mit der Krönung des neuen preußischen Königs kein

Prolog	6	IMDb	36	Fritz Büchner	60
				Ernst Heilmann	61
1990	10	1965	37	Herbert Riehl-Heyse	62
Fußball-WM	10	BRAVO-Stars	38	Interview Katharina Riehl	63
Wiedervereinigung	12	Marmor, Stein und Eisen	40	Dirk Sager	64
Westpakete	16	Kursbuch	41	Niklaus Meienberg	65
Hilde Spiel	17	Manfred George	42	Rudolf Dutschke	66
Attentate	18	Beat-Demo	44	Isaak Babel	68
Sedlmayr-Mord	19	Winston Churchill	46	Bruce Chatwin	69
Filmdiven	20	Johann von Leers	47	Filmseite	70
Alpenstars	22	Max Rychner	47	Der große Diktator	71
Jim Henson	24	Expeditionen ins Tierreich	48	John Lennon	72
Film-News	26	Aspekte	49	Tesa	73
TV-Stars	27	Autos Anno '65	50	McDonald's	74
Fotografinnen	28	Satellit	52		
Walter Bruch	30	Dorothea Lange	53	1915	75
Friedrich Luft	30	Beat-Club	54	Erster Weltkrieg	76
Heinz Haber	31	Lottozahlen	54	Le Canard Enchaîné	78
Baywatch	32	Filmjahr	55	Franz Josef Strauß	79
Tutti Frutti	33			Viktor Reimann	80
Bhagwan	34	1940	56	Otto Steinert	80
Diddl-Maus	35	Das Reich	58	Facebook/ Anno 13 und 14	81
Multiplex-Kino	36	René Schickele	60	C.W. Ceram	82



lang währender Frieden bevorstand.

Kriegszeiten, Kummerzeiten, Zeiten, in denen Journalismus im Dienste der Propaganda stand.



Große „Brocken“, kleine „Meilensteine“:

Dantes Geburtstag wird im Folgenden gewürdigt (rechts eine Illustration zu seinem Inferno von Gustav Doré), der von Émile Zola und von Kurt Tucholsky, auch der von Otto von Bismarck und Alfred Hugenberg.

Und weniger Weltbewegendem wird einordnend gedacht, zum Beispiel 25 Jahre *Baywatch* und Diddl-Maus, 50 Jahre *Ziehung der Lottozahlen* und dem Riss eines Tiefseekabels im Jahr 1865.



Willi Schwabe	84	Alfred C.W. Harmsworth	110	Sarah Baartman	135
Filmstars	85	Gustav Kolb	111	1740	136
Birth of a Nation	87	Anton von Pilat	111	Friedrich II.	136
Orson Welles	88	Heinrich Pudor	112	1665	138
Coca-Cola	89	Lily Braun	113	Journal de Sçavans	138
1890	90	Rudyard Kipling	114	1590	140
Sozialistengesetze	91	Sven Hedin	115	Johann Fischart	140
Kurt Tucholsky	92	Max und Moritz	116	1515	141
Frieda Riess	96	ITU	118	Nashorn	141
Man Ray	97	Henri Desgrange	119	1265	142
Walter Trier	98	Tiefseekabel	120	Dante Alighieri	142
Anton Kuh	99	1840	122	15 n. Chr.	144
Filmstars	100	John Russel Young	122	Agrippina	144
Rudolf von Scholtz	102	Peter I. Tschaikowsky	123	485 v. Chr.	145
Emil Dovifat	103	Briefmarke	124	Georgias von Leontinoi	145
Alphonse Karr	103	Émile Zola	126	Verweis auf Register	146
Christopher L. Sholes	104	1815	128		
Hans Vogt	104	Napoleon	129		
Elektrischer Stuhl	105	Otto von Bismarck	130		
1865	106	Matthias Claudius	133		
Alfred Hugenberg	108	Julia Margaret Cameron	134		

Fotos für den Frieden

„Der Tod holt mich ein, wenn Kollegen sterben. Dann frage ich mich, ob es das wert ist“, erzählte Anja Niedringhaus am 18. März 2014 in einem Interview. Zwei Wochen später, am 4. April, starb sie selbst; ermordet in der ostafghanischen Provinz Chost.

Mehr als 20 Jahre lang hatte sie als Fotografin vor allem aus Kriegs- und Krisengebieten berichtet. Sie dokumentierte die Bruderkämpfe im ehemaligen Jugoslawien und die Betroffenheit in New York nach 9/11, arbeitete als Embedded Journalist für AP im Irakkrieg, fotografierte in Palästina, in Libyen, besuchte 13 Jahre lang regelmäßig Afghanistan. „Ich kann das kollektive Gedächtnis mitprägen“, beschrieb die Pulitzer-Preisträgerin eines ihrer Motive. Mit Bildern erzählte sie Geschichten, gab dem Grauen, dem Elend ein Gesicht, zeigte die Menschen in ihrer Verletzlichkeit – und in ihrer Würde.

Journalismus kann ein gefährlicher Beruf sein: 96 Journalisten, Medienmitarbeiter und Blogger wurden 2014 nach Angaben der Hilfsorganisation „Reporter ohne Grenzen“ getötet, 119 entführt. Ohne Berichterstattung aber blieben das Leid verborgen, Täter unbekannt, Hintergründe verschleiert.

Anja Niedringhaus fotografierte den Krieg – und kämpfte für den Frieden. Am 12. Oktober 2015 wäre sie 50 Jahre alt geworden.

Markus Behmer





Vorherige Doppelseite:
Afghanischer Junge mit Dra-
chen (Mai 2013)

Oben: US-Scharfschütze im
Irak (November 2014)

Links: Anja Niedringhaus, fo-
tografiert von Peter Dejong
(April 2005)

Rechte Seite oben links:
Amerikanischer Soldat kon-
trolliert einen irakischen Jun-
gen, Fallujah (2005)

Oben rechts: Palästinenserin-
nen in einem Vergnügungs-
park in Gaza (2006)

Unten: Pakistanische Kinder
hinterm Vorhang (November
2012)

Alle Fotos: Anja Niedringhaus;
picture alliance / AP Photo



Volk im Glück, Welt in Sorgen

„Kohl im Glück“, „Deutschland im Glück“ – gemäß den Titelbildern des *Sterns* (links vom 26.07., rechts vom 12.07.) war der Juli 1990 ein Glücksmonat. „Unsere Jungs“ werden Fußball-Weltmeister unter italienischer Sonne und unser Volk, ruhig geführt vom einstigen „Aussitzer“, geht der Wiedervereinigung am 3. Oktober entgegen, wird wieder eins.

Das muss gefeiert werden! Zum Beispiel mit dem „größten Rockkonzert der Welt“: Der vormalige Pink Floyd-Frontman Roger Waters zelebriert am 21. Juli The Wall, passender Weise direkt an der Ruine der gefallenen Mauer am Potsdamer Platz. Im August wird's härter: Im schleswig-holsteinischen Dorf Wacken steigt erstmals das Metal-Open-Air. Politisch folgt auf den Glücks- ein Tragödienmonat.

Friede in Europa, wo immer mehr Mitgliedsstaaten der sich auflösenden Sowjetunion ihre Unabhängigkeit erklären – Krieg am Golf. Am 2. August marschieren die Truppen Saddam Husseins in Kuwait ein. Der *Stern* charakterisiert Iraks Staatspräsidenten zum „gefährlichsten Mann der Welt“ (Titel vom 09.08.), weltweit wird über irakische Massenvernichtungsmittel („Angst vor Iraks Giftgas“, Titel vom 16.08.) spekuliert. Die Vereinten Nationen verurteilen die Annexion, verhängen sofort Wirtschaftssanktionen. Gut fünf Monate später, im Januar 1991 beginnt dann die Operation „Desert Storm“, durch die unter amerikanischer Führung Kuwait binnen weniger Wochen befreit wird. Bis zum Sturz Saddam Husseins vergehen allerdings noch einmal zwölf Jahre und ein weiterer Krieg.

In Deutschland bleibt 1990 aber als Friedensjahr im Gedächtnis. Das Jahr der neuen nationalen Einheit. Und Kohl bleibt „im Glück“: In der Bundestagswahl am 12. Dezember erhalten CDU/CSU 43,8 Prozent der Stimmen, Koalitionspartner FDP 11,0 Prozent. Der „Kanzler der Einheit“, im Amt seit 1982, wird im Januar 1991 zum ersten gesamtdeutschen Regierungschef gewählt. *Markus Behmer*

1990

Der verdiente Lohn

Rückblick auf die Weltmeisterschaft 1990

Es muss angsteinflößend gewesen sein. Knapp 74.000 Augenpaare fixieren ihn auf dem flutlichtgetränkten Rasen. Allein in Deutschland sitzen rund 25 Millionen Menschen vor dem Fernseher und halten den Atem an, als Andy Brehme nach 85 Minuten Spielzeit für den wichtigsten Elfmeter seiner Karriere anläuft.

Wir schreiben den 8. Juli 1990 und Deutschland feiert ein paar Minuten später den 1:0-Sieg über Argentinien und seinen dritten Weltmeistertitel. „Es gibt keine Mannschaft in diesem Turnier, die uns hätte das Wasser reichen können“, konstatiert Teamchef Franz Beckenbauer nach dem Spiel. Was im Moment des totalen Triumphs eingebildet klingen mag, ist auch nüchtern betrachtet die Wahrheit.

Obwohl man sich nur als Gruppenzweiter, hinter dem Dauerrivalen aus den Niederlanden, für die Weltmeisterschaft in Italien qualifiziert hat, waren die Erwartungen an die Mannschaft extrem hoch. Zum einen beeindruckte das Team von Franz Beckenbauer schon vier Jahre zuvor als Vizeweltmeister, zum anderen stritten sich die Experten, ob es jemals eine

bessere deutsche Nationalmannschaft gegeben habe. „Wir hatten so einen guten Kader, mehr als ausgeglichen. So eine Nationalmannschaft wird es wahrscheinlich nie wieder geben“, beschreibt Andy Brehme das Team. Vorne wirbeln mit Rudi Völler und Jürgen Klinsmann zwei Weltklassestürmer, die bei italienischen Top-Klubs unter Vertrag stehen. Genauso wie ihr Kapitän Lothar Matthäus, der ein Jahr später zum ersten und bisher einzigen deutschen Weltfußballer gewählt werden sollte.

So marschiert die Mannschaft durch das Turnier, lässt sich von niederländischen Spuckattacken nicht aus der Fassung bringen und bezwingt die Engländer – na klar – im Elfmeterschießen. Im Finale wartet der amtierende Weltmeister aus Argentinien um ihren Superstar Diego Maradona. Doch das Spiel hätte einseitiger nicht verlaufen können, keinen einzigen Torschuss bringen die Gauchos zustande. Gewohnt präzise analysiert Coach Beckenbauer nach Abpfiff: „Die hatten bissl' die Hosen voll, das haben wir natürlich ausgenutzt.“

Laurenz Drescher



Verpasste Chance oder gelungener Aufbruch?

1990 war ein Jahr gewaltiger „Aufgaben Ost“: Ein Staat wurde „abgewickelt“, ein totalitäres System überführt in ein freiheitlich-demokratisches. Mittendrin: die Medien. Eben noch staatlich gelenkt, dominieren bald Marktwirtschaft und öffentlich-rechtliche Strukturen.

Sechs Radio- und zwei Fernsehprogramme gab es 1989 in der DDR – zentralistisch gesteuert und überregional ausgerichtet. Die 39 Tageszeitungen wurden ausschließlich von der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED), den Blockparteien und Massenorganisationen herausgegeben. Lediglich regional verbreitet wurden 30 Blätter. In jedem der 15 Bezirke, in die die DDR gegliedert war, erschien eine Bezirkszeitung der SED. Auf diese Blätter entfiel der mit Abstand größte Teil der Gesamtauflage. Außerdem gab es 59 Publikums- und über 400 Fachzeitschriften.

Unterdrückte Journalisten

Ab Beginn der 1980er-Jahre hatten sich systemkritische Zeitschriften gebildet. Die Publikationen der Bürgerbewegung wurden zu Trägern der friedlichen Revolution. Ihre Herausgeber fanden Schutz in kirchlichen Räumen. Eine der bekanntesten Oppositionszeitschriften: die *Umweltblätter*. 1989 in *telegraph* umbenannt, gibt es sie noch heute.

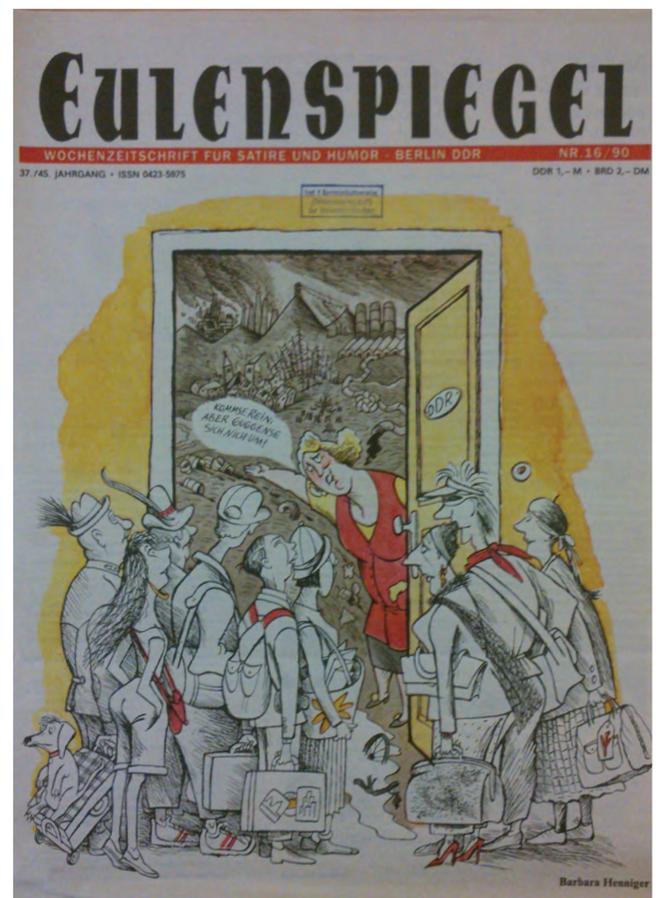
Die übrigen DDR-Journalisten wurden von westdeutschen Beobachtern als „Wasserträger des Regimes“, „Weiterleiter“ und

„willfährige Propagandisten“ eingeschätzt. Die Wende verlief in den Redaktionen langsamer als in der übrigen Gesellschaft. Die unübersehbaren Proteste im Herbst 1989 waren von den Staats- und Parteimedien lange ignoriert worden. Noch bis Februar 1990 war die Pressefreiheit erheblich eingeschränkt.

Dennoch: Die Mauer war kaum gefallen, da lösten sich schon viele Zeitungen aus der staatlichen Bevormundung und Kontrolle. Im Gegenzug stellt die SED im März 1990 die Subventionen ein. Das weckte Begehrlichkeiten bei westdeutschen Verlagen, die auflagenstarken Regionalzeitungen zu übernehmen. Die DDR-Blätter wiederum erhofften sich Hilfe bei der Umstellung auf die Marktwirtschaft.

Ausverkauf der Presse

Einige ostdeutsche Zeitungen wurden noch vor der Wiedervereinigung in den Westen verkauft: *Berliner Zeitung* und *BZ am Abend* an Maxwell Communications und Gruner + Jahr, die *Freie Presse* aus Chemnitz an Medien Union / Die Rheinpfalz aus Ludwigshafen, die *Mitteldeutsche Zeitung* aus Halle an DuMont Schauberg aus Köln. Zehn SED-Zeitungen vermittelte



die Treuhandanstalt an westdeutsche Verlage – darunter viele der heutigen Marktführer auf dem ostdeutschen Regionalzeitungsmarkt. 1990 blieben in monatelangen Verhandlungen Auseinandersetzungen nicht aus. Bekanntheit erlangte der „Osthüringer Zeitungskrieg“: Die Treuhandanstalt und das Bundeskartellamt versuchten, eine Beteiligung der WAZ-Gruppe an zwei Thüringer Zeitungen zu verhindern – ohne Erfolg.

Die meisten Zeitungen der DDR-Blockparteien gingen an drei westdeutsche Verlage: Axel Springer, FAZ und Heinrich Bauer. Viele der Blätter fusionierten oder wurden schnell eingestellt. Als „Kolonisierung“ empfanden viele ostdeutsche Journalisten das Vorgehen.

Tatsächlich jedoch war zwei Jahre nach der Wiedervereinigung nur jeder fünfte Journalist aus dem Westen zugewandert. Die meisten DDR-Journalisten behielten ihren Job. Doch die Cheftagen – in den Zeitungshäusern wie im Rundfunk, in den Redaktionen wie im Management – wurden meist von Journalisten und Medienmachern aus der „alten“ Bundesrepublik besetzt.

Vielfalt und Zeitungssterben

Lokalberichterstattung hatte es in der DDR nur in den SED-Bezirkszeitungen gegeben. Bis Mitte 1991 entstanden 56 regionale und lokale Zeitungsausgaben neu. Herausgegeben wurden sie von reinen Tochterunternehmen westdeutscher Firmen.

Doch die neue Vielfalt schrumpfte schnell wieder. In den neuen Bundesländern gab es bereits zehn Jahre nach der Wende weniger Zeitungsverlage als im staatlich gelenkten Pressewesen der DDR. Ein Trend, der sich fortsetzt.

Im Gegensatz zu den Neugründungen überlebten viele ehemalige SED-Blätter. Ihr Marktanteil überstieg 1999 sogar ihre in der DDR staatlich verordnete Dominanz. Sie berichteten weniger über Lokales, stattdessen über die Arbeitslosigkeit im Verbreitungsgebiet.

Bezüge zu den Hinterlassenschaften von 40 Jahren sozialistischer Wirtschaft stellten sie häufig wenig her, Vergangenheitsbewältigung wurde oft ausgespart. Somit erstaunt es nicht, dass Kritiker insbesondere in der Neustrukturierung des Zeitungsmarktes nach der Wiedervereinigung eine verpasste Chance sehen.

Geschrumpfte Riesen

Die auflagenstärkste Zeitung der DDR, die *Junge Welt*, einst das Organ des Jugendverbandes FDJ, gibt es heute noch. Ihre ökonomische Situation bezeichnet die Redaktion jedoch selbst als „dramatisch“. Betrug die Auflage in der DDR 1,5 Millionen, liegt sie heute bei weniger als 20.000 Exemplaren. Auch das frühere SED-Zentralorgan *Neues Deutschland* hat es ins Jahr 2015 geschafft. Die Zeitung steht der SED-Nachfolgepartei „Die Linke“ nahe. Ihre Auflage, einst 1,2 Millionen, liegt nun bei rund 30.000.



Im Februar 1990 erschien die erste *Bild* in Mecklenburg. Die einzige Boulevardzeitung der DDR, die *BZ am Abend*, wurde von Gruner + Jahr in *Berliner Kurier* umbenannt. Sie existiert bis heute.

Ostdeutsches Lebensgefühl

Nach dem Mauerfall lieferten die westdeutschen Verlage nicht nur ihre Zeitungen in die DDR – mit ihren Zeitschriften überschwemmten sie den ostdeutschen Markt. Von den über 450 Zeitschriften der DDR überlebten nur knapp 50 die ersten Jahre in der Marktwirtschaft. Das Satiremagazin *Eulenspiegel* und die Kulturzeitschrift *Das Magazin* konnten sich wie nur wenige andere bis heute halten.

Die über 40 neugegründeten Zeitschriften waren überwiegend chancenlos. Eine Ausnahme stellt die *SuperIllu* dar. Im Sommer 1990 in Ost-Berlin gegründet, erreicht die zum Burda-Konzern gehörende Zeitschrift jede Woche mehr als drei Millionen Menschen – vor allem in den Neuen Bundesländern. Als „Psychotherapeuten der Ostdeutschen“ bezeichnete sie die *Süddeutsche Zeitung*.

Neues altes Radio

Am 5. Februar 1990 beschloss die DDR-Volkskammer, die Fernseh- und Hörfunkprogramme von der staatlichen Aufsicht zu befreien. Der Rundfunk der DDR und der Deutsche Fernsehfunk wurden in eine sogenannte „Einrichtung“ überführt.

Diese sendete bis Ende 1991 nach den Grundsätzen des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Anschließend wurde sie aufgelöst. Nur drei Hörfunksender überlebten die Wende. Massive Proteste ostdeutscher Jugendlicher und gesellschaftlicher Druck retteten das Jugendradio DT 64 – seit 1993 MDR Sputnik. Die Sender Radio DDR 2 und Stimme der DDR taten sich im Juni 1990 zum Deutschlandsender Kultur zusammen. Gemeinsam mit dem Kulturprogramm des Westberliner RIAS ging der Sender 1994 im Deutschlandradio auf. Der Berliner Rundfunk wurde 1992 privatisiert. Als Berliner Rundfunk 91.4 sendet er bis heute.

Sandmännchen überlebt

Im Juli 1990 wurden aus den Bezirken wieder die Länder: Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen. Die Voraussetzung für neue Landesrundfunkanstalten war geschaffen. Ein knappes Jahr später gründeten Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen den MDR. Auch in Berlin, Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern wurde anfangs über eine Drei-Länder-Anstalt nachgedacht. Doch zu einem Nordostdeutschen-Rundfunk kam es nicht. Mecklenburg-Vorpommern trat 1992 dem NDR bei. Ost-Berlin wurde durch den Sender Freies Berlin (SFB) abgedeckt. Für Brandenburg gründete sich der Ostdeutsche Rundfunk (ORB). Die Rundfunkstrukturen der Bundesrepublik wurden übernommen. Einige ehemals beliebte Sendungen schafften es



ins neue Programm: Der *Polizeiruf 110* wurde weitergeführt, alte Folgen wiederholt. Auch das Sandmännchen überlebte die Wende. Seit 1959 schickt es die Kinder ins Bett.

Was bleibt

Ist die Umstrukturierung der DDR-Medien geglückt? Gelingt es, ein ostdeutsches Profil zu erhalten, oder fand eine reine Angleichung an die Westmedien statt? Die rbb-Redakteurin Frauke Anja-Koch ist skeptisch. Die Dynamik der politischen Ereignisse habe Anfang der 1990er-Jahre zumindest im Rundfunk keinen Raum für Alternativen gelassen. Soziokulturelle Besonderheiten seien weitgehend ignoriert und somit eine neue gesamtdeutsche Medienpolitik verfehlt worden.

Noch heute, 25 Jahre nach der Wiedervereinigung, gibt es deutliche Unterschiede im Pressemarkt Ost und West. Die Konzentration ist im Osten höher: In den meisten Landkreisen und Städten gibt es nur eine Zeitung mit lokalen Informationen und es sind vor allem große Verlage aus dem Westen, die hier dominieren. Keine der Zeitungen oder Zeitschriften aus Sachsen, Thüringen oder Brandenburg hat es geschafft, auch eine größere Leserschaft in Hamburg, Bayern oder am Rhein zu finden.

Umgekehrt ist die Verbreitung von *Süddeutscher Zeitung* oder *FAZ*, von *Spiegel* oder *Zeit*, von *Bunte* oder *Brigitte* in den

„neuen Bundesländern“ immer noch weit geringer als westlich von Harz und Thüringer Wald. Inhaltlich ist aber eine breite Anpassung feststellbar: Die Themen sind in Ost wie West, Süd wie Nord mindestens ähnlich, Boulevardisierung und Kommerzialisierung gehen hier wie dort voran. Strukturen und Tendenzen totalitärer Herrschaft jedenfalls sind in den „Ostmedien“ gänzlich verschwunden.

Ob über das Wende- und Wiedervereinigungsjahr 1990 in Ost- und Westdeutschland im Jubiläumsjahr 2015 unterschiedlich berichtet wird, ob anderes anders erinnert wird? Es wäre eine wissenschaftliche Untersuchung wert. *Isabel Stanoschek*

Abbildungen S. 12-14: Ironisch-kritisch begleitete das Ostberliner Satiremagazin *Eulenspiegel* die Ereignisse des Wendejahres (Titelbilder der Nummern 31, 16, 42 und 50/1990). Die Zeitschrift gibt es noch heute, nicht mehr hingegen die *Neue Berliner Illustrierte*, kurz *NBI*. Sie hatte 1990 ein neues, frisches Layout erhalten, versuchte sich auch mit Satire und mit freizügigen Titeln (Cover der Nummern 41, links, und 40/1990), doch ohne nachhaltigen Erfolg: Im Oktober 1991 wurde sie eingestellt.

Besuchen Sie das Geburtshaus des Jeans-Erfinders!

Erleben Sie die faszinierende Geschichte des Levi Strauss,
der auszog, um die Welt anzuziehen!



GEBURTSHAUS LEVI STRAUSS MUSEUM

Marktstr. 33 in Buttenheim

Tel. 09545/442602

www.levi-strauss-museum.de



Öffnungszeiten: Di, Do 14-17 Uhr, Sa, So 11-17 Uhr

Die Grande Dame des Feuilletons

Als Prototyp des modernen Menschen bezeichnete Hilde Spiel den Emigranten. Und meinte damit auch sich selbst. Vor 25 Jahren starb die bekannte Kulturkorrespondentin und Kritikerin.

Das literarische Exil ist eine „Gemütskrankheit, eine Geisteskrankheit, ja zuweilen eine körperliche Krankheit und sie ist vererbbar“, sagte die 1911 in Wien geborene Hilde Spiel 1975 während eines Vortrags, lange Zeit nachdem sie in ihre Heimat Österreich zurückgekehrt war. Spiel wohnt über 27 Jahre in London, wohin sie 1936 gemeinsam mit ihrem ersten Ehemann Peter de Mendelssohn wegen der steigenden antisemitischen Unruhen in Österreich geflohen war. Sprach- und Integrationsprobleme, Heimweh und immerwährende Zukunftsangst plagten Spiel während dieser Zeit. Vor allem Schriftstellern, das macht Spiels Schicksal deutlich, raubt der Verlust der Sprache die künstlerische Ausdrucksform.

Als Hilde Spiel 1963 nach Wien zurück kehrt, findet sie auch dort keine Heimat mehr. 1990 erscheint der zweite Teil ihrer Biographie *Welche Welt ist meine Welt?*. Bis zu ihrem Tod am 30. November, der sich 2015 zum 25. Mal jährt, weiß auch Hilde Spiel auf diese Frage keine Antwort. Sie ist heimatlos und sucht deshalb ihre Heimat im Schreiben. Sie schreibt schon während ihrer Zeit als Studentin der Philosophie und Psychologie erste Texte und gewinnt im Alter von 21 Jahren für ihr Erstlingswerk *Kati auf der Brücke* den Julius-Reich-Preis. Neben der Arbeit an ihren Romanen veröffentlicht sie auch immer wieder kleine Zeitungsgeschichten, hauptsächlich für die *Neue Freie Presse*.

Der Journalismus als Brotberuf

Die Arbeit als Journalistin ist für Hilde Spiel ein lästiges Übel, das sie als „Brotberuf“ bezeichnet. Doch ist der Journalismus lange Zeit ihre größte Einnahmequelle und sie fertigt ihre redaktionellen Arbeiten mit der gleichen sanften Poetik und dem Perfektionismus an, den man aus ihren Büchern kennt. Auch Marcel Reich-Ranicki, der stets von Hilde Spiels Texten angetan ist, lobt ihre Literatur- und Theaterkritiken als meisterhafte Prosastücke. Während ihrer Zeit in England stellt der Journalismus den einzigen Weg für Hilde Spiel dar, Geld zu verdienen.

So schickt sie ihre Texte unter anderem an die *Neue Zeitung*, den *Tagesspiegel*, die *Süddeutsche Zeitung* oder die *Weltwoche*. Zwar publiziert sie auch Bücher wie *Lisas Zimmer* oder *Flöten und Trommeln*, doch erhalten sie damals längst nicht die gleiche Aufmerksamkeit wie ihre Zeitungstexte. 1963 bekommt sie ein Angebot der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, als Kulturkorrespondentin auf dem europäischen Festland, vor allem in Österreich, zu arbeiten. Obwohl sie nie auf ihren zeitaufwendigen Beruf als Journalistin reduziert werden will, weiß sie, dass dies eine Chance ist, in Wien wieder Anschluss zu finden.



Die junge Hilde Spiel

Foto: New Vessel Press

Kulturleben in Wien

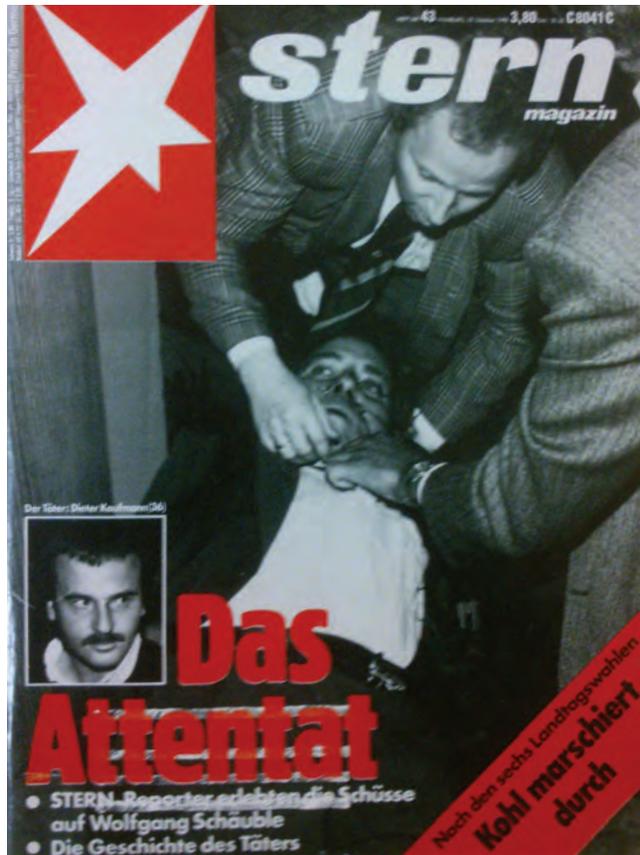
Zurück in Österreich schreibt Hilde Spiel exklusiv für die *FAZ*, bis sie krankheitsbedingt 1983 ihre journalistische Arbeit aufgibt. Spiel ist die Grande Dame der Feuilletons, die sie mit Berichten aus dem Wiener Kulturleben zum Lesehighlight macht. Vor allem die konventionellen, großen Theaterbühnen mischt sie auf, indem sie den Direktoren vorwirft, nicht mutig genug zu sein für Experimente oder revolutionäre Neuerungen. Spiels Offenheit und Direktheit bei politischen wie kulturellen Themen, die sie mit Nachdenklichkeit und Souveränität vermittelt, werden nicht nur geschätzt, sondern sind Teil ihres Schreib- und Lebensstils. Nach der journalistischen Arbeit gibt es für sie nur noch die Literatur.

Hilde Spiel findet im Schreiben ihrer Bücher, wie beispielsweise ihrer Biographie, eine Heimat.

Bianca Eberle

Zwei Schüsse und ein Messerstich

Das Bad des Politikers in der Menge kann gefährlich sein, lebensgefährlich. 1990 wurden Oskar Lafontaine und Wolfgang Schäuble bei Attentaten schwer verletzt – Anlass auch für schockierende Bilder und Diskussionen um die Ethik der Medien.



Wolfgang Schäuble liegt am Boden. Sein Blick ist panisch, Blut läuft über sein Gesicht. Zwei Männer sind ihm zur Hilfe geeilt. Dieses Bild zeigt die Titelseite des *Sterns* eine knappe Woche nach dem Attentat auf den Bundesinnenminister am 12. Oktober 1990. Auf den Innenminister war mehrfach geschossen worden. Eine Kugel traf den Kiefer, eine das Rückenmark. Seither ist Schäuble vom dritten Brustwirbel abwärts gelähmt. Täter ist der psychisch kranke Dieter Kaufmann, dessen Portrait ebenfalls auf dem Cover des *Sterns* zu sehen ist. Die Legende verrät seinen vollen Namen. Über das Motiv des Attentäters berichtet die *Tagesschau*, Kaufmann habe sich durch den Staat verfolgt gefühlt und die Schuld bei Schäuble gesehen.

Ähnliche Bilder sah man auch nach dem Attentat auf Oskar Lafontaine kurz zuvor. Lafontaine, Ministerpräsident des Saarlandes, befindet sich am 25. April 1990 auf einer SPD-Wahlkampfveranstaltung in Köln, als Adelheid Streidel ihm auf der Bühne einen Blumenstrauß überreicht. Der *Spiegel* zeigt diese Szene auf seinem Titel. Die Schlagzeile: „Die Wahnsinnstat“. In dem Blumenstrauß verbirgt Streidel ein Küchenmesser. Sie bittet Lafontaine um ein Autogramm. In diesem Moment rammt Streidel dem Politiker das Messer in die rechte Halsseite. Die Klinge verfehlt die Halsschlagader nur um Millimeter. Lafontaine überlebt das Attentat zumindest ohne große



physische Folgen. Die Verletzung und weitere Hintergründe des Attentats beschreibt der *Spiegel* auf insgesamt acht Seiten. Zwar zeigt er kein Blut auf der Titelseite, dafür bekommt der Leser den verletzten Lafontaine gleich mehrfach in den Bebildnerungen des Artikels zu sehen. Hinzu kommt eine grafische Darstellung, die die Stichrichtung des Messers und die umliegenden Gefäße zeigt. „Die innere Halsschlagader versorgt das Gehirn mit sauerstoffreichem Blut. Gegen Sauerstoffmangel sind die Nervenzellen besonders empfindlich. Eine Unterbrechung von nur vier Minuten Dauer kann schon tödlich sein“, so der *Spiegel*. In 63 Zeilen werden die anatomischen Strukturen der Verletzungsregion erklärt. Auch ein Portrait der Täterin wird abgedruckt. Daneben viele Infos über das Leben und die Krankheit der Frau. „Adelheid Streidel zeigte alle Anzeichen einer paranoiden Psychose. Störungen der Wahrnehmung, des Denkens und des Gefühls gelten als die drei klassischen Zeichen der wahnhaften Krankheit, die am Ende zu einem ‚gespaltenen Ich‘, zur Schizophrenie, führt.“ Vor allem aber geht es um die Frage, ob man das Attentat hätte verhindern können, wenn die Behörden einen von der Schwester gestellten Antrag zur Vormundschaft schneller bearbeitet hätten.

Wo liegen die Grenzen der Berichterstattung? Dürfen Opfer fotografiert und Details über Täter preisgegeben werden? Im

Kodex des deutschen Presserats findet man verschiedene Auslegungen. Zum einen dürften Fotos von Opfern veröffentlicht werden, wenn es sich um Personen des öffentlichen Lebens handelt. Zum anderen sei „unangemessene Darstellung“ zu vermeiden, da „bei der Platzierung bildlicher Darstellungen von Gewalttaten und Unglücksfällen“ die mögliche Wirkung auf Kinder beachtet werden muss. Die Veröffentlichung von Täternamen ist laut Pressekodex dann legitim, wenn „das berechnete Interesse der Öffentlichkeit im Einzelfall die schutzwürdigen Interessen von Betroffenen überwiegt“.

In einem *Stern*-Interview im Jahr 2009 sprechen Oskar Lafontaine und Wolfgang Schäuble darüber, wie die Attentate ihr Leben und auch ihre gegenseitige Beziehung verändert haben. Man gehe anders miteinander um, nehme mehr Rücksicht aufeinander, erklärt der damalige Linken-Chef Lafontaine. Schäuble nennt es eine „zusätzliche Hemmschwelle“, die zwischen den beiden herrsche. Bei der Vorstellung einer Schäuble-Biografie im September 2012 verteidigte Lafontaine

Schäuble, vor allem als es um dessen Bruch mit Helmut Kohl ging. Denn seit der CDU-Spendenaffäre vor 15 Jahren sind Schäuble und Kohl zerstritten. Schäuble hatte damals in einem Vieraugengespräch von Kohl gefordert, die Spender offen zulegen, da er sonst als Abgeordneter zurücktrete. Kohl habe damals sinngemäß erwidert, dass er dazu nicht den Mut habe, da dies als Schuldeingeständnis gewertet würde. Keiner solle Schäuble Feigheit vorwerfen, wenn es um den Machtkampf mit Kohl gehe – denn „im Rollstuhl schafft man einen solchen Kraftakt nicht“, so Lafontaine. Mut hat Schäuble seither oft bewiesen. Das Attentat vor 25 Jahren hat sein Leben für immer verändert. Doch, so paradox es klingen mag: Auch im Rollstuhl beweist er immer wieder aufrechten Gang.

Attentate auf offener Bühne wie die von 1990 gab es glücklicherweise seither nicht mehr auf deutsche Spitzenpolitiker. Der richtige Umgang mit Opfern (wie Tätern) von Gewalttaten insbesondere in der Bildberichterstattung ist aber bis heute eine Herausforderung für die Medien. *Bettina Wegeler*

Die Maske des bayrischen Biedermannes

Vor 25 Jahren wurde der bayerische Volksschauspieler Walter Sedlmayr ermordet.

Am Tag seines Todes lächelte er noch von großen Werbeplakaten auf die Münchner Passanten herunter: Auf einem Arm einen Dackel, in der anderen Hand ein Glas Weizen. Der Volksschauspieler Sedlmayr schien die ideale Werbefigur einer großen Münchner Brauerei zu sein. Ein gestandenes Mannsbild durch und durch, das Wirtshausgemütlichkeit ausstrahlte. In Sedlmayrs Erscheinung schien die Bayrische Seele leibhaftig geworden.

Berühmt wurde der füllige, schnauzbärtige Münchner durch seine Hauptrollen in Serien wie *Der Millionenbauer* oder *Polizeiinspektion 1*. Ab 1982 las er beim traditionellen Starkbieranstich auf dem Nockherberg den „Großkopferten“ die Leviten. Durch seinen schauspielerischen Erfolg, Werbeeinnahmen, Erbschaften und sein Prominenten-Restaurant „Zum Sedlmayr“ wurde er Millionär. Sedlmayr lebte mit seiner Mutter bis zu deren Tod 1988 in einem Haus. Sie war die wichtigste Person in seinem Leben. Doch auch sie ahnte wohl nichts von seinem Geheimnis. Am 14. Juli 1990 wurde Walter Sedlmayr von seinem Privatsekretär tot in seiner Wohnung gefunden – mit einem Hammer erschlagen. Durch die Ermittlungen erfuhr die Öffentlichkeit erstmals von Sedlmayrs Homosexualität mit Neigung zu masochistischen Sexualpraktiken. Die Boulevardblätter sezieren sein Privatleben bis ins Allerkleinste. „Der Mörder kam von hinten“, titelte beispielsweise die *Bild* so kurz wie doppeldeutig. Auch die Münchner Boulevardblätter *tz* und *Abendzeitung* versuchten sich mit geschmacklosen Schlagzeilen über den „Mord im Homo-Milieu“ zu übertrumpfen. Selbst *Der Spiegel* unterstellte Sedlmayr „eine ausgesprochene

Schwäche für hart zupackende Jünglinge aus der Stricherszene, gern auch Straftatlassene und Minderjährige“, ohne eine Quelle zu nennen. Fast schien es die Presse zu bedauern, dass sich der Fall von einem Tötungsdelikt im schwulen Lack- und Leder-Milieu im Zuge der Ermittlungen zu einer vergleichsweise langweiligen Bluttat aus Habgier entwickelte.

Die Täter hatten versucht, falsche Spuren ins Strichermilieu zu legen. Der Ziehsohn Sedlmayrs und dessen Halbbruder wurden schließlich von der Polizei festgenommen. Der von Sedlmayr Protegierte war jahrelang sein Begleiter und Kontaktperson ins Strichermilieu gewesen. Als Sedlmayr ihm vorwarf, ihn geschäftlich zu betrügen, kam es zum Zerwürfnis. In einem nicht unumstrittenen Prozess wurden die beiden Halbbrüder zu lebenslanger Haft verurteilt. Nach 16 Jahren wurden sie auf Bewährung entlassen. Um ein neues Leben zu beginnen, versuchten sie ihre Namen aus den Online-Archiven von Medienunternehmen löschen zu lassen. Der Bundesgerichtshof wies die Unterlassungsklage jedoch ab. Das Informationsinteresse der Öffentlichkeit sei höher als das Schutzinteresse der Kläger (deren Namen hier dennoch nicht genannt seien). Sedlmayr war ein Zerrissener und Einsamer, der seine Homosexualität stets zu verheimlichen suchte. So war Sedlmayrs Image als Paradebayer sein größter Erfolg und wohl auch eine große Qual. Dass er genau für das geliebt wurde, was er nicht war, steht für die Tragödie im Leben des begnadeten Komödianten. Mit seinem Tod wurde das einstige Bild des Schauspielers ausgelöscht. Sinnbildlich wurden seine Werbeplakate in einer Nacht-und-Nebel-Aktion überklebt. *Miriam Och*

Mit einem Augenaufschlag

Sie konnten zetern, nörgeln, unausstehlich sein – und mussten nur einmal lächeln, um das Publikum wieder auf ihre Seite zu ziehen: die großen Filmdiven des 20. Jahrhunderts. Vor 25 Jahren sind sechs Grand Dames der Kinoleinwand gestorben.



Wenn sich zwei Diven in einem Film treffen, kann es nur um einen Mann gehen: James Mason als Brandon Bourne ist hin und her gerissen. Oder sollte man sagen, er wird hin und her gerissen, als er sich mit dem neuen Freund seiner ehemaligen Geliebten schlägt und später sogar in ihrem Apartment landet? Seine Frau von der New Yorker East Side spielt Barbara Stanwyck, die Geliebte (Ava Gardner) ist natürlich von der West Side. Klar, dass das Streit gibt. Bis eine tot in ihrem Apartment liegt und die andere ihre Beziehung beendet.

Grafik: Metro-Goldwin-Meyer

Ihre schmalen Augenbrauen sind zusammengezogen. „Wenn ich schon gehe, dann lasse ich es darauf ankommen“, raunt Barbara Stanwyck mit rauer Stimme. Sie geht einen Schritt auf Gary Cooper zu, schiebt ihren Oberkörper in seine Richtung, schnauft. „Aber das geht ja nicht, du bist zu groß.“ Sie zieht zwei Bücher vom Schreibtisch, legt sie vor sich auf den Boden und steigt mit ihren Stöckelschuhen darauf. Perfekt. Stanwyck schmiegt ihren Oberkörper an Gary Cooper, der steif da steht, verunsichert. Sie küsst ihn einmal, zweimal, dann fallen sie um. Sie landet auf seinem Körper und drückt ihm einen langen Kuss auf die Lippen. Gary Cooper schaut: hilflos.

Hilflos verfallen war auch das amerikanische Kinopublikum der Schauspielerin mit dem schmalen Gesicht und den dunkelbraunen Locken. Der Film *Ball of Fire* wurde im Jahr 1941

in den Kinos gezeigt. Alle Sorgen des Alltags für wenige Sekunden vergessen, wenn Barbara Stanwyck eine Schnute zog. Stanwyck war voller Charme, Grazie, Leichtigkeit – und reihte sich damit in die Runde der großen Filmdiven des 20. Jahrhunderts ein. In den Kreis der Frauen, die die Welt mit ihrem Wechsel aus Verletzlichkeit und Bestimmtheit, mit ihrer natürlichen Anmut und ihren Geschichten in den Klatschkolumnen in den Bann zogen.

Barbara Stanwyck: Das zähe Unkraut aus Brooklyn
(*16.07.1907; † 20.01.1990)

Der Weg in die Herzen des Kinopublikums war steinig. Über ihr Filmdebüt in *Broadway Nights* (1927) sagt die selbstkritische Schauspielerin später: „Keine Stinkbombe hat die Leute

je so schnell aus einem Theater getrieben wie dieser Film. Und ich war sogar noch schlechter als der Film.“ Stanwyck spielte in mehr als 80 Filmen mit, verkörperte darin jede Rolle, egal ob schießende Westernheldin oder energische Firmenchefin. Nur das naive Frauchen wollte sie nie spielen. „Ich bin ein zähes Unkraut aus Brooklyn. Ich werde schauspielern, bis ich 90 bin und dann werden sie mein Gesicht nicht mit Make-Up zukleistern müssen“, sagt sie über ihr Leben. Als Stanwyck im Alter von 82 Jahren stirbt, war sie mehr als 60 Jahre vor der Kamera gestanden.

Ava Gardner: Femme Fatale auf der Leinwand – und im Privatleben

(*24.12.1922; † 25.01.1990)

Sie galt als eine der schönsten Frauen ihrer Zeit. Deswegen wurde die Frau mit dem herzförmigen Gesicht als Schauspielerin von vielen nicht ernst genommen. Sie selbst kokettierte mit diesem Image. „Ich war niemals wirklich eine Schauspielerin. Unter uns war das niemand. Wir sahen einfach nur gut aus“, sagte Gardner einmal über sich und ihre Kolleginnen.

Mit ihrem illustren Privatleben – drei Ehen, unter anderem mit Frank Sinatra – füllte Ava Gardner die Klatschkolumnen Nordamerikas. Sie selbst war nie auf ein sauberes Image bedacht, sondern verkörperte die Rolle des Sexsymbols in den Filmen, genau wie in ihrem Privatleben. „Mit Sinatra hatte ich eine tolle Zeit im Bett, aber der Ärger begann meist auf dem Weg ins Bad“, schrieb sie selbst einmal über ihre Ehekrise.

Capucine: Vom Modeln gelangweilt

(*06.01.1928; † 17.03.1990)

Die Schauspielerin Capucine, eigentlich Germaine Hélène Irène Lefebvre, perfektionierte das Wechselspiel aus augenzwinkerndem Publikumsliebling und schwermütiger Privatperson. Die Französin aus der gut betuchten Oberschicht litt unter einer bipolaren Störung. Zunächst arbeitete Capucine als Model in Paris, wo sie sich mit Audrey Hepburn anfreundete. Weil sie von ihrem Job – nach eigenen Aussagen – gelangweilt war, flog sie nach Amerika und lernte dort einen Filmproduzenten kennen, der sie unter Vertrag nahm.

Ihre Glanzzeit hatte sie in den 1960er Jahren mit Filmen wie *Der rosarote Panther*. Sie war für ihr Spiel mit der Kamera berühmt: „Ich stelle mir immer vor, die Kamera sei ein attraktiver Mann“, erklärte Capucine ihr Auftreten. Die Schauspielerin brachte sich am 17. März 1990 im Alter von 57 Jahren um. Am Ende ihres Lebens war Capucine einsam: „Die einzigen Hinterbliebenen waren ihre drei Katzen“, schrieb die *New York Times*.

Greta Garbo: Nichts passendes zum Anziehen

(* 18.09.1905; † 15.04.1990)

Ihr berühmtester Filmsatz war gleichzeitig das Motto ihres Lebens. „Ich möchte allein sein, ich möchte doch nur allein sein“,

hauchte sie im Film *Menschen im Hotel* (1932), als sie eine alternde Ballerina im Tutu verkörperte. Die Schwedin Greta Lovisa Gustafsson, die unter dem Namen Greta Garbo berühmt wurde, wurde vom Publikum vergöttert. Aber schon kurz nach ihrem Durchbruch in den USA Ende der 1920er Jahre weigerte sich Garbo, Interviews zu geben oder zu ihren Filmpremierer zu erscheinen.

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs drehte sie überhaupt keine Filme mehr. Sie wurde zu einem Mythos, weil sie es so wollte. Das vom Publikum herbeigesehnte Comeback gab es nie. Stattdessen führte Greta Garbo bis zu ihrem Tod ein von der Öffentlichkeit zurückgezogenes Leben. Sie gärtierte viel und machte ausgedehnte Spaziergänge durch den New Yorker Central Park.

Einmal soll sie sogar eine Einladung von Königin Elisabeth II. zum Tee ausgeschlagen haben. Garbos Begründung: Sie habe nichts zum Anziehen.

Jill Ireland: Die Frau an der Seite eines Halbvulkaniers

(* 24.04.1936; † 18.5.1990)

Sie war die einzige Frau, die Mr. Spock jemals liebte. Berühmt wurde die Schauspielerin Jill Ireland durch ihren Auftritt als „Leila Kalomi“ in der Science-Fiction-Serie *Raumschiff Enterprise*. Danach ergatterte Ireland vor allem Nebenrollen in den Filmen ihres Mannes Charles Bronson. Viel Zeit war der gelernten Tänzerin aber nicht vergönnt: Sie führte einen jahrelangen Kampf gegen den Brustkrebs, über den sie zwei Bücher schrieb. „Ich bin eine Kämpferin und nicht ein Opfer“, sagte die Familienmutter kurz vor ihrem Tod. Sie starb im Alter von 54 Jahren an den Folgen der Erkrankung.

Irene Dunne: First Lady of Hollywood

(* 20.12.1898; † 04.09.1990)

Der Feierabend war ihr heilig. Deswegen glich der Vertrag von Irene Dunne fast dem einer Bürokauffrau: Sie musste jeden Tag nur von 10 bis 18 Uhr arbeiten. Die Schauspielerin fürchtete, sonst zu wenig Schlaf zu bekommen. Und Dunne war überzeugt, dass sie nur wegen ihrer strikten Bettruhe anhaltend jung aussehe.

Auch sonst führte die Schauspielerin ein beschauliches Leben. Dunne war mit einem Zahnarzt verheiratet und engagierte sich für die republikanische Partei. Trotz zahlreicher Angebote entschied sie sich 1952 auf dem Höhepunkt ihrer Karriere, keine weiteren Rollen mehr anzunehmen. Warum sie bei den Zuschauern so beliebt war, konnte sie sich eh nicht erklären. „Berühmtheit ist eine sonderbare Sache. Die Öffentlichkeit reagiert auf ein Grübchen, ein Lächeln, ein Lachen, eine Frisur, eine Einstellung. Ob man berühmt wird, hängt weniger vom schauspielerischen Talent als von der Persönlichkeit ab“. Die Essenz der Filmdiven, verpackt in wenige Worte.

Dorothea Wagner

Berge, Geier, Bauernlümmel

Der Südtiroler, die Österreicherin und der Bayer: Drei unterschiedliche Charaktere, geeint durch ihre Volkstümlichkeit und ihr Spiel vor alpinem Hintergrund. Vor 25 Jahren sterben Luis Trenker, Heidemarie Hatheyer und Beppo Brem.

Luis Trenker – Der Berg ruft ihn

Der Bergsteiger stürzt in eine Spalte. Seine Begleiterin glaubt ihn verloren – doch sie irrt. Mit der Kraft seiner Muskeln und einem Eispickel befreit sich der Verunglückte aus dem eisigen Grab. Szenen wie diese in *Liebesbriefe aus dem Engadin* (1938)

Bahnen. Als „Geierwally“ wird die 1918 in Villach geborene Heidemarie Hatheyer bekannt. „Gekränkter Stolz einer Frau, ein hartherziger Vater, böse List einer Magd, ein halbzahmer Raubvogel als Symbol für Freiheit und Zwang“, schreibt der *Spiegel* über den Film *Die Geierwally* (1940). Und mittendrin



Luis Trenker mit Filmpartnerinnen in *Liebesbriefe aus dem Engadin* (1938)

Quelle: aus dem Buch *Luis Trenker ungeschminkt* von Hans-Jürgen Panitz, Tyrolia-Verlag 2009

sind Luis Trenkers Spezialität. Die Darstellung kerniger Burschen, flammende Berge und rasante Skifahrten machen den 1892 im Südtiroler Grödnertal geborenen Bergsteiger, Schriftsteller, Regisseur und Schauspieler berühmt. Trenkers Filmkarriere beginnt mit einem Zufall: Weil der Hauptdarsteller nicht klettern kann, übernimmt Trenker dessen Part in *Berg des Schicksals* (1924). Mehr als 20 Filme dreht Trenker, mehr als 20 Bücher, Bergromane und Tourendarstellungen schreibt er – oft zusammen mit anderen oder mit Hilfe von Ghostwritern. Unumstritten ist Trenker nicht, Plagiatsvorwürfe folgen. Den „Münchhausen der Berge“ nennt ihn der *Spiegel* 1954. Die Idealisierung der Heimat kommt bei den Faschisten süd- wie nördlich der Alpen gut an. „Hitler ist Feuer und Fett“, notiert Goebbels 1933. Doch Trenker will sich, trotz NSDAP-Mitgliedschaft, nicht vereinnahmen lassen: „Schweinestück“ nennt Goebbels ihn 1940. Nach Kriegsende dauert es, bis Trenker an alte Erfolge anknüpfen kann. Mit ausladenden Gesten und lebhaften Beschreibungen seiner alpinen Erlebnisse gelingt ihm ab 1959 eine zweite Karriere im Fernsehen. „Er hat sich rein geworfen ins Seil, es ist gerissen und er ist 30 Meter auf den Kopf gefallen“, erzählt Trenker über den Tod eines Bergführers am Matterhorn – die Realität geht selten so glücklich aus wie im Film. Am 12. April 1990 stirbt Luis Trenker in Bozen.

Heidemarie Hatheyer – Die mit dem Geier spricht

Einsam sitzt die junge Frau auf einem Felsen. Hinter ihr türmen sich karge Berge. Über ihr zieht ein Raubvogel seine

die österreichische Schauspielerin, die „trotz der herrschenden Ideologie das eindrucksvolle Porträt einer nicht angepassten Frau“ verkörpert. Zwei Jahre zuvor wurde sie von Luis Trenker entdeckt – und gab in *Der Berg ruft* ihr Leinwanddebüt. 1941 spielt Hatheyer in dem nationalsozialistischen Propagandafilm *Ich klage an* mit. Nach Kriegsende kann sie ihre Karriere trotzdem fortsetzen: als Charakterdarstellerin am Theater, in zahlreichen Filmen und zuletzt in der Fernsehserie *Diese Drombuschs*. Doch Hatheyer bleibt stets die „Geierwally“. Am 11. Mai 1990 stirbt sie im Schweizer Zollikon.

Beppo Brem – Der ewige Lümmel

Mahlzeit! Ein Ehepaar sitzt in einem noblen Restaurant. Plötzlich rutscht ihm etwas vom Teller – oh Schreck, das Tisch Tuch! „Xaver, schau her, was du wieder gemacht hast! Also, Du bist doch a richtige Dreck...“, weist sie ihn zurecht. „Sprich’s nicht aus, wir sind ja nicht daheim“, fährt er ihr über den Mund. Der erste Werbespot, den die ARD 1956 sendet, wirbt für Persil – mit Beppo Brem und Liesl Karlstadt. Szenen wie diese tragen dem 1906 in München geborenen Brem die Bezeichnung „Bayerisches Urviech“ ein. In Komödien wie *Das sündige Dorf* (1940) oder *Quax, der Bruchpilot* (1941) gibt Brem den Bauernlümmel. Neben dem Klamauk wirkt er in NS-Propagandafilmen mit, es folgen Lausbubengeschichten in den 60ern, Sexfilme in den 70ern und immer wieder Theaterauftritte. Der beliebte Volksschauspieler stirbt am 5. September 1990 in seiner Heimatstadt.

Isabel Stanoschek

Die Heidi / Kleines Porträt der Heidemarie Hatheyer

Heidemarie Hatheyer hat sich schon sehr früh darauf vorbereitet, von Luis Trenker für den Film „Der Berg ruft“ entdeckt zu werden. Sie konnte kaum auf ihren zwei Beinen stehen, da hatte sie schon Lederhosen an . . .

In ihrer Heimat, in Kärnten, sind Lederhosen übrigens nichts Besonderes. Auch die kleinen Mädels tragen Lederne, sie sind billig und kleidsam. „Jung Siegfried“ nannten die Leute in Klagenfurt die Heidi, weil sie mit allen Mannsbildern zwischen acht und zwölf Jahren Händel suchte und dabei keiner Rauferei aus dem Wege ging.



Heidemarie Hatheyer als Felicitas Favre in „Der Berg ruft“

Aufnahme Trenker-Film-Terra Filmkunst

Dreizehnjährig kam Heidi nach Wien, in die Bundeserziehungsanstalt. Um Gottes willen, was hatte sie denn verbrochen? Nichts, aber auch gar nichts! Der Name der Anstalt hört sich nur so streng an. Übrigens — die kleine Hatheyer hatte eine herrliche Hintertür gefunden — sie nahm Privatstunden im Sprechen und in allem, was zur Bühnenausbildung gehört. Ihre schauspielerische Begabung wurde sogar auf der Bundeserziehungsanstalt erkannt und gewürdigt.

Voriges Jahr hat die Heidi ihr Abitur gemacht und gleichzeitig ihre Bühnenprüfung. Alle Prüfungen der Schule bestand sie mit Bravour. Ehe sie sich's versah, landete sie auf einer Wiener Kleinkunsthöhne, um — o unerforschliches Schicksal! — alsbald von Luis Trenker gesehen und entdeckt zu werden.

Luis Trenker brauchte so ein Mädels für seinen neuen Matterhorn-Film „Der Berg ruft“: blond und lieb und einfach, aber auch nicht zu süß und mädchenhaft-albern, sondern schon recht selbständig und mit einem Anflug von Herbheit. Die Felicitas Favre, die Heidi zu spielen hatte, steht gegen eine ganze Welt in ihrer Liebe zu Toni Carrel, diesem einsilbigen, zähen, unberechenbaren Bergführer, der das Matterhorn besiegen will . . .

Es ist keine alltägliche Rolle. Die beiden Männer in dem Film, von denen man sagen kann, daß sie Rivalen sind, geraten sich nicht in die Haare um eines blonden Mädels willen, sie haben nur den Berg im Sinn. Aber gerade deshalb ist die Rolle der Felicitas so schwer. Sie läuft Gefahr, blaß zu wirken, wenn nicht eine Leistung ihre Umriss bestimmt.

Was Heidemarie Hatheyer nach dem Trenker-Film macht? Nun, sie ist auf drei Jahre an die Kammerspiele in München verpflichtet, eine Bühne, die wie wir wissen, schon oft zur Stätte der Pflege für das Wachstum wirklicher Begabungen geworden ist.

Zeitgenössischer Bericht über Heidemarie Hatheyer aus der Zeitschrift *Filmwelt* vom 7. Januar 1938.



Wir bewegen Bamberg. Unsere Leistungen

Energie in Bamberg

86.000 Tonnen CO₂-Einsparung* durch Ökostrom nachhaltig und bezahlbar

Bäder in Bamberg

27.450 m² Liegewiese sonnig und entspannt

Multimedia in Bamberg

200 Mbit/s über Glasfaser schnell und zukunftssicher

Mobilität in Bamberg

230 km Buslinien-Netz zuverlässig und umweltfreundlich

Wasser in Bamberg

5,2 Mrd. Liter pro Jahr frisch und rein

Stadtwerke Bamberg

28.000 Euro pro Jahr für gemeinnützige Projekte sozial und regional

*gegenüber dem Energieträgermix in Deutschland 2011

Tausend tolle Sachen

Ernie und Bert, Kermit und Miss Piggy – die Helden aus Sesamstraße und Muppet Show kennt jeder. Auch der Name ihres Erfinders Jim Henson ist bekannt. Nur wenige wissen wohl, dass der am 16. Mai 1990 Gestorbene nicht nur Kinderfernsehen gemacht hat.

„So was, und das stimmt wirklich. Rudi, das ist ja umwerfend. Geht mir genauso.“ Ernie hält sich eine Banane ans Ohr, als Bert herein kommt. „Ernie, hör mal, weißt Du, dass Du mit einer Banane sprichst?“ „Nein, Bert, genau genommen, spreche ich mit Rudi durch eine Banane. Wenn Du bitte entschuldigst. Bin wieder da, Rudi.“ „Rudi?“ „Das ist Rudi, der Elefant. Du weißt, der vom Zirkus. Ein Elefant, große Ohren, ein Rüssel und so.“ „Ich weiß, was ein Elefant ist. Aber, wie telefoniert man mit einem Elefanten durch eine Banane?“ „Indem ich es mir vorstelle, Bert.“ „Ah, Du stellst es Dir nur vor. Ich habe mir schon Sorgen gemacht“, sagt Bert, dreht sich um und will eigentlich gehen.

In dem Moment hat Ernie die Idee, Bert könne doch auch noch mit Rudi sprechen. Bert ist wenig begeistert, aber Ernie bleibt hartnäckig. Schließlich zählt Bert am Bananentelefon Dinge auf, die er mag: Büroklammern, Kronkorken und Tauben, er ergänzt, seine Lieblingsfarbe sei Grau ... Bert ist so vertieft, dass er überhört, als das richtige Telefon klingelt. Ernie geht ran: „Bert, nein, der kann nicht ans Telefon. Der spricht gerade durch eine Banane mit einem Elefanten.“ Und Ernie lacht sein unvergleichliches, schepperndes Lachen.

Der, die, das ...

Seit mehr als vierzig Jahren können deutsche Fernsehzuschauer Zeuge dieser spannungsreichen Beziehung zwischen zwei untrennbaren Puppen werden: Im Januar 1973 strahlte der NDR die erste Folge der *Sesamstraße* aus, die inzwischen in 140 Ländern der Welt gezeigt wird. Nach wie vor sind die damals schon eingesetzten Charaktere Ernie und Bert nicht aus der Serie wegzudenken. Erfunden hat die beiden und viele weitere Puppen der Amerikaner Jim Henson.

Fast sein ganzes Leben widmete Henson dem Puppenspiel und dem Fernsehen. Auch als er vor 25 Jahren am 16. Mai 1990 mit nur 53 Jahren nach einer verschleppten Lungenentzündung starb, begleiteten ihn seine Schöpfungen. Beim Gottesdienst zu seiner Beerdigung in der Kirche St. John the Divine in New York trug kaum keiner der Trauergäste schwarz, stattdessen war das Innere der Kirche gefüllt mit Menschen in prächtigen Kostümen und Hunderten von Schmetterlingen, die in Hensons Werkstätten erstellt worden waren. Ganz so, wie er es sich gewünscht hatte.

Ihn aber bloß auf Kinderfernsehen zu reduzieren, das hätte er nicht gerne gehört, denn er sei auch Zeichner gewesen, habe Kurzfilme gemacht, Cartoons erstellt, Werbespots gedreht, Fantasy-Filme für Erwachsene produziert und vieles mehr gemacht, wie seine zweitälteste Tochter Cheryl einmal

hervorgehoben hat: „Eigentlich waren ja Comedy-Shows für Erwachsene immer das Lieblingsding meines Vaters.“

Jim Henson wurde am 24. September 1936 als James Maury Henson geboren. Schon früh interessierte er sich für das Puppenspiel und war Mitglied in einem Puppenspielerclub. Er liebte die vielseitige Herausforderung, sich an allem zu beteiligen: am Entwurf und dem Bau der Puppen, der Erstellung des Bühnenbildes, dem Verfassen der Texte und schließlich der Aufführung. Ebenso war er vom Medium Fernsehen und dessen technischen Möglichkeiten fasziniert. Während seines letzten High School-Jahres verband er beides und jobbte als Puppenspieler bei einer örtlichen Fernsehstation.

... wer, wie, was ...

Die Vorfahren von Ernie und Bert entstanden dann während seiner ersten Jahre an der Universität Maryland, an der er Kunst und Bühnenbild studierte (von 1954 bis 1960). Damals entwickelte er gemeinsam mit seiner einstigen Studienkollegin und späteren Ehefrau Jane Nebel die Fernsehshow *Sam and Friends* – eine fünfminütige Comedy-News-Show. Die Show lief von 1955 bis 1961 im Nachtprogramm von WRC, einer Tochtergesellschaft von NBC in Washington. Sie gaben dem Puppenensemble den Namen „Muppets“, eine Wortschöpfung aus „Puppets“ und „Marionetten“.

Während dieser Zeit entstand auch der charakteristische Stil der Muppets: der „Muppet-Look“, der gekennzeichnet ist durch die Reduzierung auf das Wesentliche, die besondere Lage der Augen im Verhältnis zu Nase und Mund und der Verwendung vielfältiger und einfacher Materialien. Eine der ersten „Muppets“ war Kermit, den Henson für *Sam and Friends* aus einem ausrangierten Übergangsmantel seiner Mutter erstellte – mit zwei Hälften eines Tischtennisballs als Augen. Wichtig waren stets zwei Aspekte: Die Puppen sollten möglichst wenig wiegen und sehr beweglich sein.

... wieso, weshalb, warum ...

Mit *Sam and Friends* hatte Henson dann auch seinen ersten Erfolg: 1958 erhielt er dafür einen lokalen Emmy-Preis. Erfolgreich war er danach auch mit *Rowlf the dog*, der von 1963 bis 1966 in der *Jimmy Dean Show* bei ABC lief – ursprünglich entwickelt für einen Werbespot für Hundenahrung. Henson, der nicht nur Entertainer sein wollte, verfolgte gleichzeitig andere Interessen: Filmemachen allgemein und Animation im Speziellen. Seine erste experimentelle Arbeit war dabei *Timepiece* im Jahr 1964 – ein surrealistisches Märchen, dem weitere Experimentalfilme folgten.

Als 1969 ein radikal neues Konzept für Kinderfernsehen zunächst mit dem Arbeitstitel „The Preschool Educational Television Show“ umgesetzt wurde, um Kinder aus bildungsfernen Schichten zu erreichen, war auch Henson mit dabei – obwohl er anfangs eigentlich nicht hatte mitmachen wollen, da er mit seiner damaligen Arbeit an *Timepiece* und weiteren Projekten Erwachsene ansprechen wollte und nicht Kinder. „Jim war schließlich einverstanden, an der *Sesamstraße* zu arbeiten, weil es ihm die Möglichkeit gab, an einer ganzen Bandbreite an Dingen zu arbeiten – Puppenspiel, Animation – und natürlich wegen unserer Kinder. Durch sie begann er zu realisieren, dass Kinder ein sehr anspruchsvolles Publikum sein können“, erinnerte sich vor einigen Jahren seine inzwischen verstorbene Ehefrau Jane, mit der er von 1959 bis 1986 verheiratet war und insgesamt fünf Kinder hat.

... wer nicht fragt, bleibt dumm!

Die Fernsehvorschulserie *Sesamstraße* mit Ernie und Bert und vielen mehr brachte ihm schließlich den Durchbruch. Die daraus bekannten Muppets traten auch in diversen anderen Shows auf, bevor 1975 erstmals die *Muppet Show* mit dafür extra entwickelten Puppen ausgestrahlt wurde. Das Puppen-Programm für Erwachsene erzielte einen riesigen Erfolg.

Die *Muppet Show* lief in den 1970er und den 1980er Jahren in mehr als 100 Ländern, bis 1982 auch im Zweiten Deutschen Fernsehen. Von der *Muppet Show* entstanden bis 1981 insgesamt 120 Folgen; neben den Puppen traten dort viele Prominente und Künstler aus Film,

Musik und Fernsehen auf, etwa Elton John, Sylvester Stallone oder Johnny Cash.

Den Auftakt von mittlerweile sieben Muppets-Spielfilmen im Kino machte Henson 1979. Die meisten Puppen darin wurden damals noch von Jim Henson selbst gesteuert. Der *Muppet Movie* wurde für zwei Oscars nominiert.

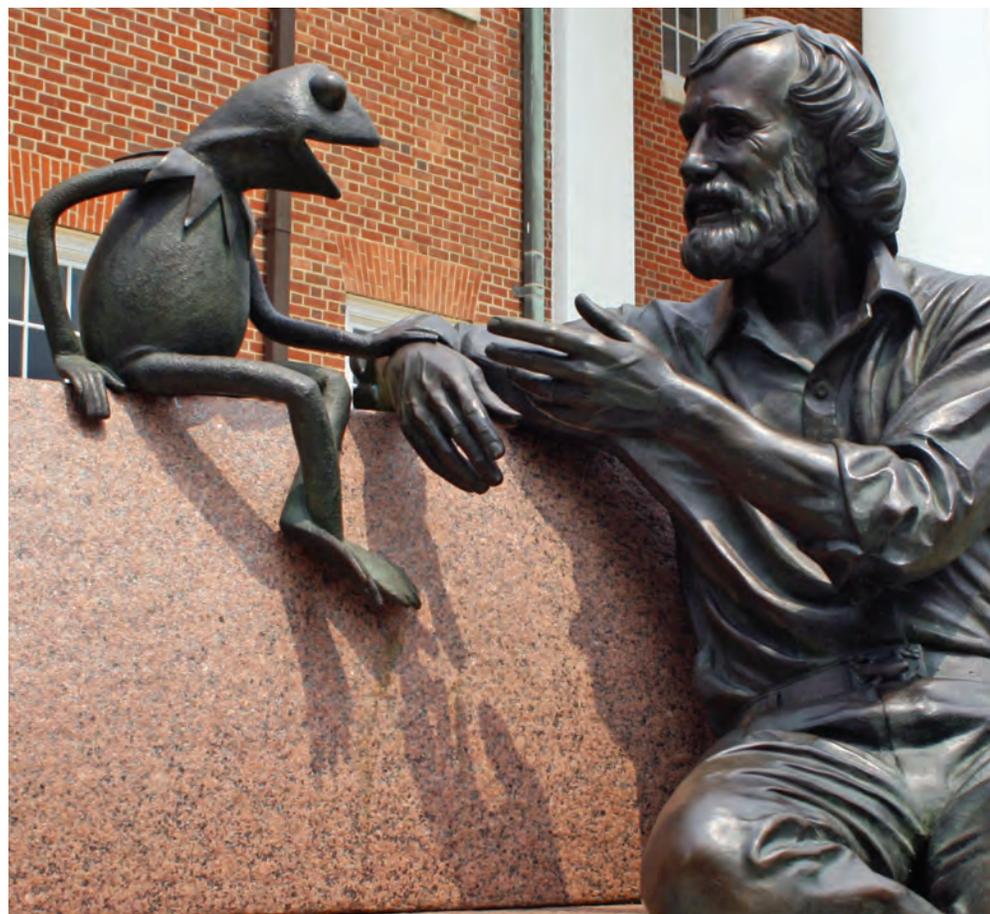
Mit dem Musical *Die Muppets erobern New York* erweiterte Henson 1984 sein Repertoire erneut. Im gleichen Jahr kamen die *Muppet Babies* als Zeichentrick hinzu. Ein Jahr vorher, 1983, entwickelte er darüber hinaus, die *Fraggles*, eine neue Muppetgeneration. Seit 2012 können Hensons Puppen sogar auf einen Stern auf dem Walk of Fame in Hollywood stolz sein.

Trotz seiner Erfolge mit *Sesamstraße*, *Muppet Show* und Co. vernachlässigte Henson nicht seine weiteren Interessen und produzierte in den 1980er Jahren zwei Fantasy-Filme: *Der dunkle Kristall* (1982) und *Die Reise ins Labyrinth* (1986) mit David Bowie in einer Hauptrolle. Hensons letzter Film war 1990 *Die Hexen*.

Nach wie vor befindet sich die Jim Henson-Company in Familienbesitz; seine Kinder arbeiten bis heute gemeinsam für die Produktionsfirma. Die Rechte an den Muppets gehören allerdings seit 2004 dem Disney-Konzern, wie Henson es kurz vor seinem Tod selbst angedacht hatte. Darüber freuen sich seine Kinder, denn ihr Vater habe daran geglaubt, dass Disney ein „perfektes Zuhause“ für seine Puppen sei, sagte seine älteste Tochter Lisa als das Geschäft vor elf Jahren öffentlich wurde. Zwischenzeitlich zählten die Muppets zu dem Besitz des deutschen Unternehmens EM.TV.

Bevor Jim Henson starb, arbeitete er an einem Buch, das nie veröffentlicht wurde. Damals schrieb er auf, dass er seine Arbeit liebe, und weil er sie so möge, fühle es sich nicht an wie Arbeit, obgleich er die meiste Zeit seines Lebens arbeite. Woher seine Ideen kämen, wisse er nicht genau: „Aber wenn ich arbeite, erscheinen gute Ideen einfach so.“ Ideen wie die für Ernies „Quietsche-Entchen-Lied“ oder für „Hätt' ich Dich heut' erwartet, hätt' ich Kuchen da“, als Ernie überraschend Besuch vom Krümelmonster bekommt, oder für viele weitere Episoden von Ernie und Bert.

Kristina Wied



Kermit und Jim Henson – ein Traumpaar aus Hollywood als Statue vor der University of Maryland.

Foto: Douglas Earl / flickr

Die Ulknudel und der Wandelbare

Zuhause auf den Bühnen der Nation: Helga Feddersen und Wolfgang Büttner begeisterten als Film- und Theaterstars ihr Publikum. Vor 25 Jahren ist das Scheinwerferlicht um sie erloschen.



Ulknudel der Nation: Helga Feddersen

Quelle: NDR

Ein echtes Hamburger Deern

„Das ist die schönste Krankheit, die man sich holen kann bei mir: Lachen!“, sagt sie einmal. Da weiß sie noch nicht, dass sie schon bald eine ganze Nation anstecken wird. Ob auf Theaterbühnen oder im Fernsehen – die schräge Hamburgerin feiert als Ulknudel der Nation Erfolge. Am 14. März 1930 wird Helga Feddersen als Tochter eines Hamburger Kaufmanns für Seemannsausrüstung geboren. Nach zweijähriger Schauspielschule debütiert die hübsche 19-Jährige am Hamburger Theater im Zimmer. Es folgen Engagements an den Hamburger Kammerspielen sowie am Gelsenkirchener Musiktheater im Revier. 1955 dann der erste Schock: Ärzte entdecken einen Tumor an der Ohrspeicheldrüse. Bei der Operation wird ein Gesichtsnerv irreparabel verletzt. Die Folge: eine dauerhafte Gesichtsentstellung. Doch Feddersen behält ihren Humor: „In dem Krankenhaus machte man dann diese Rundung da weg und als ich aufwachte, saß mein Mund am rechten Ohr. Erst

fünf Jahre danach konnte ich ihn wieder richtig zu machen, flöten kann ich aber noch nicht.“ Nach zweijähriger Auszeit startet sie neu als Souffleuse und Regieassistentin beim NDR. 1959 folgt Feddersens Comeback vor der Kamera als Clothilde in den *Buddenbrooks*. Außerdem entdeckt sie ihr Talent im Verfassen von Drehbüchern (*Vier Stunden vor Elbe 1*), spielt die Else Tetzlaff an der Seite von Ekel Alfred in der Serie *Ein Herz und eine Seele* und landet mit Dieter Hallervorden, der häufig als Comedy-Partner an ihrer Seite steht, den Top Ten Hit *Du, die Wanne ist voll*. 1983 erfüllt sich Helga Feddersen einen lang ersehnten Traum und kauft das Hamburger Theater am Holstenwall. Doch das Schicksal meint es nicht gut mit der lebenslustigen Hamburgerin: Der Krebs kommt zurück, am 24. November 1990 stirbt Helga Feddersen.

Charisma und eindrucksvolle Stimme

Er hatte sie alle drauf. Vom Arzt, über den General bis hin zum Rechtsanwalt – die Rede ist von Wolfgang Büttner und seinen 200 Filmrollen. Die ersten künstlerischen Erfahrungen sammelt Büttner, am 1. Juni 1912 in Rostock geboren, an der Schauspielschule des Deutschen Theaters in Berlin. Nach Stationen am Stadttheater Hamburg-Altona sowie in Frankfurt am Main wird er 1944 zur Wehrmacht einberufen. Nach zweijähriger französischer Kriegsgefangenschaft kann Büttner seine Karriere an den Theatern fortsetzen.

1950 dann der erste Fernsehauftritt im Spielfilm *Kronjuwelen*. Vor dem Hintergrund seines Einsatzes an der Front wird Büttner bevorzugt für militärische Rollen besetzt. So auch in *Der 20. Juli*, der das gescheiterte Attentat auf Adolf Hitler 1944 thematisiert.

Wolfgang Büttner überzeugt nicht nur mit seinem schauspielerischen Talent, sondern auch mit seiner charismatischen Ausstrahlung sowie seiner Stimme. Darauf wird auch das deutsche Fernsehen aufmerksam und engagiert Büttner für zahlreiche Film- und Serienrollen, wie in *So weit die Füße tragen* oder *Am grünen Strand der Spree*. Schließlich zwingt ihn eine Lähmung zum Rückzug in die Hörfunk- sowie Synchronisationsstudios, wo er zahlreichen ausländischen Schauspielern seine Stimme leiht.

Seinen letzten Auftritt absolviert Büttner bei schlechter gesundheitlicher Verfassung im Rollstuhl. Am 25. November 1990 stirbt Wolfgang Büttner im Alter von 78 Jahren in Stockdorf nahe München.

Helga Feddersen und Wolfgang Büttner – beide erlitten sie persönliche Schicksalsschläge, ließen sich jedoch nicht ihr komödiantisches Talent nehmen.

Sarah Neitzel

Aussenseiter auf der Erfolgsspur

Ein Geist, eine Prostituierte, ein Schwerstbehinderter – das waren die Starrollen im Kinojahr 1990. Es war das Jahr, in dem Sammy Davis jr. starb und der Stern von Julia Roberts aufging.

„Ich habe eine Nachricht von Sam“

Für ihre Nebenrolle als Geisterbeschwörerin in der Fantasykomödie *Ghost* wurde Whoopi Goldberg mit dem Oscar und dem Golden Globe ausgezeichnet. Weltweit spielte der Film von Jerry Zucker über 500 Millionen Dollar ein und verzeichnet somit den höchsten Gewinn im Jahr 1990. Zudem sahnte Bruce Joel Rubin den Oscar für das beste Originaldrehbuch ab.

Charmant im TV und auf der Leinwand

Flugbegeistert, Gesundheitsfanatiker, fünf Mal verheiratet und siebenfacher Vater – Robert Cummings hatte viele Facetten. Bekannt wurde der amerikanische Schauspieler durch Rollen in Hitchcocks Filmen *Saboteure* (1942) und *Bei Anruf Mord* (1954). Das breite Publikum in den USA begeisterte er überwiegend auf den Fernsehbildschirmen. Von 1955 bis 1959 spielte er in der nach ihm benannten Sitcom *The Bob Cummings Show* die Hauptrolle. Für seine Leistungen in Film und Fernsehen erhielt er jeweils einen Stern auf dem Walk of Fame sowie den Emmy. Am 2. Dezember 1990 stirbt Robert Cummings.

„Pretty woman, walking down the street“

Die US-amerikanische Komödie *Pretty Woman* lockte mehr als neun Millionen Besucher in die deutschen Kinos. Die Romanze zwischen dem Geschäftsmann Edward Lewis und der Prostituierten Vivian Ward ist damit erfolgreichster Film in Deutschland. Für ihre schauspielerischen Leistungen in der Rolle der Prostituierten erhielt Julia Roberts den Golden Globe.

And the Oscar goes to ... Daniel Day-Lewis

Mehrere Monate verbrachte der britische Schauspieler in einem Behindertenheim, um die Rolle des spastisch gelähmten Schriftstellers Christy Brown im Film *Mein linker Fuß* möglichst authentisch darstellen zu können. Monatelang hatte Day-Lewis auch geübt,

mit einem Fuß zu schreiben und zu tippen. Er erhielt dafür seinen ersten Oscar als bester Hauptdarsteller. 2008 und 2013 folgten zwei weitere Oscars als bester Hauptdarsteller – damit ist er alleiniger Rekordhalter

Kein „Durchschnittsschwarzer“

„Being a star has made it possible for me to get insulted in places where the average Negro could never hope to go and get insulted.“ In einer von Rassismus geprägten Zeit schaffte der Amerikaner Sammy Davis jr. – trotz seiner Hautfarbe – den internationalen Durchbruch als lebhafter Alleinunterhalter.

Sein Publikum begeisterte er in den fünfziger und sechziger Jahren mit seinem Gesang, Stepptanz und den schauspielerischen Künsten. Seinen Erfolg verdankt er zu großen Teilen Frank Sinatra, der ihn auf die Bühne brachte. Sein Lebenswerk wurde mit einem Grammy ausgezeichnet. Am 16. Mai 1990 stirbt Sammy Davis jr. in Beverly Hills. Sarah Malewski



Das Multitalent Sammie Davis Jr.

Foto: Alan Light

Versionen der Wirklichkeit

Das Zeichnen mit Licht, die Fotografie, erfordert neben technischem Verständnis Feingefühl und Einfühlungsvermögen. Sie hatten dies alles: Lotte Jacobi, Eliot Porter und Marion Post Wolcott, drei der bedeutendsten Fotokünstler des 20. Jahrhunderts, starben vor 25 Jahren.



Lotte Jacobi – Aus der Not heraus den eigenen Traum verwirklicht

Unsere mediale Umwelt wirkt durch visuelle Schöpfungen lebhaft und bunt. Lotte Jacobi, am 17. August 1896 in Westpreußen geboren, studiert Fotografie in Berlin und München. 1935 emigriert sie nach New York – im Gepäck ein Rückfahrticket, das sie jedoch erst 27 Jahre später einlöst. Jacobi, die sich als Atheistin beschreibt, stammt aus einer traditionellen jüdischen Fotografenfamilie, in Nazideutschland wird ihr die Lebensgrundlage entzogen. Obwohl sie einen Großteil ihres Besitzes verlor, beginnt die damals 39-jährige Porträtistin unverzüglich mit ihrer Arbeit. In ihrer neuen Galerie in Manhattan stellt Jacobi ihre bekanntesten Fotografien von Künstlern und Intellektuellen aus. Vor Jacobis Kamera stehen unter anderem Albert Einstein, Eleanor Roosevelt und Marc Chagall. Neben ihrer Karriere bleibt das familiäre Glück nicht auf der Strecke. Mit ihrem Ehemann, dem Berliner Verleger Erich Reiss, bekommt sie einen Sohn, mit dem sie bis zu ihrem Tod am 6. Mai 1990 in New Hampshire zusammenlebt. Heute gilt Jacobi als eine der wichtigsten Vertreterinnen der Neuen Fotografie.

Eliot Porter – Natur, gezeichnet durch Licht, Form und Farbe

Technik und Kunst vereint. Das gelingt Eliot Porter, geboren am 6. Dezember 1901 in Illinois. Möglich macht es sein Studium der Biochemie an der Harvard University. Durch Experimente mit Farbe, die Porter seit den 40-er Jahren an seinen Fotografien ausführt, gilt er als Vorreiter der modernen Natur- und Landschaftsfotografie. Er setzt neue Maßstäbe im Prozess der Farbübertragung, versucht, die Farbwirkung vollständig zu beherrschen, experimentiert mit der Belichtungszeit und sehr raschen Bildfolgen.

Bald kann Porter seine Leidenschaft zum Beruf machen und als freischaffender Künstler tätig sein. Große Museen wie das MoMa in New York zeigen schließlich seine Werke. Am 2. November 1990 stirbt er in Santa Fé, wo er seit 1946 lebte. Knapp

Die Bilder auf diesen Seiten sind von Marion Post Wolcott, und zu finden in der Farm Security Administration – Office of War Information Collection der Library of Congress.

10.000 Bilder gehen in den Besitz des Amon Carter Museums in Texas.

Marion Post Wolcott – Dokumentaristin der ländlichen Not

September 1938: Die Great Depression hinterlässt Armut in Amerika. Die Dokumentar fotografarin Marion Post Wolcott schafft es, auf Missstände wie Rassenkonflikte oder Elend auf dem Lande aufmerksam zu machen. Sie arbeitet bei der Farm Security Administration (FSA), die 1937 von der Roosevelt-Regierung eingerichtet wurde, um in Not geratenen Kleinbauern durch staatliche Kollektivierungsmaßnahmen zu helfen. Wolcott reist allein durch den Süden der USA, dokumentiert, was sie sieht, schafft tausende Schwarz-Weiß-Aufnahmen vom harten Leben und der Würde der Menschen. Bilder, die Empathie ermöglichen und dazu auffordern, die soziale Lage zu ändern. Künstlerisch war die 1910 in New Jersey geborene Marion Post (seit 1941 verheiratete Wolcott) Autodidaktin. Lehramt hatte sie studiert. Bei einem Europaaufenthalt hatte sie 1932 in Wien die rassistischen Umtriebe der Rechtsradikalen erlebt, so engagierte sie sich, zurück in den Staaten, gegen den Faschismus und bald für soziale Belange. Bei der FSA fand sie ihre Lebensaufgabe: Menschen porträtieren, mit Fotos aufrütteln, Engagement wecken. Die Bilder der am 24. November 1990 in Santa Barbara Gestorbenen findet man heute in vielen Museen, sie selbst wurde Vorbild für zahlreiche junge Fotografinnen.

Sandra Hofmann



„Ich habe das Fernsehen als Wunder begriffen“

Am 5. Mai 1990 starb Walter Bruch, der Erfinder des PAL-Farbfernsehensystems.



Für Willy Brandt war es lediglich ein Knopfdruck. Für Millionen deutscher Fernsehzuschauer der Beginn einer neuen Medienära. Am 25. August 1967 gab der deutsche Vizekanzler auf der 25. Internationalen Funkausstellung in Berlin den Startschuss für das PAL-Farbfernsehensystem – und machte dessen Erfinder Walter Bruch damit zu einer der wichtigsten Persönlichkeiten der deutschen Fernsehgeschichte. Deutscher Erfinder, englische Bezeichnung: PAL steht für Phase Alternating Line, ein besonderes Verfahren der Farbcodierung.

Schon in jungen Jahren war Bruch, 1908 in Neustadt an der Weinstraße geboren, fasziniert von allem, was mit Technik zu tun hatte. Auf Wunsch seines Vaters machte er zunächst eine Ausbildung zum Maschinenschlosser, doch seine Leidenschaft für Technik ließ ihm keine Ruhe. 1928 begann er ein Studium der Elektrotechnik an der Hochschule Mittweida und fing an, erste Geräte zu konstruieren. Nach seinem Studium erhielt Bruch eine Stelle als Ingenieur bei Telefunken und erlebte dort den ersten Höhepunkt seines Lebenswerkes: Mit der „Olympiakanone“, einer elektronischen Fernsehkamera, war er bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin verantwortlich für die

erste Live-Übertragung der Welt. Während des Zweiten Weltkrieges betreute Walter Bruch, eine Schattenseite des unpolitischen Tüftlers, die Fernsehübertragung zur Überwachung der V2-Raketenversuche. Nach Ende des Krieges kehrte er zu Telefunken zurück und arbeitete in der Entwicklungsabteilung für Fernsehempfänger in Hannover. Zu dieser Zeit kamen mit NTSC und SECAM die ersten Farbfernsehensysteme auf.

Mit dem Auftrag, die beiden Verfahren nach Verbesserungsmöglichkeiten zu untersuchen, entwickelte Bruch in seinem privaten Kellerlabor eine neue Technik: das PAL-Farbfernsehensystem.

Als „Papa PAL“, wie Walter Bruch fortan genannt wurde, reiste er in den folgenden Jahren in alle Ecken der Welt, um sein Verfahren bekannt zu machen – mit Erfolg. In über 60 Ländern wird PAL heute eingesetzt und gehört damit zu den am stärksten verbreiteten Übertragungssystemen weltweit. Für sein Lebenswerk wurde Bruch unter anderem mit dem Bundesverdienstkreuz und dem Eduard-Rhein-Ring ausgezeichnet. So bekannt geworden wie andere Wissenschaftler ist er jedoch nie.

Anna Schaller

Luft in den Ätherwellen

Fast ein halbes Jahrhundert lang rezensierte Friedrich Luft das Berliner Kulturgesehen.

Sonntag, 9. Februar 1946 – eine atemlose, fast keuchende Stimme schallt aus dem Äther und verkündet knapp: „Luft ist mein Name, Friedrich Luft, ich bin 1,86 groß, dunkelblond, wiege 122 Pfund, habe Deutsch, Englisch, Geschichte und Kunst studiert, bin geboren im Jahre 1911, bin theaterbesessen und kinofreudig und beziehe die Lebensmittel der Stufe zwei.“ So der erste Auftritt Friedrich Lufts beim Berliner Rundfunksender RIAS. Von nun an berichtet er als *Stimme der Kritik* jeden Sonntagmittag über das aktuelle Theater- und Filmgeschehen in Berlin. Als Freund der klaren Worte und der einfachen Sprache bringt Luft seinen „Kritikersenf“ stets pointiert und humoristisch an den Hörer. Ebenso wie seine Rhetorik wird auch die immer wiederkehrende Abschiedsformel „Gleiche Stelle, gleiche Welle“ zu seinem Markenzeichen. In kürzester Zeit avanciert Luft zur Radioikone. Doch der Mann hinter dem Mikrofon ist bereits vor seiner Karriere beim RIAS kein Unbekannter. Als Chefkritiker der *Welt* und später der *Berliner Morgenpost* gilt er als feste Größe in der Branche. Aufgewachsen in

der Theatermetropole Berlin, entwickelt Friedrich Luft bereits in frühen Jahren eine Leidenschaft fürs Theater. Während seines Philologiestudiums übt er sich im Verfassen von Feuilletons für Tageszeitungen. Später produziert Luft Drehbücher für die Heeresfilmstelle und schreibt Bühnentexte für den Kabarettisten Peter Frick. Doch sein Metier wird der Rundfunk. Die Devise des RIAS, „eine freie Stimme in der freien Welt“ zu sein, entspricht exakt den Vorstellungen des Kritikers. Zensur lehnt er ab, ebenso wie Ideologien und Richtungsweisungen auf der Bühne. Lufts Reaktion auf den Mauerbau im August 1961: „Das Datum des heutigen Tages wird eines der schändlichsten, der unverständlichsten, der widerwärtigsten bleiben auf lange Zeit“. Glücklicherweise erlebt Luft auch die Wiedervereinigung, verabschiedet sich jedoch im Oktober 1990 von seinen Hörern und verstirbt nur wenige Wochen später, am Heiligen Abend. Nach rund 2.000 Ausgaben der *Stimme der Kritik* zählt Luft auch 25 Jahre nach seinem Tod zu den bedeutendsten Theaterkritikern Deutschlands.

Sarah Neitzel

Kernspaltung leicht gemacht

In den 60er- und 70er Jahren ist Heinz Haber einer der bekanntesten Moderatoren im deutschen Fernsehen. Es gelingt ihm, Themen der Physik und Weltraumforschung anschaulich zu vermitteln.

Eine Mausefalle und zwei Tischtennisbälle symbolisieren einen Atomkern und zwei Neutronen. Wiederholt wird diese Konstruktion in einer Reihe nebeneinander aufgestellt. Wirft man einen Ball auf dieses Gebilde, wird eine Kettenreaktion ausgelöst und die Bälle hüpfen durch den ganzen Raum. Darstellen soll dies die Kernspaltung.

Mit einfachen Mitteln gelingt es Professor Heinz Haber in zahlreichen Fernsehsendungen, komplexe Themen aus Naturwissenschaft und Technik darzustellen. Es geht dabei um den Weltraum, die Erde oder den Mond. Den Aufbau mit den Mausefallen präsentiert Haber 1959 in seiner ersten in Deutschland produzierten Fernsehsendung *Fünfundzwanzig Jahre Kernspaltung*, ausgestrahlt in der ARD.

Heinz Haber, 1913 in Mannheim geboren, ist ein deutscher Physiker, der 1942, mit einer Verwundung zurück aus dem Krieg, an der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin in Weltraumwissenschaften habilitiert. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges geht er in die USA und arbeitet unter anderem an einer Schule für Luftfahrtmedizin und als Physiker an der University

of California. Im Auftrag der US-Luftwaffe forscht Haber an der Entwicklung einer Unterdruckkammer zur Simulation von Weltraumbedingungen. Außerdem gelingt es ihm, theoretische Grundlagen für den Parabelflug zur Erzeugung von Schwerelosigkeit zu entwickeln. Praktisch umgesetzt wird dies zum Beispiel bei den Dreharbeiten des Films *Apollo 13*.

„Man muss ein bisschen menschlich sein. Das habe ich bei Disney gelernt.“

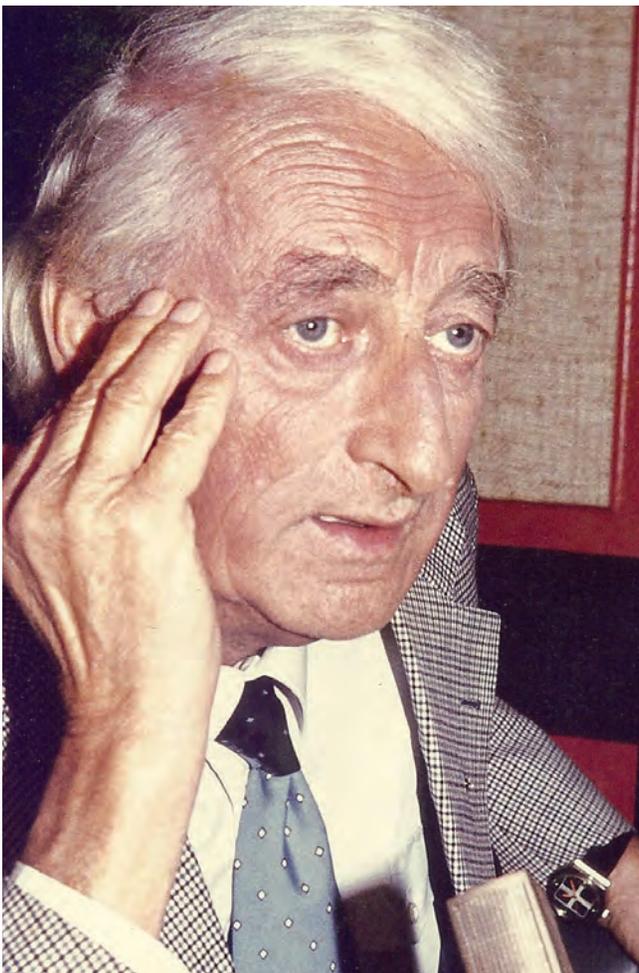
1956 wird Haber Chief Science Consultant bei Walt Disney. Hintergrund ist das angeschlagene Image der Atomenergie. Auf Wunsch der Regierung wird der Dokumentarfilm *Our friend the atom* (Unser Freund das Atom) produziert, der helfen soll, das Ansehen der Atomkraft zu verbessern. Heinz Haber kommentiert diesen Film und schreibt auch ein gleichnamiges Buch – illustriert mit Disney-Bildern.

Professor Haber experimentiert, Professor Haber berichtet

Ende der 50er Jahre kehrt Heinz Haber nach Europa zurück. Insgesamt moderiert er zwischen 1959 und 1989 15 unterschiedliche Fernsehserien. Ausgestrahlt werden die Sendungen zunächst in der ARD, später auch im ZDF. Habers letzte Sendung, *Die unsichtbare Kraft*, wird 1989 gesendet. „Öffentliche Wissenschaft“ nennt Heinz Haber seinen Ansatz, den er in seiner Sendung *Was sucht der Mensch im Weltraum* verfolgt. In insgesamt 13 Folgen vermittelt Haber seinem Publikum Grundlagen der Weltraumwissenschaften. Dabei geht es auch um den Sinn und Nutzen der Raumfahrt. Mit einfachen Modellversuchen veranschaulicht Haber komplexe Vorgänge und fesselt die Zuschauer. Seine Hände sind jedoch immer das wichtigste Instrument. Bis heute wird die Sendereihe regelmäßig in der *Space-Night* des Bayrischen Rundfunks wiederholt. Auch als Autor ist Haber sehr erfolgreich: Über 30 Bücher, darunter zahlreiche Bestseller, und bekannte Zeitschriften wie *Bild der Wissenschaft* oder *X-Magazin* werden von ihm herausgegeben.

Zweimal gewinnt er den Adolf-Grimme-Preis, einmal die Goldene Kamera. Haber spricht leidenschaftlich über die Probleme dieser Welt, wie die Überbevölkerung, die Klimaerwärmung sowie die häufig kritisierte Atomenergie. Er befürwortet Atomkraft und sieht die Lösung für die Entsorgung des Atom Mülls in der Antarktis. In seinem Buch *Unser blauer Planet* (1965) lautet der letzte Satz: „Die größte Gefahr für unsere Zukunft liegt darin, dass wir uns selbst vernichten“. Am 13. Februar 1990 stirbt Heinz Haber.

Bettina Wegeler



Heinz Haber bei einem Radiointerview in den 80er Jahren

Quelle: klinikfunkka.de

Wippende Brüste in Zeitlupe

Strand, Meer und rote Badehosen: Baywatch war Kult in den frühen 1990er Jahren, Pamela Anderson und David Hasselhoff trashige Kultstars, der Strand von Malibu ein Sehnsuchtsort. Was bot die Serie?

Im Herbst 1990 war der Himmel grau über Deutschland. Den Sonnenuntergang konnten sich die Deutschen trotzdem anschauen, auf ihrem Röhrenfernseher. *Baywatch – Die Rettungsschwimmer von Malibu* lief zum ersten Mal im deutschen Fernsehen.

242 weitere Episoden sollten folgen, zehn Staffeln, mit immer wechselnden Hauptdarstellern (außer natürlich: The Hoff). Und die ganze Welt war verliebt: In Kalifornien. In die Frauen, die in Zeitlupe den Strand entlang joggen. Und, natürlich, in David Hasselhoff.

Serien können nicht die Welt erklären, hat einmal Till Raether im *SZ Magazin* erläutert. Ich sage: doch, *Baywatch* kann das. Vielleicht nicht die ganze Welt, aber die Welt der 1990er Jahre. Denn Serien sind geballter Zeitgeist, eingekocht und in Marmeladengläser gefüllt. Damit man immer wieder eine Kostprobe nehmen kann, wie das damals so war. Weil Sie dem *SZ Magazin* vermutlich mehr glauben als einer Studentin, werde ich meine These anhand von fünf Punkten untermauern.

Zunächst einmal das Körperideal. Das war in den 1990er Jahren einfach zu erklären, anhand von Barbie und Ken. Die Frauen schlank, platinblond und mit Plastik an den richtigen Stellen, die Männer breitschultrig mit Föhnwelle. Kurz: die Körper von Pamela Anderson, Carmen Electra und David Hasselhoff. *Baywatch* feierte den Körperkult, mit Zeitlupenaufnahmen von gebräunten, im Wechsel angespannten Muskeln und wippenden Brüsten in roten Badeanzügen.

Was mich zum zweiten Punkt bringt: der Mode. Obwohl man vermuten könnte, dass in einer Serie über Rettungsschwimmer nur wenig Stoff vorkommt (was ja auch so war), hatten die Badeanzüge mit ihren bauchnabelhohen Beinausschnitten (bei den Frauen, nicht bei The Hoff) eine umso höhere

modische Sprengkraft. Abseits der Sandstrände beherrschten auf der Taille sitzende Levis-Shorts und bauchfreie Tops die Sendeminuten. Bei den Männern konnte kein Zuschauer erkennen, ob sie überhaupt etwas trugen. Die gebleichten Zähne blendeten zu sehr.

Viel mehr als hübsch verpackte, gebräunte Körper brauchte *Baywatch* nicht. Die Folgen hatten Spannungsbögen, wie sie heute nur noch in wenigen Fernsehserien (*Sturm der Liebe*, *ZDF-Fernsehgarten*, *Bergdoktor*) zu finden sind. Die Idealhandlung der 1990er war die nicht vorhandene Handlung.

Eine Zusammenfassung aller 243 *Baywatch*-Folgen: Jemand tritt in einen Seeigel, eine attraktive, junge Person sprintet zum Meer und wirft sich mit der Rettungsboje in die glitzernde Welle. Ein Urlauber droht zu ertrinken? Kein Problem, wenn man trotz knapper Badekleidung gut kraulen kann.

Wurde es überraschend doch einmal ernst, robbte David Hasselhoff im Neoprenanzug durch den Sand und rettete alle. Gäbe es mehr Staffeln von *Baywatch*, hätte er vermutlich noch in Plastiknetze verhedderte Delfine befreit, das Hybrid-Auto erfunden und den natürlichen Lebensraum der Eisbären vor den Folgen der Klimaerwärmung gerettet. Was mich zum vierten Punkt bringt, dem Männerideal der 1990er. Das lässt sich in zwei Worten zusammenfassen: The Hoff.

Was schließlich alles zusammenführt: Kalifornien. Der perfekte Ort, um mit einem muskulösen Körper in einer knappen roten Badehose am idyllischen Strand entlangzulaufen. Die Sehnsucht nach Kalifornien beherrschte die 1990er Jahre, die Red Hot Chili Peppers widmeten diesem Lebensgefühl mit „Californication“ eine Hymne. Und *Baywatch* die passenden Bilder. Doch, Till Raether, mit *Baywatch* kann und sollte man vieles erklären.

Dorothea Wagner



Rettungsschwimmer gibt es in Amerika noch immer. Anders als bei *Baywatch* haben sie aber meistens einen Pulli an.

Foto: Dorothea Wagner

Fruchtfleisch

Obstsalat in Glitzerdessous, strippende Hausfrauen und hölzerne Ansagen: Am 21. Januar 1990 startete Tutti Frutti bei RTL plus, die erste erotische Spielshow im deutschen Fernsehen. BH-Verschlüsse klemmten – das Abendland ging nicht unter.

„Ich habe einen neuen Slip. Ich trage den alten schon seit vier Wochen. Und da habe ich mir gedacht, man muss ja mal wechseln.“ Moderator Hugo-Egon Balder – bekannt durch Hits wie „Elvira, hol‘ dein Strumpfband ab“ und „Raus aus‘m Wohnklo – rein in die Disco“ – weiß, wie man Zuschauer fesselt. Assistentin Monique, wasserstoffblonde Haare, Oberteil kurz vorm Platzen, fächert sich derweil Luft zu. Aber nur für einen Moment, dann lächelt sie wieder zucker-süß. Das ist ihr Job, den beherrscht sie. Auftritt der Kandidaten Gabriela

aus Euskirchen und Harry aus Kiel: „Was sagt denn dein Mann dazu?“, fragt Balder Gabriela. „Och, der findet’s toll!“ Der geneigte Zuschauer erfährt, dass die junge Mutter Kleider von Barbiepuppen entwirft. Harry, „der geborene Barkeeper“, fährt gern Jet-Ski. Selbstdarstellung und -entblößung? *Tutti Frutti* lässt Facebook alt aussehen.

Europa vereint im Strip

Es folgen acht Stripperinnen. Jede repräsentiert ein anderes europäisches Land: Renate aus Deutschland besticht mit hochtoupierter Dauerwelle und „Jana aus Finnland ist schon da, die kann’s gar nicht erwarten, die Jana aus Finnland“, schließt Hugo-Egon Balder messerscharf. „Sandra kommt aus Italien – nein, doch, ich dachte, es sei die andere!“ Schlagfertigkeit sticht Vorbereitung. Das erinnert an den hölzernen Charme des Markus Lanz? Er hatte Vorgänger! Doch wer will sich schon vorbereiten bei dem Programm? In vier Wochen wurde eine komplette Jahresproduktion durchgeprügelt – drei Folgen pro Tag. Dafür reiste der RTL-Tross einmal im Jahr nach Norditalien – dem Heimatland der geistreichen TV-Show. Das Vorbild lieferte *Colpo Grosso* – na klar, aus dem Hause Berlusconi. Praktisch, dass sich nicht nur die Idee, sondern auch die Kulissen und das übrig gebliebene Personal weiterverwenden ließen. Wen stört es, wenn während der Sendung die Bühnendeko umfällt?

„Die Ananas hätte ich gerne“, meldet sich Kandidatin Gabriela zurück. Mitspieler, Alibi-Mann Harry, schaut gebannt – ob er



Foto: Anna Schaller

sich auf die Rundungen der Ananas oder auf seine eigene Wahl konzentriert, bleibt unklar. Schließlich entscheidet er sich für die Mandarine. Spielt aber keine Rolle. Die Damen vom Ballett Cin Cin stellen entblätterte Früchte dar – Zitrone, Kirsche, Erdbeere, zu erkennen an der Frucht knapp über dem Gesäß. Frauen als heiße Früchtchen? Sexismus? Ach was! Sieht doch nett aus, wie sie bei den Spielen assistieren und sich zwischendurch ein bisschen frei machen. Und dazu die herrliche Euro-Trash-Musik – ein Genuss für alle Sinne! Die Regeln versteht niemand, die Spiele liefern den Vorwand für die Strips.

Frau Müller nackt im Fernsehen

Nicht nur die Tänzerinnen entkleiden sich bis auf den Tanga. Wär ja auch zu schade. Kandidatin Edita strippt sogar im Takt der Musik, während Konkurrent Bodo mit der Grazie eines Roboters die Füße bewegt. Als er schließlich den Verschluss seiner Pluderhose aufbekommen hat, zeigen sich dem Zuschauer eine weiße, formschöne Unterhose und Kniestrümpfe. Unterste Schublade? Weit gefehlt! Das bundesdeutsche Kinopublikum wurde schon in den 70ern mit Hochgenüssen wie *Lass jucken*, *Kumpel* und *Unterm Dirndl wird gejodelt* beglückt. Und auch RTL hatte mit Sendungen wie *M – Ein Männermagazin* bereits Fleischschau im Programm. Entsprechend blieb die richtig große Empörung aus. Bis die letzte Folge *Tutti Frutti* am 21. Februar 1993 lief, hatte sie sich fast gelegt. Nur Hugo-Egon Balder brauchte etwas, um seinen Spitznamen „Schmuddel-Egon“ abzulegen.

Isabel Stanoschek

Sex, Yoga & Skandale

Seine spirituellen Vorträge und seine charismatische Ausstrahlung zogen viele Menschen in den Bann. Den Medien lieferte Bhagwan Shree Rajneesh mit seiner fragwürdigen Lehre Stoff für reißerische Schlagzeilen. Vor 25 Jahren starb der Guru.

Orange- oder rotfarbene Kleidung, eine Gebetskette mit 108 Kugeln und einem Bild des Meisters – so sahen Sannyasins aus, die Anhänger der von Bhagwan Shree Rajneesh 1970 gegründeten Neo-Sannyas-Bewegung. Bhagwan, der am 11. Dezember 1931 in Kuchwada (Indien) als Chandra Mohan Jain geboren wurde, stellte sich gegen alle Glaubensrichtungen und forderte die bedingungslose Freiheit, auch die sexuelle Freizügigkeit des Individuums. Als Befürworter moderner Technik und des Kapitalismus lehnte er veraltete Denkweisen ab. Diese Lebensphilosophie kam an.

Die Erleuchtung

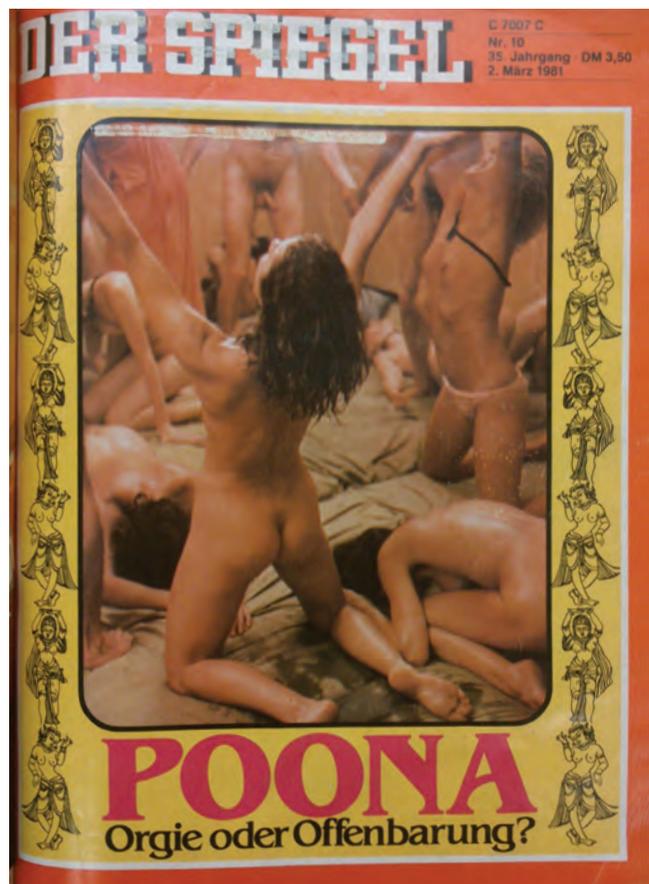
1953 hatte der Inder eine spirituelle Erleuchtung, woraufhin er sich zum Guru berufen fühlte. Zunächst lehrte er Philosophie, gab diese Tätigkeit aber auf, um sich ganz auf seine Karriere als Lebensberater und Redner zu konzentrieren. 1974 zog Bhagwan mit seiner Gefolgschaft von Bombay nach Pune, wo er den Ashram, ein klosterähnliches Meditationszentrum, aufbaute.

In Deutschland wurde der Ort durch die Berichte des Stern-Reporters Jörg Andrees Elten bekannt, der nach einem Treffen mit Bhagwan selbst Sannyasin wurde. Vor allem westliche Hochgebildete folgten dem Guru. 1975 pilgerten etwa 25.000 Menschen

aus aller Welt nach Pune. Die Kommune wuchs – genauso wie der Widerstand des indischen Staates gegenüber dem Ashram. Kritische Berichte über schockierende Aussagen des Gurus („Homosexualität ist eine Perversion“; „behinderte Kinder sollen in den ewigen Schlaf geschickt werden“) sowie bizarre Therapiestunden, in denen sich die Anhänger bis zur Bewusstlosigkeit geschlagen haben sollen und die in Sex-Orgien ausarteten, häuften sich. 1981 fand die Zügellosigkeit in Pune ein Ende.

Auf dem Gelände einer Ranch im US-Bundesstaat Oregon wurde aus dem Nichts der neue Sitz Rajneeshpuram erbaut.

Sogar ein Flugplatz für die Air Rajneesh sowie ein Verlag samt Druckerei zur Herstellung der *Rajneesh Times* wurden geschaffen. Das „Guru-Wonderland“, wie *Spiegel*-Online die Zentrale später bezeichnete, sollte Lebensraum für 100.000 Anhänger bieten. Während die Sannyasins dem Guru bedingungslos anhängen und die finanziellen Mittel aufbrachten, genoss der Prediger das süße Leben. Über 90 Rolls-Royce soll er sein Eigen genannt haben. Zunehmend autoritäre Strukturen und Konflikte mit dem Gesetz führten letztlich zur Auflösung der Kommune.



Dem *Spiegel* (10/1981) ist das zügellose Treiben ein Cover wert.

Der Guru ist tot, die Bewegung lebt weiter

Der an Asthma und Diabetes leidende Bhagwan – von nun an Osho genannt – kehrte nach Pune zurück, wo er am 19. Januar 1990 starb. Anlässlich seines Todes schrieb der *Spiegel*: „Der indische Guru hat den Medien mächtig Futter geliefert, zehn Jahre lang, erst mit seinem ‚Sex-Kloster‘ in Poona nahe Bombay, dann bis 1985 mit der ‚Sex-Ranch‘ Rajneeshpuram im US-Staat Oregon. Es war Futter von der pikanten Sorte, Nackerte und Beknackte ließen sich ins Bild rücken, Histörchen über Orgien, Massenwahn, Gehirnwäsche, Prügel-Exerzitionen, Rolls-Royce-Pomp und finstere Machenschaften flossen

üppig in die Spalten.“ Auch ohne ihren Begründer lebt die Bewegung weiter und zählt mittlerweile zu den bedeutendsten neuen Religionsgemeinschaften.

Oshos Schüler haben die zentralen Lehren neu ausgerichtet, sodass die Meditationstechniken heute in zahlreichen Ländern zur Entspannung und Stressbewältigung angewendet werden. Weltweit soll es schätzungsweise eine halbe Million eingeweihte Sannyasins geben.

In Deutschland leben über 30.000 Anhänger, die sich in bundesweit über 40 Meditations- und Informationszentren zusammenfinden.

Aljona Jauk

Diddldolle Purzelgrüße

Seit 1990 erobert die Diddl-Maus nicht nur deutsche Kinderzimmer. Grundschul Kinder fanden sie „sooo süß“ – und verfielen dem Sammelrausch, während sich Qualitätsmedien über das „grauenvolle Imperium“ wunderten, das da heraufzuziehen schien.



Alle Kinder mussten sie haben – die Diddl.

Foto: Pina-Marie Heistermann

„Ich gebe dir ein Blatt aus dem Motorrad-Block, wenn du mir eins deiner Hängematten-Bilder gibst.“ – „Dafür musst du mir schon zwei davon geben!“ Sorgfältiger als das Halbjahreszeugnis werden die bedruckten Blätter in bunte Ordner eingeordnet und aufgeregt weitergetauscht. In den neunziger Jahren konnte man derartigen Szenarien auf deutschen Schulhöfen kaum entgehen. Blätter, Stifte, Mäppchen, Tassen oder Bettwäsche: Ein Hype war ausgebrochen um eine Maus namens Diddl.

Knuffiges Aussehen

In pastellfarbener Latzhose kommt die weiße, plüschige Maus mit verträumtem Blick, rosa Schnute und übergroßen Klumpfüßen daher. Zunächst als Känguru skizziert, schuf Erfinder Thomas Goletz 1990 eine fröhlich grinsende Springmaus. Nachdem das Mäuse-Antlitz schon alles zierte, was Grundschüler benötigen, nahmen Diddl und sein weibliches Gegenstück Diddlina bald auch das restliche Kinderzimmer als Plüschtiere in Beschlag.

Mit „goudagenialen, knuddelbunten Geschichten aus aller Welt“ erschien 1995 erstmals *Diddls Käseblatt*. Das Magazin

zur Springmaus, das auf Deutsch, Französisch und Niederländisch erhältlich ist, erreichte eine Auflage von 340.000 Exemplaren. Laut Steckbrief „dreikäsehochfünfzig“ groß, ist die Maus aus dem „Käsekuchenland“ in 47 Ländern bekannt und spricht 16 Sprachen.

„Käse-Imperium“

Diddl-Erfinder Thomas Goletz sieht den Erfolg des Phänomens Diddl, das über das Kinderzimmer hinaus auch Erwachsene fasziniert, in seinem Zugang zur Gefühlswelt: „Er spricht Dinge aus, die einem selbst manchmal nur schwer über die Lippen gehen. Gerade in Herzensangelegenheiten.“ Jedoch sind nicht alle von der gefühlvollen Maus begeistert – so berichtete der *Spiegel* gar von einer „Epidemie“. „Von Norden her kam die Maus wie eine Feuerwalze über Deutschland“, ließ sich die *Zeit* über das „knuddelige Antlitz eines grauenvollen Imperiums“ aus. Im Juni 2014 wurde wohl zur Erleichterung der Kritiker bekannt, dass dieses „Käse-Imperium“ bald von der Bildfläche verschwinden könnte. Die Firma Depesche erklärte, dass sie ihre Rechte an Diddlprodukten nur noch bis Ende des Jahres nutzen wird.

Nadine Rist

Die Geburt des Riesen

Vor 25 Jahren öffnete das erste Multiplex-Kino in Deutschland.



Foto: Laura Warken

14 Leinwände, fast 2.500 Sitzplätze und 9.000 Quadratmeter Fläche. Das erste Multiplex-Kino in Deutschland öffnete am 10. Oktober 1990 im Einkaufszentrum Hürth-Park bei Köln seine Pforten. Der amerikanische Kinoketten-Konzern United Cinemas International (UCI) importierte ein Konzept, das im Popkorn- und Blockbuster-Kinoland USA schon länger funktionierte: weg von kleinen Schachtelkinos, hin zu mehreren großen Sälen in einem Haus mit moderner Auführungstechnik, dazu Cafés, Bars oder Geschäfte.

Fast eine Million Besucher lockte der Hürther Unter-

haltungstempel in den ersten zwei Jahren an. Trotz eines damals hohen Kartenpreises von zehn Mark eroberte er rund 20

Prozent der Kinoeinnahmen im gesamten Kölner Raum. Die Folge für die traditionellen Kinos rund um die Kölner Innenstadt: Umsatzrückgänge oder Schließungen. Dennoch war die Investition in Hürth mutig. Anfang der 90er Jahre machten Privatfernsehen und Videokassette den Kinos das Leben schwer. Eine Abwärtsspirale hatte eingesetzt: Aufgrund der sinkenden Einnahmen konnten viele der damals 3.754 Lichtspielhäuser in Deutschland nicht in Qualität und Ambiente investieren – und es kamen noch weniger Zuschauer. Doch UCI zielte auf die Bedürfnisse der modernen Erlebnisgesellschaft, indem es nicht nur Filmvorführungsstätte sein wollte, sondern Kino der Luxusklasse mit breitem Dienstleistungsangebot.

Doch die Konkurrenz kam rasch. Heute gibt es neben UCI drei weitere große Multiplex-Ketten; allen voran CineStar mit 74 Kinoszentren und 485 Leinwänden. Aber auch sie müssen sich auf veränderte Kinobedürfnisse und -trends einstellen.

Im Jahr 2013 verzeichneten die insgesamt 150 Multiplexe nur knapp 61 Millionen Kinobesucher, zehn Millionen weniger als noch im Jahr 2004. Hürth aber läuft immer noch gut. Mit 600.000 Besuchern im Jahr gehört es zu den fünf erfolgreichsten der 23 UCI-Kinos in Deutschland. Übrigens ein Ort mit Doppeljubiläum: Hier feierten 1990 auch die Nachos deutsche Kino-Premiere.

Laura Warken

Vom Hundertsten ins Tausendste

Die Internet Movie Database wird 25 Jahre alt.

Für manche Menschen gibt es nichts Schöneres, als sieben Tage die Woche um 6 Uhr aufzustehen. Colin Needham ist einer von ihnen. Am Wochenende nutzt er die frühen Morgenstunden, um Filme zu sehen, bevor seine Familie wach wird. Needham ist bekennender Filmjunkie und Gründer der Internet Movie Database, kurz IMDb. Angeblich hat er schon über 8.500 Filme gesehen. Da wundert es nicht, dass er versucht, System in diese Sammlung zu bringen.

Es beginnt am 17. Oktober 1990 als Hobby, ein Script, zwanzig Cineasten. Fünf Jahre nach ihrem Start gibt es die Datenbank in einer deutschen, US-amerikanischen, japanischen und australischen Version. Kurz darauf gibt Needham seinen Job als Ingenieur auf – aus dem Projekt IMDb wird eine Firma, aus den zwanzig Cineasten Anteilseigner. 1998 kauft Amazon das Unternehmen, Needham bleibt Geschäftsführer. Die IMDb bietet Informationen über Filme, Serien, Videoproduktionen und -spiele sowie daran Beteiligte. Auf der Website kann man Bewertungen schreiben, sich Kommentare anderer Nutzer

ansehen, kommentieren und diskutieren – die IMDb als Netzwerk. Dreizehn Jahre nach ihrer Veröffentlichung zählt die Seite mehr als eine Million registrierte Nutzer. Auch im Musikgeschäft ist sie populär – Videopremieren finden auf der Homepage statt. Heute beschäftigt die Internet Movie Database über hundert Angestellte in Büros in Seattle (Firmensitz), Los Angeles und Bristol (nahe Needhams Wohnort). Die Seite hat 190 Millionen einmalige Besucher im Monat, die sich über 2,7 Millionen Filme, Serien und andere Programme informieren. Über die Jahre wird die Datenbank immer professioneller. Das Unternehmen verdient sein Geld mit der kostenpflichtigen IMDbPro-Version, die sich an Mitarbeiter der Unterhaltungsbranche richtet. Über den Mutterkonzern Amazon können beispielsweise Filme direkt gekauft werden. Amazon profitiert von den Daten der Nutzer, von ihren Vorlieben und Meinungen bei der Produktion eigener Serien. Und Colin Needham? Er ist immer noch süchtig nach Filmen und nutzt die Seite morgens, bevor seine Familie aufwacht. A. Zänkert



Drahthirne, Kaiser und andere Köpfe

Mao als Mann des Jahres? Brandt als Verlierer? Notstand im Fußball und Springer stößt auf das Fernsehen vor, 20 Jahre vor der Etablierung des Privatfunks? Sprechende Roboter, damals schon? Seltsam muten sie heute an, die Schlagzeilen anno 1965.

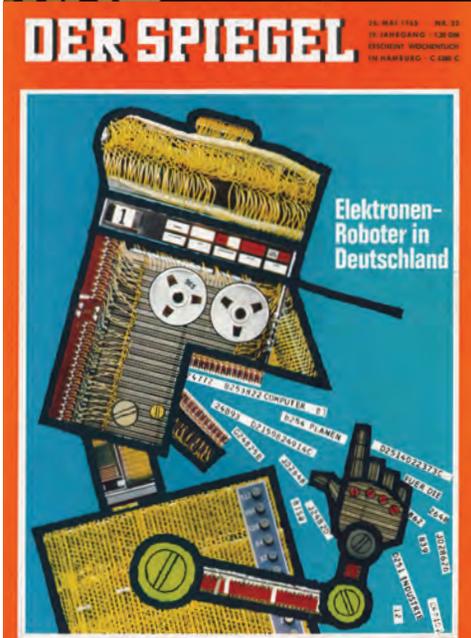
Was war los? Mao hatte in China seine Macht gefestigt, Rivalen aus dem Politbüro der KP beseitigt und hob an zur „Kulturrevolution“ – mehr ein Unmensch der Epoche denn Mann des Jahres. Die Union gewann die Bundestagswahl im September. Ludwig Erhard blieb Bundeskanzler, noch für ein Jahr. Sein Gegenkandidat, Berlins regierender Bürgermeister Brandt wurde erst 1969 sein Nach-Nachfolger. „Willy wählen“ (so dann der Slogan 1972) – 1965 hatten es noch nicht genug „gewagt“.

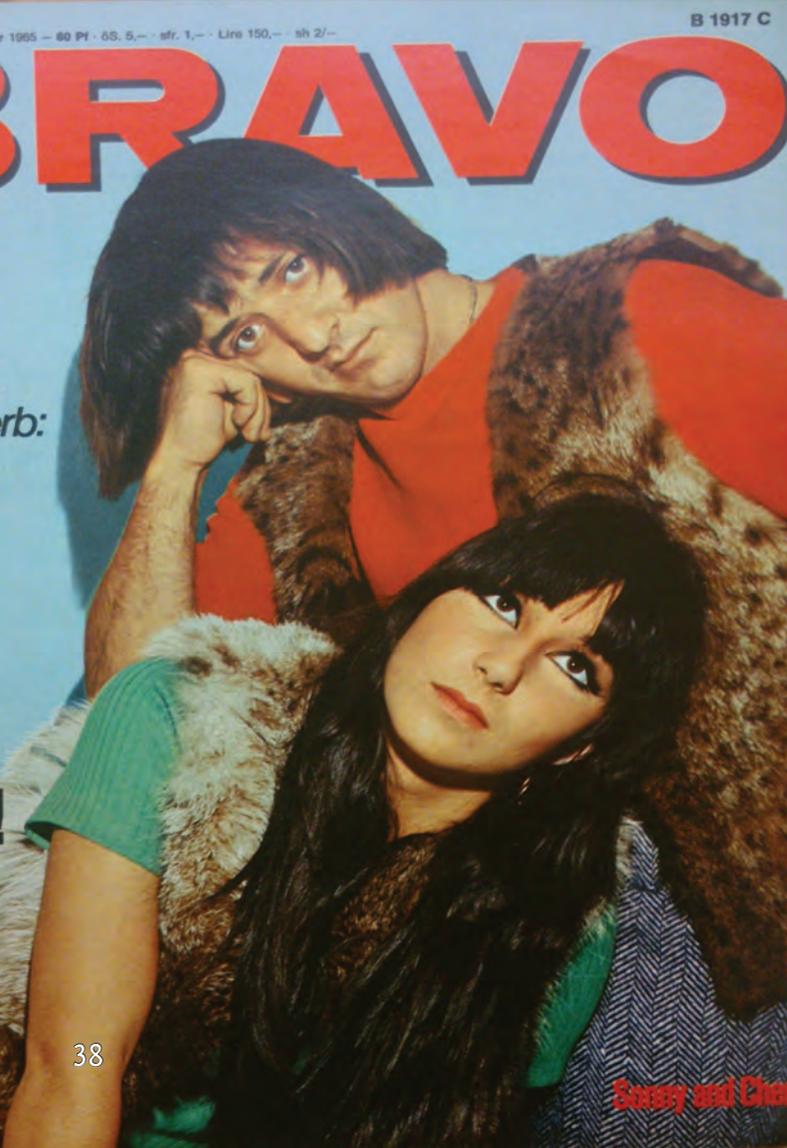
Vorstoß auf das Fernsehen? Axel Springer hatte – begleitet von einer kampagnenartigen Berichterstattung in der *Bild* gegen die „Fernseh-Diktatur“ des öffentlich-rechtlichen Rundfunks – einen Plan unterbreitet, die deutschen Presseverleger sollten gemeinsam das ZDF, umgewandelt in eine private Holding, übernehmen. Dazu kam es freilich nicht.

Die sprechenden Roboter? Sie waren noch Science Fiction. Vielmehr ging es um die, so der Spiegel (Nr. 22/1965), „rasch wachsende Armee von [...] Elektronenrechnern“, „Drahtgehirne“, die „in den Büroetagen [...] mehr und mehr menschliche Arbeitskraft“ verdrängen. 1.700 dieser Wundermaschinen namens Computer soll es bereits in Deutschland gegeben haben.

Bleibt der „Fußball-Notstand“: Um Geld ging es, schon im zweiten Jahr der Bundesliga. Der Berliner Hertha wurde die Lizenz entzogen, weil sie Spielern mehr als die erlaubten 1.200 Mark Grundgehalt und 10.000 Mark „Handgeld“ für Vereinswechsler gezahlt hatte. Am „grünen Tisch“ bestimmte der DFB den SC Tasmania zum Nachrücker – ein Berliner Club musste in der 1. Liga sein.

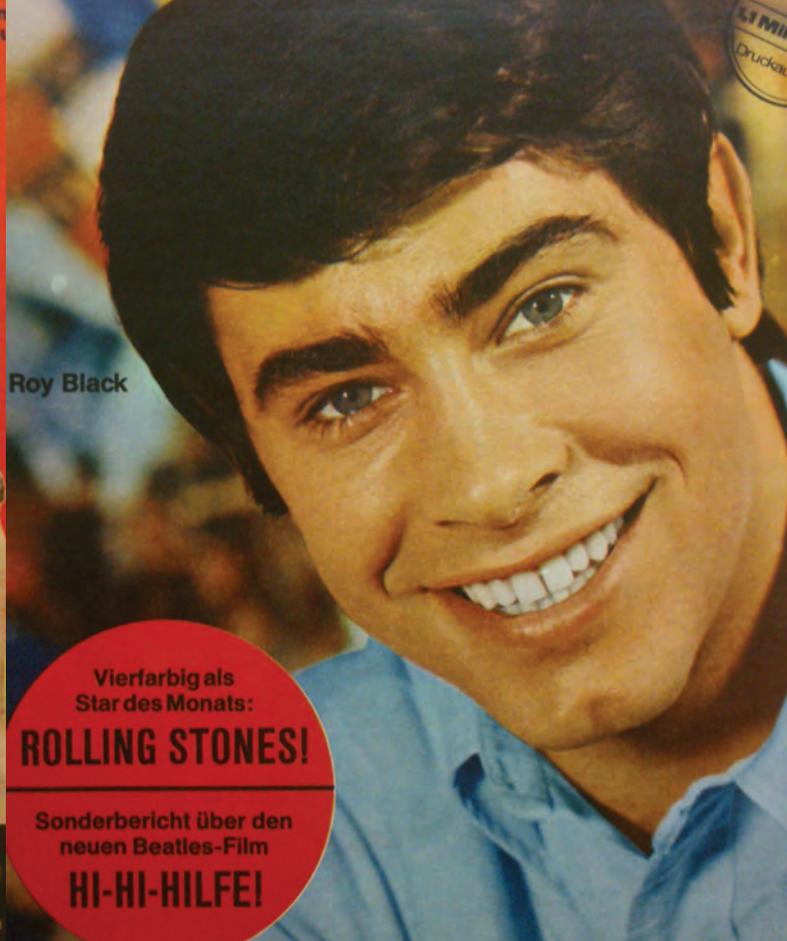
Aber auch ein Weltstar wurde „geboren“: Franz Beckenbauer bestritt sein erstes Länderspiel. Stars aus Musik und Film gab's jede Woche in der *Bravo*. Smart waren sie die jungen Herren Jagger und Black, Götz George und Pierre „Winnetou“ Brice (siehe nächste Doppelseite), im Jahr, als Albert Schweitzer und Winston Churchill starben, Malcolm X ermordet wurde. *Markus Behmer*







BRAVO



**Vierfarbig als
Star des Monats:
ROLLING STONES!**
Sonderbericht über den
neuen Beatles-Film
HI-HI-HILFE!

Rundfunk-Programm
von Radio Luxemburg

Star des Monats:
Manuela

Sonder-Bericht:
**BRAVO-
Tournée
mit den
Rolling
Stones**

James Dean
Am 30. September
ist sein 10. Todestag



**Pierre
Brice**

BRAVO

 Deutschlands größte Zeitschrift für junge

Über
1 Million
Druckauflage



Götz George
teilt seine Zeit zwischen
Theaterbühne und Filmatelier.
Augenblicklich freut er sich über seine
Reise nach Budapest zu den
Dreharbeiten des PIROSCHKA-Filmes
mit Marie Versini als Partnerin.

Foto: Lothar Winkler

München 34
Tristv.f. Zeitungswirtschaft
1917

München 34
Tristv.f. Zeitungswirtschaft
1917

Dam Dam, Dam Dam

Der Evergreen Marmor, Stein und Eisen bricht war vor 50 Jahren Nr. 1 der deutschen Hitparade. Der eingängige Text sorgte dafür, dass der Song heute zu den größten Hits aller Zeiten zählt.



„Marmorstein und Eisen bricht“

Foto & Copyright: Peter Riedwyl (www.artriedwyl.ch)

„Weine nicht, wenn der Regen fällt.“ Beinahe jeder hat jetzt die Melodie im Kopf und damit einen Ohrwurm von Drafi Deutschers Hit Marmor, Stein und Eisen bricht. Doch 1965 wurde der Song in Bayern erst einmal nicht im Radio gespielt. Redakteure, die anscheinend eine äußerst starke Liebe zur deutschen Sprache hegten, waren über die grammatikalisch nicht korrekte Zeile „Marmor, Stein und Eisen bricht“ entrüstet, müsste es doch „brechen“ heißen. Aber der Ausschluss aus der bayerischen Radiowelt dürfte Drafi Deutscher kaum schockiert haben. Der Kultsong erklomm innerhalb kürzester Zeit die Spitze der Charts. 1965 war DAS Jahr Drafi Deutschers. Seine Zwillingssöhne kamen zur Welt und sein größter Hit Marmor, Stein und Eisen bricht hielt sich fünf Wochen lang auf Platz 1 der deutschen Hitparade. Die englische Version Marble Breaks and Iron Bends, mit der es Drafi Deutscher als erster deutscher Künstler in die US-Charts schaffte, wurde weltweit gehört.

Ein Mann schwört einer Frau, „wir sind uns treu“. Und auch wenn vieles irgendwann einmal kaputt geht, „unsere Liebe nicht“. Die Band The Magics sorgte durch E-Gitarre, Bass, Schlagzeug und Schellenkranz für die melodischen Beats, wobei sich die rhythmischen Chords der E-Gitarre als „Klangmarke“ des Hits erwiesen. Für Schlagermusik kennzeichnend, wurde die Instrumentalisierung des Songs minimalistisch gehalten – dies begünstigt wiederum den Ohrwurm-Faktor. Auch

2015 lässt sich auf Volksfesten immer wieder beobachten, wie Jung und Alt gemeinsam und voller Leidenschaft „Weine nicht, wenn der Regen fällt“ singen.

Doch wer war der Mann, der für diesen Hit verantwortlich ist? Der Berliner Drafi Richard Franz Deutscher (geb. 1946) galt zu Lebzeiten als „Skandalnudel“ und unheimlich produktiver Musikmacher. Bereits mit elf Jahren belegte er bei einem Talentwettbewerb mit seiner Interpretation von Little Richards Tutti Frutti den ersten Platz und gründete seine erste Rock'n'Roll Band Charly and the Timebombs. Zusammen mit der Gruppe The Magics

wurde er von den Produzenten Peter Meisel und Christian Bruhn entdeckt, unter Vertrag genommen und mit deutschsprachigem Beat erfolgreich.

1966, ein Jahr nach seinem Hit Marmor, Stein und Eisen bricht, lieferte Drafi Deutscher anstößige Schlagzeilen wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses. Durch Urinieren von einem Hotelbalkon erfuhr seine Karriere einen ersten Knick. Aber, einem Stehaufmännchen gleich, schaffte Deutscher es zurück in die ZDF-Hitparade. Anschließend war er vor allem als Produzent, Komponist und Texter tätig und schrieb insgesamt 260 Titel – darunter Lieder für Boney M. und Nino de Angelo. Doch an dem Namen Drafi Deutscher hing der bittere Beigeschmack der Skandale: Durch Frauengeschichten, Scheidungen und Finanzschwierigkeiten machte er immer wieder negativ auf sich aufmerksam. Deutscher veröffentlichte schließlich seine Songs unter Pseudonymen. Erus Tsebehtmi (rückwärts gelesen: Sure, I'm the best) war einer seiner rund 40 Decknamen.

Drafi Deutscher sagte einmal: „Erst kommt die Musik, dann kommt lange nichts“. Für seine Fans gilt das bis heute. Am 9. Juni 2006, im Alter von 60 Jahren, starb der außergewöhnliche Schlagersänger. Die Skandale sind vergessen; es bleiben seine Hits und Ohrwürmer wie „Dam Dam, Dam Dam“.

Julia Habermann

Philosozioliterapolitologienialer Wunschpunsch

Vor 50 Jahren von Hans-Magnus Enzensberger und Karl Markus Michel zusammengemixt, wurde es eines der bedeutendsten linksintellektuellen Foren der „alten“ Bundesrepublik; nach einer wechselvollen Geschichte besteht es immer noch: Das Kursbuch.

Alle Haltestellen, alle Verbindungen, alle Fahrzeiten stehen drin im Kursbuch der Deutschen Bahn. Zu wohl allen Debatten mindestens der späteren 1960er bis 1980er Jahre findet sich eine Position, stehen meist mehrere Ansichten im *Kursbuch*, das im Juni 1965 erstmals im Suhrkamp Verlag erschien. Gegründet im Jahr, da Bundeskanzler Ludwig Erhard Intellektuelle als „kleine Pinscher“ bezeichnete, wurde es bald zum intellektuellen Sprachrohr, zum wichtigen Diskursorgan der Außerparlamentarischen Opposition.

Welch Themen, was für Autoren! Gleich in der ersten Ausgabe standen zwei lange Dossiers über Jean-Paul Sartre und über den Auschwitz-Prozess, standen Texte von Samuel Beckett und Uwe Johnson. In der zweiten Nummer war Roland Barthes vertreten und eine Rede von Fidel Castro, in der dritten Michel Foucault. Debattenbeiträge von Heinrich Böll, Peter Weiss, Martin Walser wurden gleich anfangs abgedruckt und und.

Alle vier, bald alle drei Monate gab es ein neues Heft, ab 1968 immer zu einem bestimmten Oberthema: „Revolution in Lateinamerika“, „Die Studenten und die Macht“, „Frau – Familie – Gesellschaft“, „Kritik des Anarchismus“, „Folter in der BRD“ oder auch einfach „Kinder“ und „Geld“.

Zentraler Ort des Diskurses

„Das *Kursbuch* war [...] einst der zentrale Ort des Diskurses, der Kritik, des Tabubruchs, des unergründlichen Gedankens und der intellektuellen Debatte der alten Bundesrepublik. [...] Das *Kursbuch* war eine Institution. Es war das Vehikel einer linksliberalen Denkungsart, die sich sowohl der Radikalisierung von links verweigert als auch der Vereinnahmung durch Normalisierung entzogen hat.“ So schrieben die Macher des neuen *Kursbuchs* im Editorial, als die Hefte im stets nüchternen, rein textbasierten Erscheinungsbild 2012 nach einer fast vierjährigen Zwangspause wieder erschienen.

Es war ... und es knüpfte an eine reiche Tradition eines Zeitschriftentyps an, den es heute (trotz neuem *Kursbuch*) kaum mehr gibt: der politisch-historisch-literarischen „Rundschauzeitschrift“.

Schon die erste deutsche Zeitschrift überhaupt kann als Vorläufer dieses Typs gesehen werden, der ab 1674 in Leipzig erscheinende *Verkleidete Götter-Both Mercurius*. Review, Revue oder Rundschau: Im 19. Jahrhundert wurde das Wort europaweit gleichsam zum „Gattungsbegriff“ für anspruchsvolle Journale, die sich vielfältiger Themen des öffentlichen Lebens mit kritischen Betrachtungen annahmen – so etwa die 1874 gegründete (und bis 1964 erschienene) *Deutsche Rundschau*, so die kämpferischen „Ein-Mann-Unternehmen“ von Maximilian Harden, *Die Zukunft* (1892-1922), oder Karl Kraus, *Die Fackel* (1899-1936), so schließlich Blätter wie die *Weltbühne* (1905/1918-1933) um Siegfried Jacobsohn, Kurt Tucholsky und Carl von Ossietzky in der Weimarer Republik, endlich etwa *Der Ruf* (1945/46), die *Frankfurter Hefte* (1946-1984) und der *Merkur* (seit 1947) in der Zeit des geistigen Neuaufbruchs nach der nationalsozialistischen Katastrophe.

Im Dienste der res publica

Hans-Magnus Enzensberger, damals bereits v.a. als Lyriker und Essayist wohl bekannt, und der Rowohlt-Lektor Karl Markus Michel, beide Jahrgang 1929, waren die Gründer des *Kursbuchs*. Nach zehn Jahren zog sich Enzensberger zurück, Michel blieb Herausgeber bis zu seinem Tod im Jahr 2000; von 1980 bis 2008 war Tilman Spengler Mitherausgeber, zuletzt – seit der Verlag der *Zeit* 2005 das schon lange im Auflagentief steckende *Kursbuch* übernommen hatte – gemeinsam mit dem vormaligen Kulturstaatsminister Michael Naumann.

Dann war Schluss; vorübergehend. Im Februar 2012 belebten der Münchner Soziologieprofessor Armin Nassehi als Herausgeber und der politische Publizist Peter Felixberger als



Foto: Markus Behmer

Chefredakteur das Blatt mit dem „alten“ Konzept und fortgesetzter Nummernzählung neu, nun im Murmann Verlag. „Jugendforsch“ ist das Thema des ersten Heftes 2015 und im Juni erscheint, mit der Nummer 182, das Jubiläumsheft „Protest. Revolte. Kritik. 50 Jahre Kursbuch“.

Die große Zeit der Rundschauzeitschriften, sie scheint aber vorbei – wie auch der Typus des „Intellektuellen“ kaum mehr eine öffentliche Rolle spielt (wenn er nicht als „Sidekick“ in allabendlichen Talkshows auftritt). *Cicero*? Wäre wohl gerne das intellektuelle Debattenorgan. *Lettre internationale*? Findet nur

begrenzte Aufmerksamkeit. In den Weiten des Netzes? Gibt es viele Diskurse, viele Stimmen – die aber insgesamt ein eher kakophonisches Konzert ohne orchestrale Wirkung ergeben. Und auch das alte, neue *Kursbuch* ist kein Organ mehr, das weite Diskussionen anstößt. Stets haben sich die Köpfe, die Hirne hinter dem *Kursbuch* der res publica angenommen, sie als ihre Sache begriffen, den Lesern nahe gebracht, dass sie unsere Sache ist. Hätte das *Kursbuch* ein Motto, es könnte das Ideal der Aufklärung sein: *Sapere aude* – wage es, dich deines Verstandes zu bedienen.

Markus Behmer

Und er schrieb weiter auf Deutsch

In Berlin ein erfolgreicher Journalist musste Manfred George 1933 vor den Nazis fliehen. In New York wurde er Chefredakteur des *Aufbaus*, dem Nachrichtenblattes des German Jewish Club – und machte ihn zu einem Anker in der New Yorker Diaspora.

„Wir glauben, die Welt wird klüger sein als die Nazis. Sie weiß, dass Hass niemals die Grundlage für die Zukunft sein kann, die wir alle aufbauen wollen.“ So kommentierte Manfred George Cohn, Journalist und überzeugter Demokrat, das Ende

Verbleib im Deutschen Reich abgestimmt – und George musste vor einem Erschießungskommando fliehen. Zurück in Berlin arbeitete George nach seiner Promotion als Lokalredakteur für die *Berliner Morgenpost*, die *Berliner Allgemeine Zeitung*, die



Kopf der Festnummer zum zehnjährigen Bestehen des *Aufbaus* (Dezember 1944)

Foto: Florian Lenhart

des Zweiten Weltkriegs in New Yorks größter Emigrantenzeitschrift des deutschsprachigen Exils, dem *Aufbau*. 1939 übernahm der mittellose Flüchtling, am 22. Oktober 1893 in Berlin geboren, den monatlichen Rundbrief des German Jewish Clubs und machte ihn mit Hilfe von Autoren wie Albert Einstein, Thomas Mann und Hannah Arendt zu einem einflussreichen Wochenblatt. Als die Nationalsozialisten in Deutschland den Zenit ihrer Macht erreicht hatten, erzielte auch der *Aufbau* seine größten Erfolge: 50.000 Exemplare gingen regelmäßig über die Ladentheken.

Als George nach New York kam und die Chefredaktion des *Aufbaus* übernahm, konnte der 45-Jährige bereits auf ein turbulentes Leben zurückblicken. Zu Beginn des Ersten Weltkriegs war er freiwillig dem Deutschen Heer beigetreten und hatte sein Jurastudium und sein Engagement für die *Deutsche Montagszeitung* niedergelegt. Zehn Jahre später, als Korrespondent der *Vossischen Zeitung* in Breslau, wurde in Oberschlesien über den

BZ am Mittag und schließlich als Chefredakteur der *Berliner Abendpost*. Als die Nationalsozialisten 1933 die Macht an sich rissen, emigrierte George zunächst nach Prag und schließlich nach New York, wo er den *Aufbau*, den sein Kollege Hans Habe einmal „Unser aller Tagebuch“ nannte, zu einem Sprachrohr deutsch-jüdischer Flüchtlinge machte. Die Wochenzeitung diente den Lesern als Leuchtturm, um sich in der neuen Heimat besser zurechtzufinden. „Ihr Blatt ist eine Macht geworden – und eine wohltätige“, schrieb Thomas Mann 1949 an Manfred George.

Am 30. Dezember 1965 starb der Chefredakteur des *Aufbaus*.

Florian Lenhart

Nächste Seite: Titelseite des *Aufbaus* vom 4. Oktober 1946 mit der Verkündung der Urteile gegen die Hauptangeklagten im 1. Nürnberger Prozess.

Die Lehre des Prozesses

(Telegramm unseres Nürnberger M. R. Sonderberichterstatters)

Zieht man die Bilanz des Nürnberger Prozesses, so lassen sich seine hervorstechendsten Leistungen auf dem Felde des Völkerrechts folgendermassen zusammenfassen:

Der Krieg ist das grösste völkerrechtliche Verbrechen. Einzelpersonen haben sich für einen Krieg zu verantworten. Befehle von Vorgesetzten sind dabei keinerlei Entschuldigung.

Der Freispruch von Schacht und die über Funk verhängte lebenslängliche Kerkerstrafe machen die Strafverfolgung von Industriellen und Bankiers für Kriegsverbrechen äusserst schwierig. Der Freispruch Franz von Papens endlich gefährdet die Strafverfolgung von Verbrechen, die nicht direkt mit einem Angriffskrieg verknüpft sind.

Die Behandlung der Organisationen und die Beschlüsse des Gerichtshofes über diese werden das gesamte Entnazifizierungsprogramm in Deutschland stark beeinflussen, weil die Kenntnis des kriminellen Organisationszweckes bei jeder Einzelperson bewiesen werden muss, um ihn einer strafbaren Handlung zu überführen.

Der Vorhang fällt

DIE URTEILSVERKÜNDUNG IN NURNBERG

Am Dienstag, 1. Oktober 1946, ist in Nürnberg über dem gewaltigen forensischen Drama des Kriegsverbrecher-Prozesses vor dem Internationalen Militärgericht der Vorhang gefallen. Der Schlussakt mit der Krönung durch die Urteilsverkündung hatte dem in langen Verhandlungsmonaten sichtlich erlahmten Weltinteresse erneuten Aufschwung gegeben, und so war denn der Nürnberger Gerichtssaal an den beiden Schlusstagen der Abrechnung mit den Naziverbrechern erwartungsgemäss bis zum letzten Platz gefüllt.

Die in monumentaler Beweisaufnahme auf Grund eines ungeheuren Dokumentenmaterials, das mit der Gründlichkeit deutscher Pedanterie fein säuberlich von den Nazis selber geordnet und aufgehoben war, überführten Kriegsführer des Dritten Reichs quittierten die Verkündung des Urteilspruches teils mit steinernen Schweigen, teils mit gut gespielmtem Hohn, der ihre Fassung zeigen sollte.

Als Erster wurde um 2 Uhr 53 Minuten nachmittags europäischer Zeit (7:53 A. M. New Yorker Zeit) der einstige Reichsmarschall Hermann Göring durch einen Wachtposten aus der Zelle vor seine Richter geholt. Der englische Chief Justice Sir Geoffrey Lawrence verlas aus dem Verdikt die jedem der 21 Angeklagten zugemessene Strafe. Als er mit Göring begann, kam es zu einem kleinen Zwischenfall, der rasch behoben wurde. Görings Kopfhörer war in Unordnung geraten, sodass er die deutsche Uebersetzung zunächst nicht hören konnte. Ein Wachtposten versuchte, die Kopfhörer in Ordnung zu bringen. Ungeduldig

schickte ihn Sir Geoffrey weg, als ihm das zu lange dauerte.

Göring vor seinen Richtern

Göring vernahm sein Schicksal mit folgenden Worten des britischen Lord-Oberrichters: "Angeklagter Hermann Wilhelm Göring, auf Grund der Anklagepunkte der Anklageschrift, deren Sie überführt worden sind, verurteilt das Gericht Sie zum Tode durch Erhängen." Mit genau den gleichen Worten, in denen nur jeweils die Namen geändert wurden, erfuhren sämtliche übrigen Angeklagten die ihnen zugemessene Sühne für ihre Verbrechen. In Görings Gesicht regte sich kaum ein Muskel, als der Chief Justice feststellte, dass es in Anbetracht der Enormität der von ihm begangenen Verbrechen für diesen Mann keine Entschuldigung gäbe. Hitlers Reichsmarschall verliess ohne ein Wort oder eine Geste den Saal, der ihn an den Galgen geführt hat.

Auch die anderen Angeklagten standen ersichtlich unter dem erdrückenden Gefühl der Schicksalhaftigkeit des Augenblicks. Sie alle hatten das Lächeln, das sie sonst wohl aufgesetzt hatten, vergessen und benahmen sich mit steifer Förmlichkeit vor den Richtern der Vereinigten Staaten, Grossbritanniens, Russlands und Frankreichs. Selbst Streicher, der im Gerichtssaal nie ohne Kaugummi im Munde zu erscheinen pflegte, hatte ihn diesmal in der Zelle zurückgelassen. Ernst Kaltenbrunner unterliess nicht, dem Gerichtshof mit zweimaliger Verbeugung, beim Saaleintritt und nach Entgegennahme seines Urteils, seine Reverenz zu bezeugen.

Die ganze Zeremonie der Ur- (Fortsetzung auf Seite 2)

AUFBAU RECONSTRUCTION

AN AMERICAN WEEKLY PUBLISHED IN NEW YORK

by the New World Club, Inc., 67 West 44th Street, New York 18, N. Y.

ABC

Entered as second-class matter January 30, 1940, at New York Post Office under Act of March 3, 1879.

Vol. XII—No. 40

NEW YORK, N. Y., FRIDAY, OCTOBER 4, 1946

In U.S.A. 10¢

Schuld und Sühne

DIE VIER ANKLAGEPUNKTE:

1. VERSCHWÖRUNG ZUR FÜHRUNG EINES ANGRIFFSKRIEGES
2. VERBRECHEN GEGEN DEN FRIEDEN
3. VERBRECHEN GEGEN DIE GESETZE DES KRIEGES
4. VERBRECHEN GEGEN DIE MENSCHHEIT

Die Angeklagten:

Angeklagter	Schuldig befunden in Punkt:
Reichsmarschall HERMANN GOERING	1, 2, 3, 4
Reichsaussenminister JOACHIM VON RIBBENTROP	1, 2, 3, 4
Chef des Oberkommandos der Wehrmacht WILHELM VON KEITEL	1, 2, 3, 4
Chef des Sicherheitsdienstes ERNST KALTENBRUNNER	3, 4
Reichsminister für die Ostgebiete ALFRED ROSENBERG	1, 2, 3, 4
Generalgouverneur von Polen HANS FRANK	3, 4
Reichsinnenminister WILHELM FRICK	2, 3, 4
JULIUS STREICHER, Herausgeber des "Stürmer" und Gauleiter von Franken	4
Kommissar für den Arbeits-Einsatz FRITZ SAUCKEL	3, 4
Generalstabschef ALFRED JODL	1, 2, 3, 4
Reichskommissar für die Niederlande ARTHUR SEYSS-INQUART	2, 3, 4
MARTIN BORMANN, Hitlers Stellvertreter (in absentia verurteilt)	3, 4

Schuldig befunden

in Punkt:

Das Urteil:

ZUM TODE DURCH DEN STRANG

Stellvertreter des Führers RUDOLF HESS

Angeklagter	Schuldig befunden in Punkt:
Wirtschaftsminister und Reichsbankpräsident WALTER FUNK	1, 2, 3, 4
Grossadmiral ERICH RAEDER	1, 2, 3
Führer der Hitler-Jugend BALDUR VON SCHIRACH	4
Rüstungsminister ALBERT SPEER	3, 4
Reichsprotector von Böhmen und Mähren CONSTANTIN VON NEURATH	1, 2, 3, 4
Grossadmiral der Flotte KARL DOENITZ	2, 3

Schuldig befunden in Punkt:

Das Urteil:

Lebenslängliche Gefängnisstrafe
20 Jahre Gefängnis
20 Jahre Gefängnis
15 Jahre Gefängnis
10 Jahre Gefängnis

Freigesprochen

Reichsbank-Minister und Wirtschafts-Minister HJALMAR SCHACHT, der wegen der Punkte 1 und 2 vor Gericht stand. Botschafter in Oesterreich und in der Türkei FRANZ VON PAPAN, der wegen der Punkte 1 und 2 angeklagt war. Chef der deutschen Radiopropaganda HANS FRITZSCHE, der wegen der Punkte 1, 3 und 4 vor Gericht stand.

DIE VERURTEILTEN NAZI-ORGANISATIONEN:
Das politische Führer-Korps
Die SS
Der SD (Sicherheitsdienst)
Die Gestapo

DIE FREIGESPROCHENEN NAZI-ORGANISATIONEN:
Das Reichskabinett
Der Generalstab und das Oberkommando
Die SA

Ist das die Quittung?

Von CARL MISCH

Von München nach Nürnberg ist kein weiter Weg, aber von der Münchener Konferenz bis zum Nürnberger Urteil hat die Welt acht Jahre des Schreckens gebraucht. In der Nacht zum 1. Oktober 1938 kapitulierten die Westmächte vor Hitler, und die Bilder zeigten einen strahlenden Goering. Am 1. Oktober hat das Internationale Militärgericht zwölf leitende Männer des Nazi-Regimes zum Tode verurteilt. Welch ein Absturz, diese Demütigung, diese Zerschmetterung der einst so Stolzen, denen die Welt zu gehören schien.

Es liegt eine alles bezwingende Kraft in dieser Wendung. Den Geboten der Menschlichkeit wird Genüge getan, den frechen Verächtern des Rechts wird Recht zugemessen. Zum ersten Mal, seit es Geschichte gibt, gleicht ein Richterspruch das Konto aus und wird Quittung erteilt.

Acht Jahre des Grauens hat die Welt erdulden müssen, um diesen



Hier sitzen sie im Nürnberger Gerichtssaal, die Granden des Dritten Reichs, die einst die Welt zu erobern gedachten und nun am Galgen baumeln oder für ihr ganzes Leben bzw. für Jahrzehnte hinter Kerkermauern büssen werden, weil sie sich gegen die Menschheit vergingen und die Erde in ein Meer von Blut getaucht haben. Von links nach rechts (vordere Reihe): Göring, Hess, Ribbentrop, Keitel, Rosenberg, Frank, Frick, Streicher, Funk, Schacht. Hintere Reihe: Doenitz, Raeder, Schirach, Sauckel, Jodl, von Papan, Seyss-Inquart, Speer, von Neurath, Fritzsche. Photo: British Combine.

Schluss mit lustig!

Zu Beginn der 60er Jahre gibt sich die DDR betont locker und gestattet ihrer Jugend neue Freiheiten: Haare werden länger, Röcke kürzer und die Beat-Welle schwappt über die frisch gebaute Mauer – bis die Schotten im Herbst 1965 plötzlich wieder dicht gemacht werden.

Nicht, dass die DDR-Führung zunächst etwas unversucht gelassen hätte, um die Jugend vor schädlichen Einflüssen aus dem Westen zu schützen: Elvis Presley und dem Rock'n'Roll setzt sie gemäßigte Gitarrenmusik mit deutschen Texten entgegen, um dem allzu wilden Twist vorzubeugen, erfindet sie kurzerhand den sozialistischen Tanz „Lipsi“. Erst als diese Versuche der Einflussnahme kläglich scheitern, reift eine neue Erkenntnis.

Um den Nachwuchs für sich zu gewinnen, soll die Erziehung gemäß dem Jugendkommuniqué von 1963 fortan „frei von Gängelerei, Zeigefingerheben und Administrieren“ sein. In Bezug auf Musik legt ein Beschluss des Politbüros nun überraschend lapidar fest: „Welchen Takt die Jugend wählt, bleibt ihr überlassen: Hauptsache, sie bleibt taktvoll!“

Das bleibt kein leeres Gerede: Tatsächlich erlebt die DDR in der Folge eine Phase der kulturellen Öffnung. Beatgruppen sprießen geradezu aus der Erde. Die Sputniks als „Beatles des Ostens“, die Butlers um Klaus Renft oder das Diana Show Quartett, das mit seiner etwas härteren Gangart an die Rolling Stones erinnert, gelangen zu einiger Berühmtheit. Nietenhosen und Twistrhythmen werden auf Tanzabenden im Jugendklub plötzlich nicht mehr allzu skeptisch beäugt. Gleichzeitig darf der regierungskritische Liedermacher Wolf Biermann relativ ungehindert seine ersten Lieder und Gedichte vortragen – und schließlich sogar in der BRD auftreten.

Ein frischer Wind weht durch die Republik, die Partei sieht dem Treiben der Jugend wohlwollend zu. Höhepunkt dieser Entwicklung ist das „Deutschlandtreffen“ 1964 in Berlin, bei dem 500.000 Menschen neben den üblichen politisch-ideologischen Reden auch jede Menge Pop und Rock zu hören bekommen. Der Radiosender DT 64 geht in den Äther und spielt mehr Beatmusik als jeder Westsender. Das zarte

Pflänzchen der kulturellen Freiheit wächst und gedeiht beständig, bis im Spätherbst 1965, wenige Wochen nach dem Sturz Chruschtschows in der Sowjetunion, plötzlich ein totales Umdenken einsetzt und ein heftiges Gewitter aufzieht.

Nicht wenige Offizielle befürchten auf einmal, mit Beatles, Rolling Stones und neuen Modeimpulsen gelange auch freiheitliches Gedankengut in die ummauerte DDR. Walter Ulbricht wirft die Frage auf, ob man denn wirklich „jeden Dreck, der aus dem Westen kommt“, kopieren müsse und fordert ein



Schlussmachen „mit dem Je-je-je, oder wie das alles heißt“. Der aufstrebende Erich Honecker schlägt in dieselbe Kerbe, als er „Erscheinungen der amerikanischen Unmoral und Dekadenz“ geißelt und gleichzeitig Wolf Biermann vorwirft, mit seinen „zynischen Versen“ den Staat zu verraten. Die Partei vollzieht eine komplette Kehrtwende und greift wieder so restriktiv durch wie sie es noch in den 50er Jahren getan hatte. Biermann, der bislang offen rotzfrende Spottlieder gesungen hatte, ereilt sowohl ein generelles Auftritts- und Publikations- als auch ein Reiseverbot. In Leipzig werden 44 von 48 Bands auf einen Schlag verboten. Die *Leipziger Volkszeitung* schreibt von „Langhaarigen“, „Gamlern“ und „Rowdytum“, das mit der Beatmusik um sich greife. Pausenhof-Aktionen, in denen Schüler mit allzu üppiger Haarpracht von ihren Klassenkameraden gewaltsam auf ein ordentliches Niveau zurückgestutzt

werden, werden von der FDJ ausdrücklich begrüßt. Nicht alle finden sich jedoch damit ab, ihre frisch gewonnene Freiheit gleich wieder abzugeben. In Leipzig formiert sich Widerstand, zwei Jugendliche fordern mit Flugblättern zur Demonstration auf. Obwohl von Staatsseite alles unternommen wird, um dies zu verhindern, finden sich am Leuschnerplatz tatsächlich 2.500 Menschen ein, die lautstark für die Wiedezulassung von Butlers und Co. kämpfen.

Die sogenannte „Beatdemo“ – eine der größten Demonstrationen in der Geschichte der DDR bis zu den Protestbewegungen Ende der 80er – wird jedoch kein Erfolg, sondern markiert das Ende einer kulturellen Öffnung in der DDR. Über 300 Verhaftungen und der massive Einsatz von Wasserwerfern und Gummiknüppeln zeigen an, in welche Richtung es in den kommenden Jahren gehen wird.

Michael Enderlein

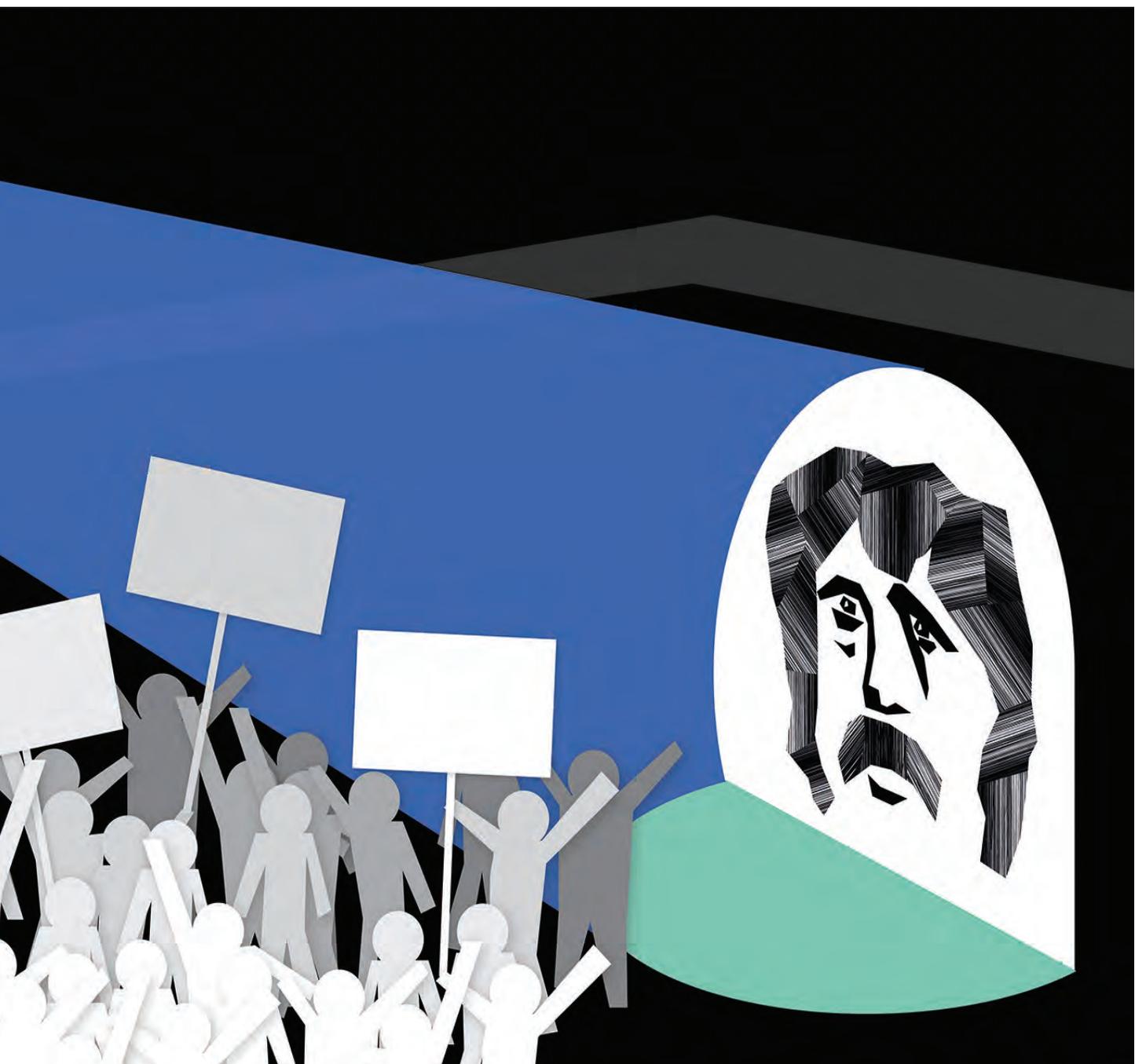


Illustration: Anne-Katrin Hilbert

Kriegsberichte aus Kuba und vom Kap

Als den Premierminister, der England durch die Blut-, Schweiß- und Tränen-Zeiten des Weltkriegs führte, kennt Churchill jeder. Dass er als Journalist in zwei anderen Kriegen erste Berühmtheit erlangte, ist weniger bekannt. Am 24. Januar ist sein 50. Todestag.



Churchill 1900

Foto: Bain News Service / Library of Congress

„Jene ersten knappen Zeilen, seien es die eines Heiratsantrages oder eines Zeitungsartikels, benötigen mehr Nachdenken und Hingabe als irgendeine der Folgenden.“ Mit diesen Worten beginnt Winston Churchill am 13. Dezember 1895 seine erste Depesche als Kriegsberichterstatter. Die Londoner Zeitung *Daily Graphic* hatte den gerade 21 Jahre alten Leutnant beauftragt, über den Kubanischen Unabhängigkeitskrieg zu schreiben. Churchill begleitete die königlich-spanische Armee bei dem Versuch, den Aufstand der kubanischen Guerillatruppen niederzuschlagen – quasi als embedded Reporter.

Diesen ersten Auftrag als Journalist verdankte Winston Churchill zum einen seinem Namen: Sein Vater, Lord Randolph Churchill, war als begnadeter Redner bekannt. Zum anderen seinem tatsächlichen schriftstellerischen Talent. Beides sicherte ihm ein für die damalige Zeit beträchtliches Zusatzeinkommen zu seinem Sold: 25 Guineen für seine Berichte aus Kuba, heutzutage knapp 1.500 Pfund. Dieses Geld benötigte Churchill dringend, um seinen aufwändigen Lebensstil mit Dienstboten, Pferden und gutem Essen zu finanzieren. Aber

die finanzielle Seite war nur ein Anreiz, zur Feder zu greifen, der andere, sich einen Namen in der Politik zu machen.

Als Kriegsberichterstatter benötigte Winston Churchill selbstverständlich erst einmal einen Krieg, über den es sich zu berichten lohnte. So versetzte er sich im Jahr 1897 selbst in die Britisch-Indische Unruheprovinz Malakand im heutigen Pakistan. Ein für die damalige Zeit absolut unübliches Vorgehen, genau wie seine Doppelrolle als kämpfender Soldat und Korrespondent – diesmal für die Zeitungen *The Pioneer* und *Daily Telegraph*. Wobei er gerade mit letzterer haderte: Für Churchill waren nicht nur die fünf Pfund pro Artikel geradezu beleidigend, schlimmer noch, seine Berichte erschienen – entsprechend der damaligen Konventionen – anonym, „geschrieben von einem jungen Offizier“. In einem Brief an seine Mutter beklagte er sich, es sei ihm auf diese Weise unmöglich, sich bei der Wählerschaft bekannt zu machen.

Nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst in der Armee 1899 versuchte Churchill zunächst vergebens, als Abgeordneter für den Ort Oldham ins Parlament einzuziehen. Eine politische Niederlage, die ihm aber gleichzeitig den Weg zum Höhepunkt seiner journalistischen Karriere ebnete. Am 12. Oktober 1899 brach der Zweite Burenkrieg zwischen Großbritannien und den Burenrepubliken Oranje-Freistaat und Südafrikanische Republik aus. Im Auftrag der *Morning Post* reiste Winston Churchill

nach Afrika, diesmal für ein Gehalt von 250 Pfund pro Monat plus Spesen. Als Zivilist war ihm außerdem nun sein Name in der Verfasserzeile sicher, und wie die Ereignisse zeigen sollten nicht nur dort. Denn nach wenigen Wochen als Korrespondent an der Front geriet Winston Churchill mit einem britischen Erkundungstrupp in einen Hinterhalt und in Kriegsgefangenschaft. Es gelang ihm jedoch, aus dem Kriegsgefangenenlager in Pretoria zu flüchten und sich bis ins knapp 500 Kilometer entfernte Lourenço Marques in Portugiesisch-Ostafrika abzusetzen.

Seine Flucht machte Churchill für eine kurze Zeit zum internationalen Helden. Einem Helden, der bei seiner Rückkehr in die britischen Gebiete Südafrikas bereits seine Version der Ereignisse niedergeschrieben hatte: „Wie unglücklich ist doch jener arme Mensch, der seine Freiheit verliert! [...] Noch bevor ich eine Stunde in Gefangenschaft verbrachte, beschloss ich zu fliehen.“ Winston Churchill blieb noch bis 1900 als Korrespondent in Südafrika. Nach seiner Rückkehr nach Großbritannien veröffentlichte er seine gesammelten

Korrespondentenberichte in zwei Bänden: *London to Ladysmith* und *Ian Hamilton's March*.

Geschick nutzte Churchill die große Aufmerksamkeit für eine zweite Kandidatur zum englischen Unterhaus – diesmal mit Erfolg. Erst nach diesem Wahlsieg unternahm er eine Lesereise durch England und die Vereinigten Staaten. Allen Packwood, Leiter des Churchill-Archivs an der Universität Cambridge,

meint, Churchill habe bereits als junger Mann ein System entwickelt, dass er während seiner gesamten politischen Karriere beibehalten habe: In führender Stellung an Ereignissen teilzuhaben, um diese gleichzeitig aufzuzeichnen und zu kommentieren. "He made the news by writing it, while also ensuring that he made the headlines." Eine Taktik, die bereits Julius Caesar den Weg zur Macht geebnet hatte. *Holger Müller*

Von Hitler zu Allah

Die zwei Leben des Johann von Leers

Er war einer der bedingungslosesten Antisemiten in Hitlers Parteiapparat. Johann von Leers verfestigt sich früh in einer Ideologie, der er sein komplettes Leben unterordnet. Eine aussichtsreiche Stelle im Auswärtigen Amt, die der promovierte Jurist 1926 im Alter von vierundzwanzig Jahren angetreten hat, verliert er wegen seiner „offen judenfeindlichen Gesinnung“, wie er später stolz in seiner Bewerbung an die SS schreibt.

Die Jahre des „Dritten Reiches“ verbringt er als Publizist und Professor für „Deutsche Rechts-, Wirtschafts- und politische Geschichte auf rassistischer Grundlage“ an der Universität Jena. Seine publizistischen Fähigkeiten unterstellt er ausnahmslos der Nazi-Propaganda. Von Leers veröffentlicht Hetz- und Propagandaschriften wie *Juden sehen dich an* oder *Kurzgefasste Geschichte des Nationalsozialismus*. Genauso publiziert er als Professor – ohne jemals habilitiert zu haben – „wissenschaftliche“ Arbeiten, die in einem umfangreichen Band über *Die*

Verbrechernatur der Juden gipfeln. „Judentum ist biologische Erbkriminalität, religiöser Synkretismus mit einem starken Anteil von Dämonenglauben. Wer gegen das Judentum kämpft, der ‚tut das Werk des Herrn‘ und kämpft einen Gotteskampf“, heißt es darin. Nach dem Zerfall des NS-Staates sucht von Leers verzweifelt eine neue Heimat für seine krude Weltanschauung. Er flüchtet aus Deutschland, entzieht sich einer Verurteilung und landet 1950 zunächst in Buenos Aires, wo er als Verlagslektor für die deutsche Nazi-Minderheit weiter Hetzschriften veröffentlicht. Seine persönliche Erfüllung findet er schließlich in Ägypten und dem Islam. Hier sieht er seine Ideologien perfekt eingebettet und nennt sich von nun an Omar Amin von Leers. Auf diese Art missbraucht er den Islam, um seinen Antisemitismus weiter auszuleben, und propagiert bis zu seinem Tod am 5. März 1965 die „jüdische Weltverschwörung“. *Laurenz Drescher*

Dichtung und Wahrheit

Der schweizer Essayist Max Rychner sah Literaturkritik als Kulturauftrag.

„Am Anfang war das Wort: Es ist der tiefe Grund unserer Welt“ – so beschrieb Max Rychner seine Motivation, sich dem „Geheimnis der Sprache und Dichtung“ zu widmen und sie schließlich seinen Lesern als Literaturkritiker zu offenbaren. Der am 8. April 1897 geborene Sohn eines Schweizer Landarztes studierte in Bern und Zürich deutsche, französische und lateinische Literatur und Geschichte.

Nach seiner Promotion übernahm Rychner im Alter von 25 Jahren die Leitung der Zürcher Zeitschrift *Wissen und Leben*, die er in *Neue Schweizer Rundschau* umbenannte. 1932 zog Max Rychner nach Köln, um zunächst als Feuilletonredakteur bei der *Kölnischen Rundschau* und nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten als Sonderkorrespondent für die *Neue Zürcher Zeitung* zu arbeiten. Bald ging Rychner zurück in die Schweiz, wo er 1937 zunächst Feuilletonchef beim *Bund* in Bern wurde und anschließend Leiter der Kulturredaktion der

Tat in Zürich – eine Zeitung, der er bis zu seinen letzten Tagen verbunden blieb.

Ein Kernanliegen Rychners war es, französische Kultur in Deutschland zu vermitteln. So beispielsweise, indem er die Werke von Paul Valéry frei übertrug. Der Lyriker schrieb: „Le goût est fait de mille dégoûts“ („Geschmack besteht aus tausend Geschmäckern“); Rychner machte daraus: „Geschmack heißt tausend Nein auf ein Ja.“ Seine umfangreiche Arbeit als Beobachter und Kritiker der Literatur fand unter anderem Niederschlag in dem vielgepriesenen Werk *Zur europäischen Literatur zwischen zwei Weltkriegen*.

Thomas Mann äußerte sich stets bewundernd über den Kritiker und schrieb über einen seiner Essays, dieser sei „ein kritisches Meisterwerk wirklich, zum Allerbesten gehörig, was zeitgenössische Analyse hervorgebracht hat“. Am 10. Juni 1965 starb Max Rychner in Zürich. *Marie Kopplin*

Tierisch gut

Berggorillas, Paradiesvögel, weiße Löwen oder unsere heimischen Fischotter: Mit den Expeditionen ins Tierreich werden seit 50 Jahren die vielfältigsten Einblicke in die faszinierende Fauna rund um den Globus ermöglicht.

Hochklassige Tier- und Naturaufnahmen, spannende Geschichten von allen Flecken der Erde und so manches Abenteuer für die Filmcrew haben die *Expeditionen ins Tierreich* zu einem der erfolgreichsten Formate für Tierdokumentationen im deutschen Fernsehen gemacht. Am 18. April 1965 wurde die erste Sendung in der ARD ausgestrahlt, mit Heinz Sielmann als Moderator. Er hatte die Idee zu der Dokumentationsreihe. Bereits 1960 produzierte er erste Beiträge für die ARD – noch ohne den späteren Titel. Von Sielmann selbst stammte auch das Filmmaterial.

Als Kameramann, Biologe, Verhaltensforscher und Publizist verstand er die Arbeit vor und hinter der Kamera. Sielmann berichtete leidenschaftlich von seinen Expeditionen – egal ob aus heimischen Regionen mit Goldhamster und Fischreiher oder aus exotischen Gebieten mit Löwen und Eisbären.

Ebenfalls dem Tierreich angetan, war Sielmanns „Konkurrent“ Bernhard Grzimek. Neben Tierfilmen wurde der langjährige Direktor des Frankfurter Zoos durch die Sendereihe *Ein Platz für Tiere* im Hessischen Rundfunk bekannt. Das Besondere der Sendung: Ob ein Gepard auf dem Tisch, ein Affe auf dem Stuhl oder ein Marder auf dem Kopf, Grzimek brachte stets ein Tier aus dem Frankfurter Zoo mit in die Sendung. Doch erst Heinz Sielmann etablierte das Genre Tierdokumentation im deutschen Fernsehen. Bis zu seiner letzten Sendung 1991 entstanden 172 Folgen. Die *Expeditionen ins Tierreich* wurden zu einem großen Erfolg. 1991 übernahm der NDR das Format. Nun ohne Moderator, wurden Beiträge von internationalen Tierfilmern gezeigt.

Heute sind sechs Filmteams im Auftrag des NDR auf der ganzen Welt unterwegs. Ob aus der Luft, von Land oder unter Wasser: Stets ist die Kamera auf die großen und kleinen Wunder der Natur gerichtet und fängt den täglichen Kampf ums Überleben ein. Bekanntes wird dem Zuschauer durch einen neuen Blickwinkel vermittelt und Fremdes näher gebracht. Die *Expeditionen ins Tierreich* stehen nicht nur für Unterhaltung, sondern auch für Aufklärung und Bildung. Zahlreiche Auszeichnungen für Filme und Filmcrew spiegeln die besondere

Leistung, die hinter der Sendereihe steckt, wieder. Am 28. März 2014 erhielt der Naturfilmer Jan Haft den Deutschen Biodiversitätspreis 2014 der Heinz Sielmann Stiftung. Allein der 2005 entstandene Film *Die Wiese* wurde international mit mehr als 30 Preisen ausgezeichnet. Und auch im Ausland werden die *Expeditionen ins Tierreich* gern gesehen: In über 150 Ländern



Foto: Heinz Sielmann Stiftung/ Jutta Heise

Heinz Sielmann: Vater der *Expeditionen ins Tierreich*

werden die Sendungen ausgestrahlt. Hinter den Dokumentationen steckt eine Menge Arbeit. Bis zu 18 Produktionen entstehen im Jahr. 45 Minuten dauert eine Sendung. Über zwei Jahre können die Dreharbeiten andauern. Dafür braucht es viel Geduld, Entdeckungslust und ein gutes Auge. „Ich freue mich, dass es heute eine große Zahl professioneller Tierfilmer gibt, die Sendungen, wie die *Expeditionen ins Tierreich*, zu einem Erlebnis am Bildschirm machen“, so Heinz Sielmann in einem Interview im NDR zum 40. Jubiläum der Sendung.

Doch nicht nur das Leben vor der Kamera hält spannende Geschichten bereit. Mal wird das Equipment weggeschwemmt, mal bedroht eine Schlammlawine das Zelt oder das russische Militär beschlagnahmt die Filmaufnahmen. 2007 prallte der Heißluftballon des Filmduos Ivo Nörenberg/Oliver Goetzl während eines Drehs im Ural gegen eine Bergspitze. Nörenberg wurde aus dem Korb geschleudert, direkt gegen eine Felswand. Ein zertrümmertes Schulterblatt, lautete die Diagnose. Technische Probleme am Gasbrenner führten 2011 zur Bruchlandung aus 30 Metern Höhe. Das Kamerteam kam mit kleinen Blessuren davon. „Wir werden immer wieder fliegen“, lässt sich das Filmteam nicht entmutigen. Auch an Aufhören denkt niemand. So viele Orte sind noch ungefilmt, zahlreiche Pflanzen und Tiere unentdeckt. Mit den *Expeditionen ins Tierreich* werden auch künftig neue Perspektiven und neue Entdeckungen von den Kameras festgehalten – egal ob in der Ferne oder direkt vor unserer Haustür. *Pina-Marie Heistermann*



Operninszenierung und Popkonzert

Mit dem „Guten, Wahren und Schönen“ fing es an. Dann kamen die 68er und erweiterten den bildungsbürgerlichen Kulturbegriff. Heute trifft Punk auf Klassik, Hipster auf Literaten. Aspekte, Deutschlands älteste überregionale Kultursendung, wird 50.

Manche neue TV-Show übersteht heutzutage noch nicht einmal ihr erstes Quartal. Und auch Klassiker der Fernsehunterhaltung wie *Wetten, dass...?* werden eingestellt, wenn die Quote nicht länger stimmt.

Die ZDF-Kultursendung *Aspekte* hingegen ist zehn Jahre älter als ihre aktuelle Moderatorin. Am 17. Oktober 1965 präsentier-

Leben gerufen. Doch der Leitfaden zur Gründung von Bürgerinitiativen erzeugt bei den Programmverantwortlichen Missfallen. Moderator Hoffmeister wird zeitweilig vom ZDF mit Hausverbot belegt.

Der Anspruch, „Vorurteile abbauen – Vorurteile gegen abstrakte Kunst oder neue Musik oder moderne Literatur“, aber bleibt. Die Vorstellung, „Kunst sei eine Sache zur Verschönerung des Familienlebens und des Feierabends“, will man beseitigen. Vorgestellt werden beispielsweise nicht mehr nur neue Bücher oder Literaten, sondern auch die schlechten Lebens- und Arbeitsbedingungen von Autoren.

Schwerpunkt Literatur

1975 übernimmt ein neues Moderatorentrio. Die folgenden Jahre sind geprägt von häufigen Wechseln des Sendeplatzes, der Sendungslänge und der Moderatoren. Literatur wird ein neuer Schwerpunkt.

Besonders junge, unbekanntere Autoren will das Kulturmagazin fördern. 1979 wird erstmals der *Aspekte*-Literaturpreis verliehen. 1988 startet *Das Literarische Quartett* u.a. mit Marcel Reich-Ranicki zunächst bei *Aspekte*. Die Interviewreihe *Das blaue Sofa* gibt es seit dem Jahr 2000.

Droht die Vivaisierung?

Aus der Magazinsendung ist 2014 eine Studio-Liveshow mit Publikum, Talkgästen und Musik-Acts geworden. „Kultur live“ nennt dies das verjüngte Moderatorentrio Katty Salié, Tobias Schlegl und Jo Schück. „Ein Stück echtes Fernseh-Leben mit deutlich mehr Einsatz, Risiko und, ja doch, Sex-Appeal“, lobt die *FAZ*.

Aber die Inszenierung von Kultur als Happening sorgt auch für Kritik: „Es wäre doch schön, wenn wenigstens in einer Kultursendung Intellektualität und Analytik nicht gänzlich ausgeschlossen wären“, so die *FAZ* weiter. Der Kulturbegriff und seine Präsentation, sie wandeln sich – und mit ihnen *Aspekte*.

Isabel Stanoschek



Foto: ZDF / Barbara Oloffs

Moderator Reinhard Hoffmeister (1973)

te Walther Schmieding die erste Ausgabe des *ZDF-Kulturbereichs*. 18 Moderatoren werden ihm nachfolgen.

Kultur im Wandel

Aspekte startet, als die zeitkritischen Politmagazine der 1960er Jahre, wie *Panorama* und *Report*, bereits an Öffentlichkeitswirkung verlieren. Die 68er-Bewegung schließlich führt zu einem Bedeutungswandel des Kulturbegriffs.

Nicht mehr nur das „Gute, Wahre und Schöne“ wird als Kultur begriffen. Auch politische, soziale und gesamtgesellschaftliche „Aspekte“ gehören nun dazu. Zunächst jedoch präsentiert sich *Aspekte* als „Feuilleton für Minderheiten“, wie Kritiker bemängeln. Berichtet wird über „wichtige Premieren, große Ausstellungen“.

Erst der veränderte Zeitgeist drängt die Sendung aus der „Ecke der unverbindlichen, schöngeistigen Kunstplauderei“, wie es 1974 in einem Rundbrief des Instituts für Publizistik der Universität Berlin heißt. *Aspekte* verwandelt sich unter seinem neuen Moderator Reinhard Hoffmeister (ab 1969) in ein „konfliktgeladenes Diskussionsforum“, wie *Die Welt* 1975 schreibt.

Die Kunst wird politisch

Antiautoritäre Erziehung, Jugend-Rebellion oder Denkmalschutz lauten die neuen Themen. „Das kritische Bewusstsein des Zuschauers gegenüber seiner Umwelt“ will *Aspekte* stärken. Die Kampagne „Bürger rettet Eure Städte“, wird 1973 ins-

Die aktuellen Moderatoren Tobias Schlegl, Katty Salié, Jo Schück



Quelle: ZDF / Jürgen Detmers

QUICK



CITROËN DS 21



OPEL KADETT



VW 1600 TL



AUDI



OPEL REKORD 1900



NSU TYP 110

QUICK zeigt alle neuen Autos!

Grosser Sonderbericht
zur Frankfurter
Auto-Ausstellung



BMW 2000 CS



MERCEDES 250 SE



VW 1300



RENAULT 10 MAJOR



RENAULT 16



OPEL KADETT COUPÉ



MERCEDES 230



Der Deutschen Lieblinge

Blech und Chrom statt Kunststoff, eckige Formen und Mut zu Farbe, Cabrio statt SUV. Vor 50 Jahren hatten Autos noch unverkennbare „Gesichter“. Und *Quick* (vom 12. September, links und vom 14. März 1965) zeigte sie. Kaum Japaner waren auf dem Markt, dafür Marken wie NSU, DAF, Hillmann und Glas. Allein 13 Fabrikate gab es damals in der Bundesrepublik, zwei in der DDR; dazu 77 Importfabrikate – niemals mehr seither war die Markenvielfalt so groß. Marktführer war, damals wie heute, VW mit gut 2,6 Millionen in Deutschland zugelassenen PKWs, weit vor Opel (1,5 Millionen) und Ford (920.000 Fahrzeuge). Im September vor 50 Jahren lief der 10-millionste Käfer vom Band; er kostete rund 5.000 Mark.

Die *Quick* übrigens war damals die zweitgrößte deutsche Illustrierte (knapp hinter dem *Stern*) mit einer Auflage von wöchentlich 1,7 Millionen Exemplaren. 1992 wurde sie eingestellt.

Markus Behmer



DKW F 102



VW VARIANT S



BMW 1800 TI



SIMCA 1500 TOURISME



FORD 20 M TURNIER



ROVER 2000



SKODA 1000 MB



NSU-SPIDER



DAF 750 KOMBI



SIBONA DEKATHLON



HILLMAN IMP



PORSCHE 911



MERCEDES 230 SL



KARMANN-GHIA 1500 S



AUTOBIANCHI PRIMULA



TRIUMPH 2000



GLAS 1700



RENAULT 16



CITROËN ID 19 BREAK



OPEL DIPLOMAT



Ab ins All

In den 50er- und 60er-Jahren, geprägt vom Kalten Krieg und dem Wettlauf der Supermächte USA und UdSSR, wurden Meilensteine der Raumfahrt gesetzt. Das Jahr 1965 ging gleich mehrfach in die Raumfahrtgeschichte ein.

Über Landesgrenzen hinweg telefonieren, sich mit Hilfe des Navigationssystems ans Ziel führen lassen oder Fernsehsender aus der ganzen Welt empfangen – heute eine Selbstverständlichkeit. Zu verdanken haben wir diesen Komfort moderner Satellitentechnik.

Angefangen hat alles 1957, als die Sowjetunion Sputnik, den ersten künstlichen Satelliten, in eine Umlaufbahn gebracht hat. In den darauf folgenden Jahren fanden immer mehr Satelliten ihren Weg ins All und revolutionierten die globale Kommunikation.

Erster Nachrichtensatellit startet

Am 6. April 1965 schickte die NASA vom Cape Canaveral in Florida den ersten kommerziellen geostationären Nachrichtensatelliten in die Umlaufbahn. Intelsat 1 – von der *New York Times* mit dem Spitznamen Early Bird („Frühaufsteher“) versehen – ermöglichte Fernsehübertragungen und Fernspreverkehr zwischen den Vereinigten Staaten und Europa.

Early Bird, der gerade einmal 39 Kilo wog, konnte 240 Telefongespräche oder einen Fernsehkanal übertragen. Von seiner Position, 35.800 km über dem Äquator, sendete der Satellit die Fernsehunterhaltungssendung *Premiere im Weltraum* auf beide Seiten des Atlantiks.

Erster TV-Satellit erreicht die Umlaufbahn

Nach zwei Fehlversuchen erreichte der russische TV-Satellit Molnija-1 („Blitz“) am 23. April 1965 die Umlaufbahn. Über den Satelliten wurden neun Stunden täglich Probesendungen zwischen Moskau und

Wladiwostok durchgeführt. In dieser Zeit erfolgten Experimente zu Fernseh-, Fernsprech-, Fernschreib- und Bildübertragungen.

Der Austausch über eine Entfernung von 10.000 Kilometern war erfolgreich: Am 27. Mai konnten sogar erste Farbfernsehsendungen übertragen werden. Von HD-Qualität waren die Bilder damals aber noch weit entfernt.

In Deutschland empfangen mittlerweile über 18 Millionen Haushalte ihr TV-Programm über Satellit. Vor 50 Jahren war es noch eine Sensation, wenn ein neuer Raumflugkörper auftauchte. Heute befinden sich über 1.100 aktive Satelliten aus verschiedenen Ländern im All und sind für die Menschheit von unschätzbarem Wert geworden.

Alexei Leonow spaziert als erster Mensch im Weltraum

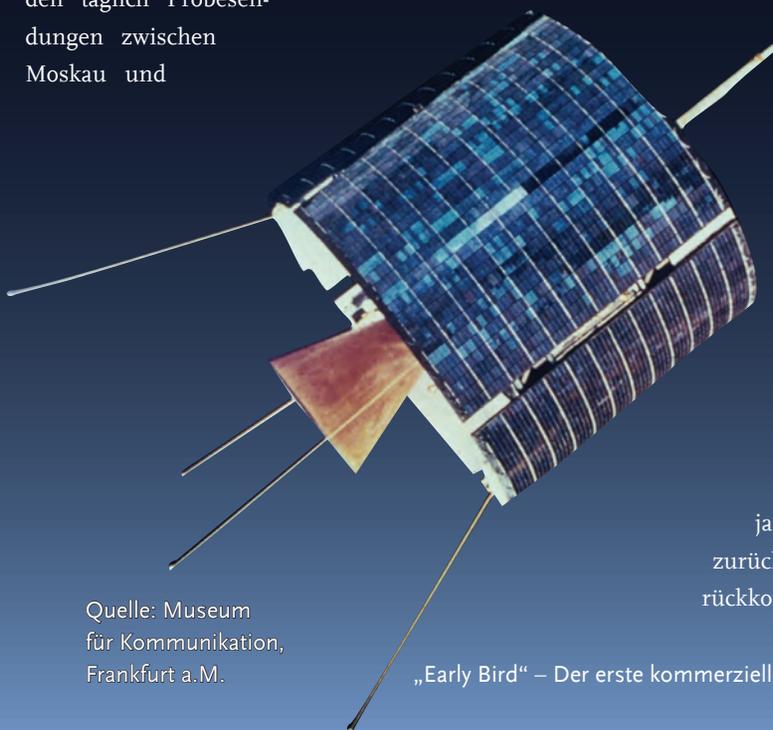
Sensationell war ein weiteres Ereignis im Jahre 1965, das schon damals medial in Szene gesetzt wurde. In Schwarzweißbildern und unterbrochen von zahlreichen Störungen konnten die Menschen vor dem Fernseher verfolgen, wie eine kleine, rundliche, weiße Gestalt in einem Helm mit der Aufschrift UdSSR vor einer zerklüfteten Wolkenschicht „tanzte“.

Völlig losgelöst von der Erde war der russische Kosmonaut Alexei Leonow am 18. März 1965. Als erster Mensch verließ er sein Raumfahrzeug und schwebte zwölf Minuten und neun Sekunden im Weltall – verbunden nur durch eine viereinhalb Meter lange „Nabelschnur“ mit dem Raumfahrzeug.

Durch den Druckunterschied zum Vakuum des Weltraums blähte sich der Raumanzug so auf, dass Leonow beinahe nicht mehr durch die enge Einstiegs Luke ins Raumschiff gepasst hätte. In einer waghalsigen Aktion lies der Kosmonaut die Luft aus seinem Anzug, so dass ihm nach 24 Minuten der Wiedereinstieg gelang. „Zuerst hatte ich das Gefühl, als ob meine Finger durch die Handschuhe und meine Füße durch die Schuhe gedrückt würden“, erinnerte sich Leonow an den Kampf im Weltall.

Alexei Leonow und sein Kapitän Pawel Beljajew wurden in der Sowjetunion als Helden gefeiert. Was Leonow allerdings nicht wusste: Beljajew hatte den Befehl, seinen Co-Piloten notfalls im All zurückzulassen, falls er von seinem „Spaziergang“ nicht zurückkommen sollte.

Aljona Jauk



Quelle: Museum für Kommunikation, Frankfurt a.M.

„Early Bird“ – Der erste kommerzielle Nachrichtensatellit

Die Not mit der Linse eingefangen

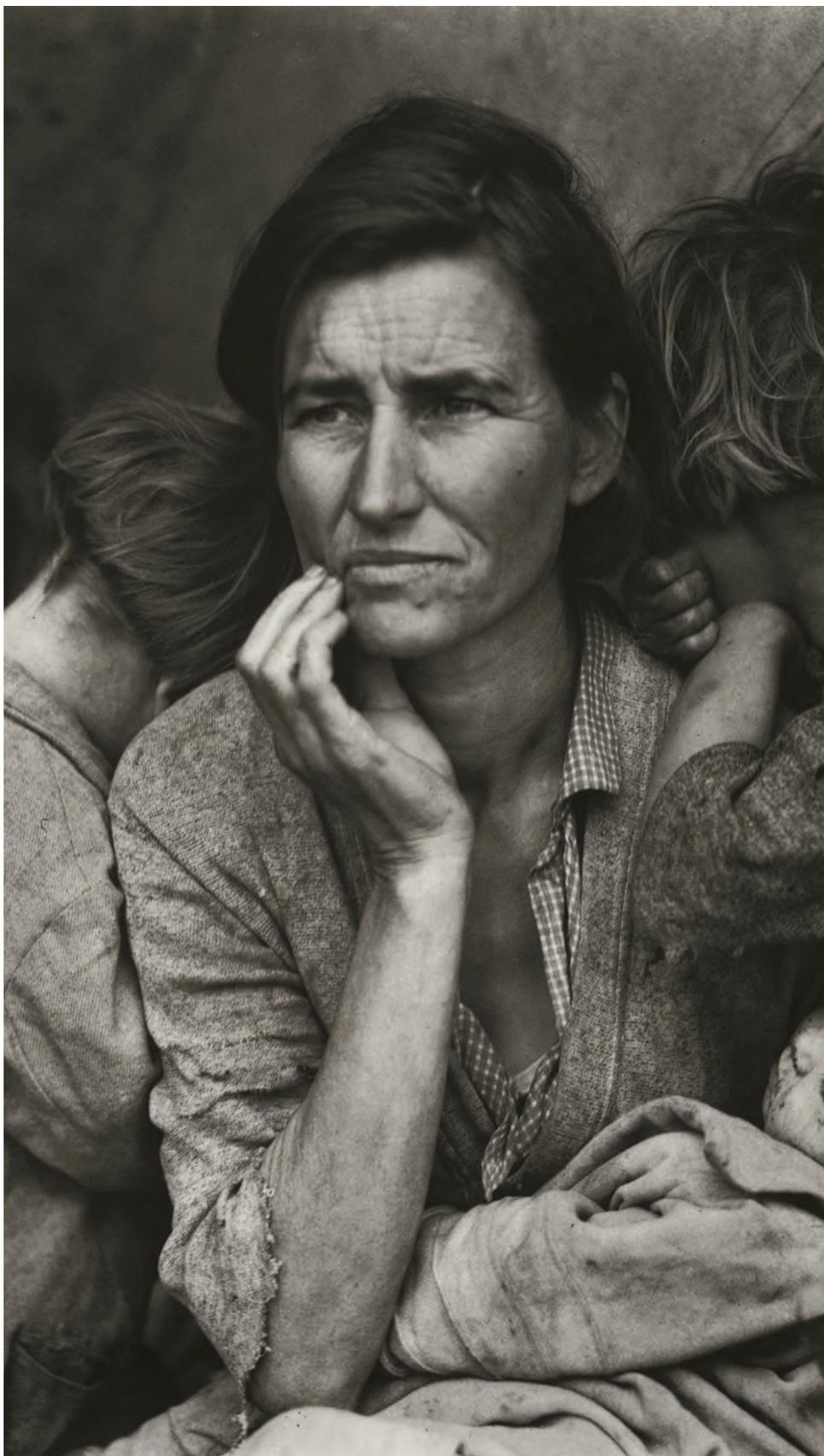
Früh erfuhr sie selbst Leid, das Elend der armen Schichten in der amerikanischen Gesellschaft wurde ihr Lebensthema. Vor 50 Jahren starb die große Dokumentarfotografin Dorothea Lange.

Verzweifelt starrt die Frau ins Leere, ein Kind im Arm; zwei andere lehnen sich an ihre Schultern, schauen weg. Grau und grob die Kleidung, grau ein Zelt dahinter: „Migrant Mother“ lautet der Titel eines der berühmtesten Fotos von Dorothea Lange – ein Exempel des Massenelends in den USA der 30er Jahre, als Hunderttausende ihr Los als Wanderarbeiter in Kalifornien suchen mussten.

1936 fotografiert Lange die verwitwete Mutter in einem Erbsenpflücker-Lager. 40 Jahre ist die Dokumentarfotografin da alt, geboren 1895 in Hoboken, New Jersey. Lange wächst in New York auf. Auch sie hat in ihrem Leben mit Schicksalsschlägen zu kämpfen. Der Vater verlässt die Familie, als Lange noch klein ist. Kurz darauf erkrankt sie an Kinderlähmung, humpelt seitdem. Vielleicht macht sie das noch einfühlsamer gegenüber dem Leid anderer.

Dorothea Lange ist 22 Jahre alt, als sie den Ort ihrer Kindheit verlässt, um in San Francisco ihren Berufswunsch Fotografin zu verwirklichen. Sie eröffnet ihr eigenes Studio in Berkeley, erzielt mit Porträtfotos zwar ein gutes Einkommen, doch als erfüllend empfindet sie dies nicht. Von ihrem Studiofenster aus beginnt Lange schließlich, die Wanderarbeiter zu fotografieren. Sie dokumentiert den Streik der Hafendarbeiter 1934 in San Francisco, die Umsiedlung von Amerikanern japanischer Abstammung in Inhaftierungslager während des Zweiten Weltkriegs. Menschen in Not werden zu ihrem künstlerischen Lebensthema.

Berufliches und Privates kann Lange bald nicht mehr trennen. Die Berichte ihres Mannes, des Agrarwissenschaftlers Paul Taylor, zu den verarmten Wanderarbeitern unterstützt sie mit ihren Fotografien. Gemeinsam bringen sie 1939 *An American Exodus. A Record of Human Erosion* heraus, ein Musterbeispiel der Text-Bild-Dokumentation. Dorothea Lange ist die „größte Dokumentarfotografin der Vereinigten Staaten“, so der US-amerikanische Fotograf Edward Steichen. Am 11. Oktober 1965 spürt Lange ein letztes Mal das Elend am eigenen Leib: Sie verliert den Kampf gegen ihre Krebserkrankung. Doris Walter



Dorothea Lange, Migrant Mother, Nipomo, 1936. © The Dorothea Lange Collection, the Oakland Museum of California, City of Oakland. Gift of Paul S. Taylor.

Früher Revolution, heute Kult

Der Beat-Club bringt den Rock'n'Roll ins deutsche Fernsehen.

Von den Rolling Stones, über The Who bis zu Jimmy Hendrix, der *Beat-Club* hatte sie alle. Die großen Musiker der 60er und 70er Jahre spielten sich hier in die Herzen der Jugend. „Es ist

Pop-Musik, tanzende Jugendliche und psychedelisches Farben-Geflacker war genau das, wonach sich die Jugendlichen in den 60er Jahren sehnten.

Der *Beat-Club* schuf Abwechslung vom bisher öden Fernsehprogramm mit Volksmusik und Heimatfilmen und brachte den Rock'n'Roll in die deutschen Wohnzimmer. Hinter dem neuen Sendeformat speziell für Jugendliche steckten Michael Leckebusch aus der Unterhaltungsredaktion von Radio Bremen, Gerhard Augustin, der erste Profi-DJ Deutschlands und Moderatorin Uschi Nerke. Angelehnt war dieses Konzept an die amerikanische Musiksendung *American Bandstand*. Die Musiker sangen Playback, doch im Publikum tanzende Jugendliche erzeugten eine Live-Atmosphäre. Später traten die Bands auch live auf.

1972 wurde der *Beat-Club* von seinem Nachfolger, dem ebenfalls sehr erfolgreichen *Musikladen* abgelöst. Leckebusch wollte weg vom Nischenprogramm und mit dem *Musikladen* ein breiteres Publikum ansprechen. Doch auch dessen Zeit endete 1984 und so können echte Oldie-Fans nur noch hörend in Erinnerungen schwelgen. Moderator Lutz Hanker von Radio Bremen präsentiert jeden Samstagnachmittag die größten Hits des *Beat-Clubs* im Radio. Daniela Bleimaier



Foto: Radio Bremen

Von der ersten Sendung an dabei: Moderatorin Uschi Nerke

eine Live-Sendung für junge Leute mit jungen Leuten“, moderierte der spätere *Tagesschau*-Sprecher Wilhelm Wieben die erste Sendung des *Beat-Clubs* am 25. September 1965 an. War englischer Pop bei der älteren Generation verpönt, traf das Konzept des *Beat-Clubs* den Zeitgeist der jungen Menschen.

13, 19, 21, 25, 31, 37 – Zusatzzahl 50!

Am 4. September 1965 ist erstmals „Die Ziehung der Lottozahlen“ zu sehen.

Es ist Samstagabend, die Kugeln rollen in die Trommel – Millionen Zuschauer sitzen vor dem Fernseher und warten auf die Lottozahlen. Vor 50 Jahren ein Spannungshighlight, mehr als die Hälfte der deutschen Bundesbürger spielte damals Lotto.

1955: Lothar Lammers und Peter Weiland wollen ein Glücksspiel erfinden, an dem jeder ohne Vorkenntnisse teilnehmen kann. Die Geburtsstunde des Lottosystems mit der Formel „6 aus 49“. Ein Jahrzehnt später, am 4. September 1965, präsentiert Karin Dinslage zum ersten Mal die Live-Ziehung im Fernsehen.

Von da an heißt es jeden Samstag in der ARD: „Der Aufsichtsbeamte hat sich vor dieser Sendung von dem ordnungsgemäßen Zustand des Ziehungsgerätes und der 49 Kugeln überzeugt“. Das Glücksspiel bietet nicht nur vielen Bürgern einen Jackpot – rund 100 neue Lottomillionäre gibt es jedes Jahr –, auch der Staat verdient kräftig mit: Mehr als eine Milliarde bringt Lotto jährlich dem Fiskus, 17 Prozent der gesamten Spieleinsätze von derzeit gut sechs Milliarden Euro. 49 Prozent werden als Gewinne ausgeschüttet, 23 Prozent gehen in die

Kultur- und Sportförderung. Das Design und die Präsentation verändern sich: 1967 kommt Karin Tietze-Ludwig als Co-Moderatorin hinzu, die die Sendung ab 1971 alleine weiterführt. Noch bis 1978 werden die Gewinnzahlen auf Teakholzklötzchen präsentiert.

Später wird das Lottostudio mit den bekannten Plexiglastrommeln ausgestattet und 1988 bekommt die Sendung eine neue Lottofee, Franziska Reichenbacher. Seit 27 Jahren sorgt sie für den Sechs-Appel. 2006 verkündet sie die bislang höchste Einzelgewinnausschüttung – 37,6 Millionen Euro.

2013 hat es sich für den Klassiker endgültig „ausgerollt“: Obwohl zuletzt immer noch drei Millionen Menschen die Ziehung verfolgten, wird diese nun nur noch per Live-Stream im Internet gezeigt. „Der Vorgang ist nicht mehr zeitgemäß“, lautet die Begründung des Hessischen Rundfunks. Kleines Trostpflaster: Ein fester Sendeplatz am Samstag bleibt. Jedoch muss sich Reichenbacher in Zukunft kurz fassen. Innerhalb von 90 Sekunden erfolgt lediglich die Präsentation der Zahlen. Für viele Lotto-Fans ein echter Verlust. Julia Hirsch

Einfach Supercalifragilisticexpialidocious

Mit *Doktor Schiwago* kommt eine romantische Dreiecksgeschichte in epischer Länge in die Kinos. Die Musicals *My Fair Lady* und *Mary Poppins* räumen viele Preise ab. Für den großen Produzenten David O. Selznick fällt 1965 die letzte Klappe.

Ein halbes Jahrhundert rührt dieser Mann schon Generationen zu Tränen: Dr. Schiwago. Der Arzt und Dichter Dr. Jurij Schiwago ist in den stürmischen Zeiten der russischen Revolution und des anschließenden Bürgerkriegs zwischen zwei Frauen hin- und hergerissen: seiner liebevollen Ehefrau Tonja (gespielt von Geraldine Chaplin) und der temperamentvollen Schönheit Lara (Julie Christie). Drei Jahre lang hatte Regisseur David Lean an der monumentalen, 197 Minuten langen Verfilmung des Romans von Boris Pasternak gearbeitet. Als *Doktor Schiwago* 1965 ins Kino kommt, wird er weltweit zum Kassenschlager – und zum Kritikererfolg, gewinnt 1966 fünf Oscars. Omar Sharif startet als Dr. Schiwago seine Weltkarriere und die Titelmusik von Maurice Jarre, „Lara’s Theme“, wird zum Evergreen.

1965 bezaubern außerdem zwei Musicalverfilmungen. In *My Fair Lady* steht die Kunst der Sprache im Vordergrund. Sprachprofessor Higgins wettet mit einem Freund, dass er der Blumenverkäuferin aus Englands Unterschicht den starken Cockney-Dialekt abgewöhnen und sie zu einer vornehmen Dame machen kann. Nach unzähligen Versuchen schafft es das junge Mädchen Eliza Dolittle (Audrey Hepburn) endlich, das „ü“ richtig auszusprechen, und stimmt vor lauter Freude darüber das Lied „Es grünt so grün, wenn Spaniens Blüten blühen“ an. Elizas Feuerprobe beim Pferderennen in Ascot geht allerdings gründlich schief: Englands feine Gesellschaft ist äußerst pikiert, als sie in vornehmster Sprache vom Mord an ihrer Tante berichtet und ihr Pferd mit den Worten „Lauf schneller, oder ich streu’ dir Pfeffer in den Arsch!“ anfeuert.

Sprache spielt auch im Musical *Mary Poppins* eine besondere Rolle. Wer klug erscheinen möchte, sagt einfach Supercalifragilisticexpialidocious – dieses Kunstwort schafft es sogar in die Wörterbücher. Nicht nur sprachlich ist *Mary Poppins* (gespielt von Julie Andrews) ein etwas anderes Kindermädchen: Zur Arbeit kommt sie mit aufgespanntem Regenschirm vom Himmel herabgeschwebt und sie hat eher unkonventionelle Erziehungsmethoden. Die Disney-Produktion wird mit fünf Oscars ausgezeichnet. *My Fair Lady* erhält sogar rekordverdächtige acht Oscars. Einen Rekord stellt 1965 auch der neue James Bond-Film auf: *Goldfinger* schafft den Einzug ins Guinness-Buch der Rekorde. Kein anderer Film spielte bis dato derart viel Geld in den ersten zwei Wochen ein: 2,9 Mio. US-Dollar. *Gone with the Wind* – aber unvergessen: Am 22. Juni 1965 stirbt der Filmmogul David O. Selznick. Seine Karriere führte ihn durch alle großen Filmproduktionsgesellschaften, bevor er seine eigene Firma gründet. Selznick arbeitet mit einigen der größten Regisseure seiner Zeit zusammen, darunter

Victor Fleming und Alfred Hitchcock, ist verheiratet mit Hollywoodstar Jennifer Jones. Zu seinen bekanntesten Filmen zählen *King Kong* und *die weiße Frau*, *Rebecca*, *Duell in der Sonne* und *Vom Winde verweht*, der 1940 zehn Oscars gewinnt. Um sicherzustellen, dass alle Details stimmen, schreibt er an sämtliche am Film beteiligten Personen lange Notizen. Seinen Sekretärinnen diktiert er über die Jahre seine Gedanken, die über 2.000 Ablageboxen füllen. Einem Pressesprecher soll er einmal ein neun Meter langes Telegramm geschickt haben – das mit der Bemerkung endet, ein Telefongespräch habe die Sache inzwischen geklärt und die Notiz sei hinfällig. Das „O.“ steht übrigens nicht für einen Zweitnamen: Selznick findet, es gäbe seinem Namen ein gewisses Flair.

Veronika Becker



Noch 2008, 43 Jahre nach dem Filmstart, schwebt *Mary Poppins* als Musicalheldin über den Broadway. Foto: N-Lange.de

Volksverblendung in schwarz-weiß

1940

Ein Bericht über „Konzentrationslager“ in einer NS-Illustrierten, wo doch niemand wissen sollte, was hinter den Mauern von Dachau, Buchenwald oder Sachsenhausen genau geschah? Nicht um das Grauen in Deutschland ging es freilich in dem Bericht der *Münchener Illustrierten Presse*, kurz *MIP*, vom 12.12.1940 (Bild unten links), sondern um „englische Konzentrationslager“, nicht um das Jahr 1940, sondern um den Burgenkrieg um 1900. Berichtet wird über den eben in die Kinos gekommenen UFA-Propagandafilm *Ohm Krüger*, der den Burenführer heroisierte, die Briten denunzierte.

Alle Medien dienten im zweiten Weltkriegsjahr der Propaganda. Von der Front lieferten Propagandakompanien (kurz: PK) „Meisterwerke“, wie es gleichfalls in der *MIP* bildlich beschrieben ist (unten rechts, 14.11.1940, Nr. 46) zynisch dargestellt ist der Rückzug geschlagener britischer Truppen „aus Europa“.

Mit Fotos aus Paris wurde der Einmarsch der Wehrmacht triumphal und dramatisch in Szene gesetzt (so in den *MIP*-Nummern vom 27.06. und 04.07. sowie im *Illustrierten Blatt* aus Frankfurt vom 22.06.1940; rechte Seite, obere Reihe v.l.), aus London Erfolge deutscher Bombardements dramatisch inszeniert und Churchill als lächerlicher Feldherr vorgeführt (*MIP* vom 12.12., *Illustrierter Beobachter* vom 31.10. und *MIP* vom 24.10.1940; rechte Seite, Mitte v.l.).

Gleichzeitig wurde der Führerkult zu Hitlers Geburtstag zelebriert, der Einsatz der Frauen in der Heimat und für die Rüstung verklärend illustriert und zu Weihnachten heile Welt in Szene gesetzt (*MIP* vom 18.04., *Das Illustrierte Blatt* vom 26.10. und 21.12.1940; untere Reihe von links).

Markus Behmer





Die Welt von hoher Warte

Mehr Eigenständigkeit für die Redakteure, mehr Qualität für die Leser – mit diesem Versprechen täuschte das NS-Regime über den wahren Charakter eines neuen Propagandainstruments hinweg. *Das Reich* erschien vor 75 Jahren.

Die Quadriga des Brandenburger Tores in der Kopfzeile und ein Titel in großen Antiquabuchstaben: *Das Reich*. So zog die neue Wochenzeitung am 26. Mai 1940 die Blicke auf sich. Der Zeitpunkt war günstig gewählt, denn in diesen Tagen genoss das NS-Regime durch die Siegesmeldungen des Frankreichfeldzugs ein besonders hohes Ansehen bei der deutschen Bevölkerung.

„Dass uns ein derartiges Blatt gegenwärtig noch gefehlt hat, steht außer Zweifel“, schrieb der NS-Reichsleiter für die Presse, Max Amann, etwa einen Monat später in einem Rundbrief an die NS-Prominenz. Man habe ein Presseprodukt gebraucht, das sich von den anderen Zeitungen abhebt und „das Deutsche Reich für In- und Ausland gleich wirksam und eindringlich publizistisch repräsentiert“. Die Idee für ein Blatt, das die bürgerliche Intelligenz ansprechen und dem englischen *Observer* nachempfunden sein sollte, hatte jedoch nicht Amann, sondern der Stabsleiter in dessen Verwaltungsamt, Rolf Rienhardt. Rienhardt wusste, dass das Ansehen der Presse in der Öffentlichkeit gesunken war. Durch die hohe Pressekonzentration und die Lenkung durch das Regime waren die Zeitungen eintönig geworden. Die „Gleichschaltung“ der Journalisten machte den Beruf für den Nachwuchs unattraktiv. Bereits 1937 schlug Rienhardt in einer Denkschrift an Joseph Goebbels, den Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, das Konzept einer Zeitung vor, die den Redakteuren mehr Eigenständigkeit einräumen sollte. Auch Artikel mit kritischem Ton könne man veröffentlichen, da „die nationalsozialistische Gesamthaltung der Zeitung jeden Zweifel über die positive Absicht ausschließt“.

Goebbels war von dem Manuskript Rienhardts begeistert, entschied jedoch, die Leitartikel selbst zu schreiben. Dieses Privileg wollte Rienhardt eigentlich dem jeweils Kompetentesten aus den einzelnen Themengebieten zukommen lassen. Darunter waren nicht nur Redaktionsmitglieder, sondern auch Historiker, Schriftsteller, Diplomaten und Militärs. Goebbels Forderung war jedoch Bedingung für die Genehmigung der neuen Wochenzeitung. Rienhardt musste nachgeben und so stand in der Autorenzeile eines jeden Leitartikels „Reichsminister Dr. Goebbels“, wofür dieser ein überaus üppiges wöchentliches Honorar von 2.000 Reichsmark erhielt. Unter den Redakteuren war nur eine kleine Zahl ausgewiesener Nationalsozialisten. Überwiegend schrieben bürgerliche Journalisten, die durch ihre Arbeit bei liberalen und konservativen Zeitungen bekannt waren, für *Das Reich*.

Mit großen, auffälligen Bildern, einem modernen Umbruch und einem ungewöhnlichen Format zog die neue

Wochenzeitung tatsächlich schnell die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf sich. Das Feuilleton mit der Überschrift „Literatur, Kunst, Wissenschaft“ füllte fast das halbe Blatt. Die Artikel waren sachlicher formuliert als die des *Völkischen Beobachters*. Ein zentrales Thema war die Expansionspolitik, die in Artikeln wie „Auf dem Weg zur Neuordnung“ oder „Die große Lösung“ erläutert wurde.

In den nächsten Wochen verkündeten Plakate und Wochenschriften: „Das Reich sieht die Welt von hoher Warte.“ Schnell erreichte die Wochenzeitung auch das Ausland. *Das Reich* wurde in Paris, Oslo, Belgrad und Athen gelesen; die Feldpost schickte Exemplare nach Kirkenes, in die Wüste von Tobruk und in die Kalmückensteppe. In Madrid und Stockholm wurde die Zeitung angeblich sogar von den britischen und amerikanischen Botschaftern gelesen. Die Auflage stieg von 500.000 Exemplaren im Oktober 1940 auf 1,421 Millionen im März 1944. Keiner der Redakteure wurde aufgrund sachlicher oder kritischer Formulierungen aus der Reichspressekammer ausgeschlossen. Dennoch hatten Angst und der Druck der Presse lenkung Auswirkungen auf die Berichterstattung. Viele Redakteure übernahmen rhetorische Muster der nationalsozialistischen Propaganda. Andere Journalisten blieben ihrer eigenen Auffassung von Redaktionsarbeit treu, wieder andere übernahmen die NS-Propaganda aus Überzeugung. Dass die Presselenkung die Redakteure beeinflusste, geht aus einer Niederschrift des *Reich*-Chefredakteurs Eugen Mündler hervor. In *Erinnerungen an Das Reich* schreibt er: „Unvermeidlicher als für viele war im Dritten Reich die Flucht in den Kompromiss für Journalisten. Unter der Diktatur hieß für ihn die Alternative ‚Schweigen oder Schreiben‘. Schrieb man, so musste man auf formulierte Empörung, formulierte Proteste schon deshalb verzichten, weil so Geschriebenes nie gedruckt worden wäre.“ Über die Realität des Kriegsgeschehens an der Front erfuhren die Leser kaum etwas. Die Berichte erzählten von Idylle und heroischen Soldaten, nicht von Tod und Zerstörung. Ebenso wenig gelangten Informationen über die Konzentrationslager oder die Morde durch die SS in die Wochenzeitung. Hin und wieder wurden knappe Meldungen gedruckt, die die Grausamkeiten nur erahnen ließen. So hieß es am 7. Mai 1944: „In den zum militärischen Operationsgebiet erklärten nordöstlichen und östlichen Landesteilen Ungarns wurden rund 300.000 Juden in Sammellagern interniert.“ Goebbels selbst nutzte hingegen *Das Reich* häufig als Plattform für antisemitische Propaganda. Besonders deutlich wird diese Hetze in dem Leitartikel „Die Juden sind schuld!“ vom 16. November 1941 (siehe Abbildung rechts). Goebbels rechtfertigte die „Vernichtung der



30 PFENNIG

DAS REICH

Nr. 46 JAHR 1941 * DEUTSCHE WOCHENZEITUNG * BERLIN 16. NOVEMBER

ENGLAND UNTER FREUNDESDRUCK

AUS DEM INHALT

Reichsminister Dr. Goebbels: **DIE JUDEN SIND SCHULD!**
 Werner Witth: **STALINS ZWEITE FRONT.**
 Rudolf Fischer: **BUNDESGENOSSE RUMANIEN.**
 Günter Kaulmann: **BEI EINEM AOK.**
 Heinz Barth: **HOARES REISE NACH LONDON.**
 Wilhelm Schulze: **TOJO VOR DEM PARLAMENT.**
 Martin Bethke: **GESPRACH IM TAURUS-EXPRESS.**
 Ludwig Harter: **HINTER DEM VERSCHIEBEBAHNHOF.**
 Christian Bock: **WAS LERNEN DIE PRIMANER!**
 Dr. Herbert Groß: **WIRTSCHAFTSDENKEN IN USA.**
 E. H. Schulz: **DIE KONSERVENLOSE.**
 Friedrich Schiller: **VOR DEM STUDIUM.**
 Franz Thierfelder: **SOLDATEN ALS SPRACHMITTLER.**
 W. E. Süskind: **THEATERAUFTAKT IN MÜNCHEN.**
 Werner Gehlmann: **GEHEIMNIS DER DISTANZ.**
 O. E. H. Becker: **ARABISCHE KULTUR.**
 Anton Mieses: **STIERKAMPF IN BARCELONA.**

Schaposchnikow

Neue ein Fachmann sein — das ist in der Sowjetunion noch immer ein ziemlich seltener Luxus gewesen. Der hochentwickelte Vorkriegs wird übrigens nicht ganz mit Unrecht als eine Fallgrube für kommunistische Gläubigkeit angesehen, und eine stark kritische Begabung wird mit starrer Dogmatik wohl immer in Kriege liegen. Der Fachmann ist dem sowjetischen System nützlich, aber gerade deshalb verdächtig, ist er gar unentbehrlich, so ist er eben deshalb eine Gefahr. Wie auch immer die Karten gemischt wurden — der Fachmann konnte sicher sein, die schlechten zu ziehen. Der Erfolg bedrohte ihn nicht weniger als der Misserfolg; jener machte ihn überflüssig, dieser aber ließ ihm immer die undankbare Aufgabe, auszubessern, was die Politiker verdorben hatten, und damit klüger zu sein als sie.

Sieht man sich um im Kreis der Sowjetmarschälle, so scheint die Schloßerei die beste Schule für hohe Kommandos zu sein; Woroschilow, Timoschenko, Mereschow und andere Größen entstammen diesem sonst ehrbaren Handwerk. Schaposchnikow, jetzt wieder „Generalstabschef der Roten Armee“, muß sich in solchem Kreise selten genug ausnehmen. Er entstammt einer alten, im Uralgebiet



Noch liegt die Härte des Kampfes auf den Gesichtern der Männer — schon geht es wieder weiter auf dem LKW — vorwärts!

—FK-Aufnahme: Kriegerberichterst. Ernst Baumann

WACHSENDE FORDERUNGEN

Der englische Ministerpräsident hat zur eigenen Rechtfertigung die Schuld am Kriege erneut Deutschland zugeschoben. Er kann die Akten nicht enkräften, Geschehenes nicht ungeschehen machen; daß England, und in England vor allem er selbst, den Konflikt ausge-

Die neue Sowjetparole hat die Unzufriedenheit der englischen Öffentlichkeit verschärft. Nicht ohne Anstrengung war es der Regierung gelungen, die peinlichen Erörterungen über das, was England tun müsse und tun könne, abzuschwächen. Sogar der Lord Gort mit seinen Berichten

einer Luflhilfe, deren tägliche und nächtliche Verluste in keinem Verhältnis zu ihren praktischen Ergebnissen stehen, erweist nur, wie stark der Druck der Linken auf die Kabinettpolitik ist. Die Amerikaner sind nicht billig, die Sowjets auch nicht. Was immer die Eng-

Die Juden sind schuld!

Von Reichsminister Dr. Goebbels

Die historische Schuld des Weltjudentums am Ausbruch und an der Ausweitung dieses Krieges ist so hinreichend erwiesen, daß darüber keine Worte mehr zu verlieren sind. Die Juden wollten ihren Krieg, und sie haben ihn nun. Aber es bewahrt sich an ihnen auch die Prophezeiung, die der Führer am 30. Januar 1939 im Deutschen Reichstag aussprach, daß, wenn es dem internationalen Finanzjudentum gelingen sollte, die Völker noch einmal in einem Weltkrieg zu versenken, das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein werde, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa.

Wir erleben eben den Vollzug dieser Prophezeiung, und es erfüllt sich damit im Judentum ein Schicksal, das zwar hart, aber mehr als verdient ist. Mitleid oder gar Bedauern ist da gänzlich unangebracht. Das Weltjudentum hat in der Anzettlung dieses Krieges die ihm zur Verfügung stehenden Kräfte voll und ganz eingesetzt, und es bekommen nun einen allmählichen Vernichtungsprozeß, den es uns zugedacht hätte und auch bedenkenlos an uns vollstrecken ließe, wenn es dazu die Mittel besäße. Es geht jetzt nach seinem eigenen Gesetz: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“

In dieser geschichtlichen Auseinandersetzung ist jeder Jude unser Feind, gleichgültig, ob er in einem polnischen Ghetto vegetiert oder in Berlin oder in Hamburg noch sein parasitäres Dasein fristet oder in New York oder Washington in die Kriegstrompete bläst. Alle Juden gehören aufgrund ihrer Geburt und Rasse einer internationalen Verschwörung gegen das nationalsozialistische Deutschland an. Sie wünschen seine Niederlage und Vernichtung und tun, was in ihren Kräften steht, um daran mitzuhelfen. Daß sie im Reich selbst dazu nur noch geringe Möglichkeiten finden, ist nicht etwa darauf zurückzuführen, daß sie hier loyal wären, sondern ausschließlich darauf, daß wir dagegen die uns geeignet erscheinenden Maßnahmen getroffen haben.

Eine dieser Maßnahmen ist die Einführung des gelben Judensterns, den jeder Jude sichtbar zu tragen hat. Damit wollen wir ihn äußerlich kennzeichnen, vor allem auch deshalb, damit er beim geringsten Versuch, sich gegen die deutsche Volksgemeinschaft zu verheben, auch gleich als Jude erkannt wird. Es ist das eine außerordentlich humane Vorschrift, sozusagen eine hygienische Prophylaxe, die verhindern soll, daß der Jude sich unerkannt in unsere Reihen

jüdischen Rasse in Europa“ mit der „Schuld des Weltjudentums am Ausbruch und an der Ausweitung“ des Krieges. Alle Juden seien Feinde des nationalsozialistischen Deutschlands und jeder, der mit ihnen in Kontakt stünde, „verdient die Verachtung des ganzen Volkes, das er in seiner schwersten Zeit feige und gemein im Stich läßt, um sich auf die Seite seiner Hassler zu stellen“. Mit drastischen Ungeziefer-Vergleichen legte er nahe, wie mit den Juden umzugehen sei.

Auf Krisen reagierte *Das Reich* zurückhaltend und verspätet. Mussolinis Sturz am 25. Juli 1943 wurde erst im August mit einem Satz in den Meldungen erwähnt. Zwei Wochen nach der Invasion der Alliierten in der Normandie am 6. Juni 1944 schrieb Goebbels einen allgemeinen Artikel zu dem Thema „Die Hintergründe der Invasion“. Trotz Krise sollte dem Volk ein Eindruck von Ordnung, Herrschaft und Idylle vermittelt

werden. Eine informierende, realitätsnahe oder gar kritische Berichterstattung endete spätestens mit den ersten Anzeichen der Kriegsniederlage. Die letzte Ausgabe vom 22. April 1945 verließ das eingeschlossene Berlin nicht mehr.

Die *Reich*-Redakteure hatten das trügerische Privileg, von „hoher Warte“ aus schreiben zu dürfen. Das Gefühl, in Handlungen des Regimes eingeweiht zu sein, sollte die Journalisten darüber hinwegtäuschen, dass ihre Artikel letztlich der NS-Propaganda dienten. Sie verbarg sich hinter einem Journalismus, der die Leser glauben ließ, wahrhaftig informiert zu werden. Goebbels Erklärung, „Man kann auch mit der Wahrheit Propaganda machen!“, wurde häufig von den *Reich*-Mitarbeitern kopiert und zeigt, dass Redakteure und Leser zu Opfern des erfolgreichsten Propaganda-Blattes im „Dritten Reich“ wurden.

Karoline Böhme

L'amitié franco-allemande

Vor 75 Jahren starb René Schickele, Mittler zwischen den Völkern.

„Wie andre sich in der Jugend die Syphilis ‚holen‘, so habe ich mir, fast noch ein Kind, die Politik ‚geholt‘.“ Geboren 1883, zwölf Jahre nach Ende des deutsch-französischen Krieges, wächst René Schickele im Elsass auf. Die erzwungene Germanisierung sowie das Bestreben um den Erhalt der kulturellen Identität seiner Heimatregion prägen seine Denkweise.

Eine aktive politische Tätigkeit kommt für Schickele jedoch nicht in Frage. Sein Bemühen gilt der Vermittlung zwischen Deutschland und Frank-

reich im kulturellen Sinne – dem Erhalt des „geistigen Elsassertums“. Daran arbeitet Schickele sowohl als Journalist diverser Zeitschriften als auch als Schriftsteller.

Zusehends entwickelt sich seine vom Jugendstil geprägte Schreibweise wie in *Mon Repos* (1905), *Der Ritt ins Leben* (1906) und *Der Fremde* (1909) zu einem lebendigen Stil, der

schließlich in den Expressionismus mündet. Das Elsass zieht sich wie ein roter Faden durch Schickeles Werk. Schriftstellerfreund Heinrich Mann findet lobende Worte für *Der Fremde*: „Endlich Schärfe und Radikalismus, strenge Geistigkeit nach offener Sinnlichkeit, und kein gemüthvoller Mischmasch“.

Der Roman markiert Schickeles Durchbruch in der deutschsprachigen Literatur. Mit dem Herannahen des Ersten Weltkrieges engagiert er sich verstärkt als deutsch-französischer Vermittler für den Frieden. Ab 1913 ist Schickele Mitarbeiter einer der führenden Zeitschriften des literarischen Expressionismus' *Die Weißen Blätter*, zwei Jahre später ist er bereits deren Herausgeber.

Am 31. Januar 1940 stirbt Schickele in Frankreich, geplagt von Zweifeln über die Politik, die eigene Person und seinen Verdienst. Dabei zeigt sich Schickeles Bedeutung nicht zuletzt an Hand des gedanklichen Austauschs mit wichtigen Autoren seiner Zeit wie Thomas und Heinrich Mann, Else Lasker-Schüler oder Ferdinand Hardekopf. Schickeles Utopie einer deutsch-französischen Freundschaft ist heute Realität. René Schickele war, so lautet seine Grabinschrift, „unermülich kündend inmitten des Wahnsinns seiner Epoche.“ *Stefanie Schulze*



Zeichnung/Foto: Stefanie Schulze

Nein zum Einparteienstaat

Konservativ und kritisch. Vor 75 Jahren starb der Journalist Fritz Büchner.

Vordenker, Revolutionär, Dramatiker – all diese Zuschreibungen sind eng mit dem Namen Büchner verknüpft. Doch Georg Büchner war nicht der einzige schreibende Vertreter seiner Familie: 1922 tritt sein Großneffe Fritz, einst Weltkriegsoffizier und Baltikumskämpfer, ein Volontariat bei der *Hessischen Landeszeitung* an. Der am 24. August 1895 in Offenbach am Main Geborene findet

rasch Gefallen am journalistischen Fach. 1925 wird er Redakteur im Politikressort der *Münchener Neuesten Nachrichten* (MNN). Mitte des 19.

Jahrhunderts gegründet, entwickeln sich die MNN bald zur größten Tageszeitung Bayerns. Einst liberal werden sie nach 1920 zu einem von wirtschaftlichen Interessen gelenkten, national-konservativen Blatt. Die demokratisch eingestellte Redaktion um Chefredakteur Fritz Gerlich positioniert sich in den

Zwanzigerjahren nichtsdestotrotz entschieden gegen die NSDAP. So besonders Büchner, der Gerlich 1928 als Chefredakteur beerbt. Anlässlich der Reichstagswahl vom 5. März 1933 ruft Büchner zur Unterstützung der rechts-bürgerlichen Parteien auf und warnt: „Die Vorherrschaft einer Partei liegt nicht im Interesse einer gesunden deutschen Entwicklung“. Die Reaktion erfolgt prompt: Am 13. März stürmt die Politische Polizei die Redaktionsräume in der Sendlinger Straße. Büchner und drei seiner Kollegen werden verhaftet, eine Reihe von Mitarbeitern von NSDAP-getreuen Kräften ersetzt. Der Vorwurf: Die Redakteure seien monarchistische Verschwörer, hinter den Schreibmaschinen werde nichts Geringeres als Hochverrat betrieben. Die Gleichschaltung der bayerischen Presse nimmt ihren Lauf.

Büchner muss Bayern verlassen. Zuflucht findet er in Stuttgart, wo er sich als Lektor und später als Leiter der Franck'schen Verlagsbuchhandlung weiter publizistischen Aufgaben widmet, unter anderem einige Industrie-Chroniken verfasst. Am 8. August 1940 stirbt Fritz Büchner als Offizier nahe der tschechischen Stadt Kremsier – im Krieg eines totalitären Einparteienstaats, gegen den er stets angeschrieben hatte. *Maike Molling*



Foto: Maike Molling

Die Gleichschaltung der Presse wirft ihre Schatten voraus

Mit spitzem Stift und scharfer Zunge

Als leidenschaftlicher Publizist und streitbarer Parlamentarier prägte Ernst Heilmann Politik und Medien der Weimarer Republik. Damit machte er sich nicht nur Freunde: Vor 75 Jahren wurde der Gründungsvater der Dradag im Konzentrationslager Buchenwald ermordet.

Stumm haben sich die Männer in einer Reihe aufgestellt. Schulter an Schulter stehen sie vor der Backsteinbaracke – blicken starr geradeaus, halten sich aufrecht. In ihren Anzügen wirken sie seltsam fehl am Platz. Der Soldat neben ihnen trägt Uniform, eine rote Hakenkreuzbinde bedeckt seinen linken Oberarm. Ein kontrollierender Blick, alles vorschriftsgemäß. Entschlossen dreht er sich in Richtung der wartenden Fotografen. Die Auslöser werden betätigt, es klickt.

8. August 1933: Die neue NSDAP-Spitze hat zum Pressetermin im Konzentrationslager Oranienburg geladen. Die Verhaftung prominenter SPD- und Rundfunkfunktionäre soll die Titelseiten der Zeitungen füllen. Besonderer Coup: Die Festnahme Ernst Heilmanns, des am 13. April 1881 geborenen Todfeinds der Berliner Parteiführung.

Schon als 17-Jähriger wird der jüdisch-stämmige Heilmann Mitglied der SPD. Durch seine Tätigkeit als Parlamentsberichtersteller entdeckt er früh seine journalistische Begabung. Ab 1909 sorgt er als Chefredakteur der sozialdemokratischen Chemnitzer *Volksstimme* für einiges Aufsehen. Seine Artikel provozieren – die Machthabenden und die Mitglieder der eigenen Partei, die Heilmann als

Anhänger des rechten Flügels und bekennender Nationalist des Öfteren gegen sich aufbringt. 1915 meldet er sich freiwillig zum Kriegsdienst. Nur ein Jahr später kehrt er, auf einem Auge blind, nach Berlin zurück und wechselt vom publizistischen auf das parlamentarische Parkett.

Sein Debüt als Abgeordneter im Jahr 1919 ist erfolgreich: Nach nur drei Jahren wird er zum Fraktionsführer im Preußischen Landtag, 1928 sogar in den Reichstag gewählt. Als charismatischer Redner und begabter Taktiker schmiedet Heilmann einflussreiche Allianzen, die ihm den Hass seiner politischen Gegner und den Spitznamen „ungekrönter König von Preußen“ einbringen.

Auch die Privatperson Heilmann polarisiert: Als stadtbekannter Lebemann und Frauenheld, der seine Freizeit wahlweise im Künstlercafé Josty oder auf der Pferderennbahn verbringt, führt er ein kostspieliges Leben, das er mit außerparlamentarischer Arbeit finanziert. 1923 gründet er die Aktiengesellschaft für Buch- und Presseaufführungen, die kurz darauf in Drahtlose Dienst AG (Dradag) umbenannt wird und zur zentralen Nachrichtenagentur für den Rundfunk der Weimarer Republik avanciert. Rundfunk versteht Heilmann als Bildung für alle

Schichten und er befürwortet eine Organisation nach Vorbild der englischen BBC.

Für seine politischen Gegner wird Heilmanns medialer Einfluss zunehmend zum Problem. Besonders die NSDAP-Funktionäre wollen den ungeliebten Heilmann, der den Nationalsozialismus öffentlich als „Rückfall in Brutalität und Barbarei“ bezeichnet, mundtot machen. Schon 1929 droht der NSDAP-



Quelle: Bundesarchiv, Bild 183-R96360

Ernst Heilmann (ganz rechts) bei seiner Einlieferung ins KZ Oranienburg

Abgeordnete und spätere Reichsinnenminister Wilhelm Frick, Heilmann werde der Erste sein, den seine Partei im kommenden „Dritten Reich“ in völlig legaler Weise aufhängen lasse.

Siebenjähriges Martyrium

Und tatsächlich wird Heilmann nach der Machtergreifung zu einem der ersten Opfer politischer Verfolgung: Nur vier Tage nach dem Verbot der SPD am 26. Juni 1933 wird er, der sich ein Leben als „Emigrant und Privatmensch“ nicht vorstellen kann, in seinem Lieblingscafé am Potsdamer Platz verhaftet. Was folgt ist ein knapp siebenjähriger Leidensweg durch etliche Arbeitslager. Tägliche Misshandlungen bestimmen dort das Leben Heilmanns, der als prominenter und jüdischer Häftling besondere Schikanen erdulden muss. Am 3. April 1940 hat sein Martyrium ein Ende – er wird im Konzentrationslager Buchenwald mit der Giftspritze ermordet.

Den Kampf gegen die Nationalsozialisten hat Ernst Heilmann damit verloren. Mit seiner Vorstellung des Rundfunks als „gemeinnützige Einrichtung der Demokratie“ aber prägt er bis heute das Wesen dessen, was wir unter öffentlich-rechtlichem Rundfunk verstehen.

Maike Molling

Meister der Königsdisziplin

Über 30 Jahre lang schrieb Herbert Riehl-Heyse für die *Süddeutsche Zeitung*. Die Themen seiner Reportagen reichten von Politik bis hin zu Schlagerwettbewerben. Mit seinem bildhaft-unterhaltenden, gleichzeitig präzisen Stil prägte er das Profil der „Seite 3“.

„Also das da hinten (hat Ralf gesagt), das ist unser Heck, und das vordere ist unser Bug, und das in der Mitte, was gerade herunterfällt aus unserer Grundstellung, das bin zu meiner

großen Verblüffung ich: ein SZ-Reporter [...]“. Subjektive Darstellungen, wie die Schilderung von einem Surf-Kurs am Gardasee, waren das Markenzeichen von Herbert Riehl-Heyse.

„Ideal wäre es [...], wenn der Leser am Schluss des Artikels genau wüsste, dass er nichts anderes gelesen hat, als die ganz persönliche Sicht eines bestimmten Schreibers, und dass er es trotzdem nützlich fand, sich gerade mit dieser Sicht auseinanderzusetzen.“

Seine Betrachtungsweise offenbarte Riehl-Heyse in Essays, Rezensionen, Leitartikeln und „Streiflichtern“, der täglichen Randglosse der *Süddeutschen Zeitung*. Das Herzstück seiner Arbeit war die Reportage. Die Liebe zum Detail, sein besonderes Einfühlungsvermögen für Menschen und die sprachliche Leichtigkeit machen Riehl-Heyses Reportagen unverkennbar: „Alles Wesentliche über Uschi, das aufregende Playmate, weiß der Kenner schon lange aus den Zeitungen, wenn auch die Auskünfte manchmal ein wenig verwirrend waren.“

Hat sie nun eigentlich die Maße 84-59-84 (die *Bild* im November '79 bekannt gab) oder doch 87-61-85 (*Bild*, Juli '80), oder sind es vielleicht die 82-58-82, die Michael Graeter für die *AZ* herausgefunden hat? [...] Aber egal, wichtig sind solche Details bei einem Mädchen dieser Art ohnehin nicht. Hauptsache, es stimmt (und da sind sich alle Zeitungen einig), dass sie ‚süß‘ ist und ‚knackig‘ und ‚aufreizend‘, und dass ‚die heiße Uschi allen Männern den Kopf verdreht [...]“. Für die Reportage über das erste deutsche Playmate im US-amerikanischen *Playboy* erhielt Riehl-Heyse 1984 den Egon-Erwin-Kirsch-Preis. Weitere Arbeiten wurden unter anderem mit dem Wächterpreis der deutschen Tagespresse und dem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet. Dass er sich einmal zu den Großen des deutschen



Foto: Privat

Journalismus würde zählen können, hätte der am 2. Oktober 1940 in Altötting geborene Riehl-Heise in seiner Jugend wahrscheinlich selbst nicht geglaubt. Er schloss 1968 sein Studium der Rechtswissenschaften mit dem zweiten Staatsexamen ab, bevor er sich direkt im Anschluss dem Journalismus zuwandte. Anfangs noch beim *Münchener Merkur*, ab 1971 dann bei der *Süddeutschen Zeitung*, bei der er von 1987 bis 1989 als stellvertretender Chefredakteur und Chefreporter und später als leitender Redakteur tätig war. Ihr blieb Riehl-Heise – mit Ausnahme eines kurzen Ausflugs zum *Stern* – über 30 Jahre lang treu.

Das Reporterdasein wählte er ganz pragmatisch, denn er kannte es von seinem Bruder Hans Riehl, dem langjährigen Chefredakteur der Münchner *tz*: „Weil ich mitbekam, dass mein Bruder, der Journalist war, immer erst um halb zehn das Haus verlassen musste.“ Sein Hang zur Ironie half dem Journalisten

über die Tragödien seines Lebens hinweg. Bereits im Alter von vier Jahren musste Riehl-Heise den Tod seines Vaters verkraften, der von einem SS-Trupp erschossen wurde. Für ihn, seine Mutter und die drei Geschwister folgte eine von Armut und Entbehrungen geprägte Nachkriegszeit.

Wie die Kindheit waren Riehl-Heises letzte Lebensjahre beschwerlich. Es war der Krebs, der ihn zunehmend schwächte. Panik überkam ihn bei den Arbeiten zu einer Reportage im Jahr 2002 über den damaligen Bundeskanzlerkandidat Gerhard Schröder. Riehl-Heise wusste nicht mehr, in welcher Stadt er sich befand. Er ließ sich aber nicht entmutigen und arbeitete bis zu seinem viel zu frühen Tod am 23. April 2003. Ein Stück der *Süddeutschen Zeitung* ist mit ihm gegangen, denn „der Riehl ist einer, den man nicht ersetzen kann“ so der ehemalige SZ-Chefredakteur Hans Werner Kilz.

Sarah Malewski

„Er hat immer genau hingeschaut“ Die Journalistin Katharina Riehl über ihren Vater Herbert Riehl-Heise (Interview: Sarah Malewski)

Ihr Vater hat ursprünglich Jura studiert, sich dann aber doch für den Journalismus entschieden. Was hat ihn am Journalismus gereizt?

So wie ich das als Kind und Teenie immer mitbekommen habe, war das mit der Juristerei immer eine Vernunftsentscheidung. Er kam aus Altötting, aus keiner sehr reichen Familie, und seine Mutter wollte, dass er und sein Bruder etwas Ordentliches werden. Er hat dann eben Jura studiert.

Wollte er denn zunächst als Jurist arbeiten?

Ich glaube nicht, dass mein Vater jemals das Bedürfnis hatte, wirklich als Jurist zu arbeiten. Er hatte irgendwann einmal angefangen, ein bisschen zu schreiben. Eine Zeit lang schrieb er regelmäßig über den „Heiligen der Woche“. Da hat er gemerkt, dass ihm das mehr Spaß macht und dass er das kann. Sein großer Bruder war bereits Journalist beim *Münchener Merkur* und er hat ihn dort hin geholt. Ich glaube, das ist einer der Hauptunterschiede zu unserer Generation: Du wurdest zum Journalisten, da es sich so ergeben hat.

Sein Steckenpferd war die Reportage. Was war das Besondere an diesen?

Ich nehme das erst jetzt so richtig wahr – ich glaube, er konnte das Zweifelnde sehr gut vermitteln. Er hat den Leser an seinen eigenen Gedanken und Zweifeln teilhaben lassen. Eine Kollegin sagte vor kurzem erst: „Herbert Riehl-Heise sei eine Ikone des Zweifelns“. Ikone, dieses Wort hätte er sicher furchtbar

gefunden, aber tatsächlich war er niemand, der schnell ein Urteil gefällt hat. Er hat immer ganz genau hingeschaut und sich ganz sanft eine Meinung gebildet.

Ihr Vater war über 30 Jahre lang bei der SZ tätig. Was hat ihn dort so lange gehalten?

Er hat die *SZ* einfach total geliebt. Den Ton der Zeitung – und hier hatte er als Autor alle Freiheiten. Er hat seinen eigenen Stil entwickeln können, und den der *SZ* dadurch wesentlich geprägt. Ein besseres Journalistenleben hätte man eigentlich gar nicht haben können. Dadurch war eigentlich nie ein Anlass da wegzugehen. Zwischendurch ist er für ein Jahr zum *Stern* gegangen – dort war er aber furchtbar unglücklich. Ich kann das selbst gut nachvollziehen: Ich bin auch bei der *SZ* und liebe es ebenfalls. Es ist einfach eine tolle Zeitung. Zudem hing er auch sehr an München.

Ihr Großvater wurde kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs von einem SS-Trupp erschossen. Inwieweit hat diese Erfahrung ihren Vater geprägt?

Die Erfahrung war natürlich sehr schlimm. In Altötting wurde noch am selben Abend darauf angestoßen, dass sie diesen Verräter erschossen haben. Das hat meinen Vater geprägt. Auch die Nachkriegszeit – dein eigener Vater wird erschossen und kurze Zeit später dürfen die Täter wieder hohe Ämter besetzen – hat Spuren hinterlassen. Sein großer Gerechtigkeitssinn, den er tatsächlich hatte, hat sicher mit dieser Erfahrung zu tun.

Sehen Sie Ihren Vater als persönliches Vorbild – oder allgemein als Vorbild für heutige Journalisten?

Ja klar, irgendwie schon. Andererseits ist es auch ein bisschen komisch zu sagen, „Ich will so sein wie mein Papa“. Die Zeiten sind einfach anders und er war eine Ausnahmeerscheinung. Trotzdem ist er ein Vorbild, auch insofern, als er hier bei der Zeitung auch menschlich sehr geschätzt wurde. Er war ein sehr ausgleichender Mensch – der Kummerkasten für Kollegen. Das finde ich schön.

Inwieweit hat Sie Ihr Vater hinsichtlich des Berufswunschs Journalismus beeinflusst?

Ich habe das lange Zeit weit von mir gewiesen. Ich habe zunächst Lehramt studiert und wollte nie in seine Fußstapfen

treten. Als ich mich entschieden habe, es doch zu machen, war er auch schon gestorben. Ich weiß auch nicht, ob ich es gemacht hätte, wenn es ihn noch geben würde. Manchmal ist es noch immer ein wenig komisch, aber natürlich habe ich von klein auf mitbekommen, dass es ein schöner und spannender Beruf ist, man tolle Sachen erlebt und viele interessante Leute kennenlernt. Zudem ist es bei uns auch ein wenig familiär verbreitet – mein Onkel und mein Cousin sind auch Journalisten.

Vielen Dank für das Interview.

Katharina Riehl, geboren 1983, ist Redakteurin im Medienressort der *Süddeutschen Zeitung*.

Für den Westen in den Osten

Dirk Sager war ein profiliertes Kenner Russlands – im August wäre er 75 Jahre alt geworden.

Eigentlich hatte er gehofft, bei seinem Abschied auf allzu kritische Töne verzichten zu können. Doch die politische Situation in Russland machte ein harmonisches Ende seiner Korrespondentenzeit unmöglich. Somit erschien 2008, vier Jahre nach dem Ende seiner Dienstzeit als Leiter des ZDF-Studios in Moskau, *Pulverfass Russland* – das letzte politische Buch von Dirk Sager und eine Abrechnung mit der Putin-Regierung.

Der gebürtige Hamburger kannte Russland. Und er kannte die Menschen, die

dort leben. Russland-Politik war sein Steckenpferd, seit er ab 1968 für das ZDF als Korrespondent in Ost-Berlin, Moskau und Washington D.C. arbeitete. Nach einer Zwischenstation im Polit-Magazin *Kennzeichen D* von 1984 bis 1990 übernahm Dirk Sager schließlich die Leitung des ZDF-Studios in Moskau. Seine Mission: Verständigung.

Von grundsätzlicher Russland-Skepsis hielt Dirk Sager ebenso wenig, wie von gängigen Vorurteilen über Land und Leute. Fast 40 Jahre lang versuchte Sager durch Reportagen, Dokumentationen und insbesondere durch seine ausgezeichneten Reiseberichte, den Menschen im Westen den Osten begreiflich zu machen. Mit *Russlands hoher Norden* (2005) oder *Berlin – Saigon* (2007) begeisterte er ein breites Publikum – beide



Der Vermittler zwischen Ost und West: Dirk Sager

Quelle: ZDF / Carmen Sauerbrei

Bücher wurden Bestseller, letzteres auch ein TV-Erfolg. Sager versuchte stets, wie er einleitend in *Pulverfass Russland* erklärt, „ein Mosaik zusammensetzen“. Denn aus einzelnen Teilen lässt sich das große Ganze nicht begreifen. Daher sei es wichtig an Ereignisse zu erinnern, „ohne die die Gegenwart nicht zu verstehen ist“.

Beim Blick auf die jüngste Geschichte, in der die Politik Putins im Osten wie im Westen viele Fragen und Befürchtungen aufwirft, könnten Dirks Sagers Einschätzungen zur Verständigung beitragen. Doch die „kluge Stimme aus Moskau“, wie ihn die *FAZ* würdigte, schweigt. Am 13. August 2015 wäre Dirk Sager 75 Jahre alt geworden. Er starb am 2. Januar 2014 in Potsdam.

Monika Huth

„Je weniger man weiß, desto leichter lebt sich's.“

Niklaus Meienberg, schweizer Historiker und literarischer Journalist, war legendär für seine kritische Haltung zur Rolle der Schweiz im Krieg, seine Aufklärungsbesessenheit – und seine Streitlust.

Kurz nach Mitternacht, ein Telefon klingelt – der Anrufer schreit durch die Leitung: „Das ist doch alles gefälscht, das haben Sie erfunden und nachgestellt!“ So beschreibt der Schriftsteller Lukas Hartmann seinen ersten Kontakt zu Niklaus Meienberg, nachdem Hartmann eine Sendereihe über Schweizer in der Waffen-SS produziert hatte. Im Kampf gegen die Verherrlichung der Schweiz als neutrales Land im Zweiten Weltkrieg hatte Niklaus Meienberg es sich zur Aufgabe gemacht, die wirklichen Geschehnisse jener Zeit bekannt zu machen.

Der am 11. Mai 1940 in St. Gallen Geborene polarisierte durch seine Zeitungstexte, Bücher, Auftritte und Filme. Durch Aussagen wie „die Schweiz lieferte auch bereitwilligst alles kriegswichtige Material an die Nazis, die sie zu liefern imstande war“, wollte er die schweizerische Gesellschaft zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit und dem kollektiven Geschichtsbild bringen. Die Regierung und seine Mitbürger kritisierte Meienberg offen und oft ironisch. In *Vorwärts zur gedächtnisfreien Gesellschaft* schrieb er: „Je mehr man verdrängt, desto weniger leidet man. [...] Gedächtnis ist Beschwernis“.

Von 1966 bis 1991 war der Journalist unter anderem als Pariser Korrespondent der *Weltwoche* und des *Stern* tätig, als Mitarbeiter des Züricher *Tages-Anzeigers*, der *Wochenzeitung*, des schweizerischen *Radio DRS Faktenordner* und als Buchautor. Während dieser Jahre lebte Meienberg zunächst in Paris, später in Zürich.

Als „ein Historiker von ganz eigener Aufklärungsbesessenheit, ein Journalist von hohen literarischen Graden, schrieb Meienberg Reportagen, die das Bild von Gesellschaft, Politik und Geschichte in der Schweiz gründlich auffrischten“, so die *Neue Luzerner Zeitung* anlässlich des Erscheinens der Bücher *Reportagen 1 und 2*, in denen über die Hälfte aller von Meienberg verfasste Texte enthalten sind. Seine Arbeiten brachten dem kritischen Schriftsteller jedoch nicht nur Anerkennung. 1976 wurde er beim *Tages-Anzeiger* mit einem Schreibverbot belegt. Auslöser hierfür war ein ironisch-kritischer Artikel Meienbergs zum 70. Geburtstag des Herzogs von Liechtenstein, Franz Josef II. In *Einen schönen Durchlauchten Geburtstag für S. Durchlauch*, bemängelte Meienberg die Machtverhältnisse und das Handeln des Fürsten, da dieser über seine Verhältnisse lebe und das gemeine Volk darunter leiden müsse.

Mit seinem Film *Die Erschiessung des Landesverrätters Ernst S*, in dem er die erschreckende Situation der Machtverhältnisse zu Kriegszeiten hinterleuchtet, schaffte Meienberg es endlich, die breite Öffentlichkeit zu erreichen und zum Nachdenken zu bewegen. Die Armee habe „im ganzen Krieg keinen Schuss auf

den äusseren Feind abgefeuert, wohl aber je zwanzig Schuss auf siebzehn Landesverräter“. Bei den „Verrätern“ handelte es sich jedoch nur um kleine Leute, die als Sündenböcke herhalten mussten; die großen, mächtigen, schuldigen Menschen seien verschont geblieben.

Wegen einigen Passagen dieses Films wurde Meienberg angeklagt, mit dem Vorwurf die Dinge verfälscht zu präsentieren, er gewann den Prozess jedoch. Der Film führte zu einem großen Ansturm auf die Kinos und die *Ostschweizer Arbeitszeitung* schrieb: „Ein dringend nötiger Film. Er zeigt uns Zusammenhänge auf und stellt die Zeitgeschichte so dar, wie wir sie in der Schule nie erfahren haben.“

Während er nun Erfolg in der Öffentlichkeit hatte, ging es Meienberg persönlich schlecht. Er litt unter Depressionen, Verfolgungswahn, dem Gefühl, „keine mittlere Linie zu finden“. Mit 53 Jahren beging er in Zürich Suizid. „Ich fühle mich alt, kaputt und habe keine Hoffnung irgendeiner Art“, schrieb er einige Zeit zuvor. Zudem hinterließ er einen Abschiedsbrief mit „ein paar Gründe[n] für das Aufhören“. Er hatte das Gefühl, in der Gesellschaft nicht genügend zu bewirken, und verlor den Bezug zur Wirklichkeit.

Doch noch lange nach seinem Tod finden seine Texte Beachtung. Seine Reportagen gelten als Musterbeispiel des investigativen Journalismus. An der Schweizer Journalistenschule werden Meienbergs Texte noch heute in Kursen verwendet, „um die spezielle Form des subjektiven investigativen Journalismus zu illustrieren“, berichtet Studiengangsleiterin Dominique Strelbel. Und auch inhaltlich gilt das Werk des Schriftstellers weiterhin als hoch relevant. Laut der Schweizer *Wochenzeitung* sind Meienbergs Texte an „Aktualität und Dringlichkeit [...] ungebrochen“.

„Tot ist einer erst, wenn sich niemand mehr an einen erinnert“, so schrieb Meienberg einst über den 1941 hingerichteten Hitler-Attentäter Maurice Bavaud. In diesem Sinne lebt auch Meienberg noch heute.

Ann-
Kristin
Hoppenz



Das Jesu-Kind

„Enteignet Springer!“ Nicht nur mit dieser Forderung der „68er“ sympathisierte Spiegel-Herausgeber Rudolf Augstein. Seine Kommentare begleiten das kurze Leben Rudi Dutschkes – und sie zeigen ein Verhältnis voller Ambivalenz.

Der Student der Soziologie, Rudi Dutschke, aufgewachsen in Luckenwalde (Mark Brandenburg) ist es, der in einem fünfseitigen *Spiegel*-Gespräch (29/1967) die Positionen des Sozialistischen Studentenbundes darlegen soll – nicht der SDS-Bundesvorsitzende Reimut

Reiche oder sein Stellvertreter Peter Gäng. Er gilt dem Nachrichtemagazin als „intellektueller Urheber der Studentenunruhen in Berlin“ und wird nun nach seinem Verhältnis zur parlamentarischen Demokratie befragt, zur Notwendigkeit einer außerparlamentarischen Opposition (die damalige Große Koalition stellte 90 Prozent der Abgeordneten im Bundestag), sein Verhältnis zur Gewalt und seine gesellschaftliche Utopie: „Ja, der biblische Garten Eden ist die phantastische Erfüllung des uralten Traums der Menschheit. Aber noch nie war die Möglichkeit der Realisierung so groß.“

Drei Wochen später (*Spiegel* 32/1967) analysiert Rudolf Augstein „Die Revolution und ihr ABC“ und es klingt, als ob er Dutschkes Seminare an der Freien

Universität besucht hätte: „Wenn ein Herrschaftssystem in sich selbst derart stagniert, daß es die notdürftigsten Veränderungen nicht mehr produziert, sondern einzig noch die Entwicklung zu weiterer Verfestigung und Selbstblockade offenläßt, ist gewiß Anlaß, an eine dem System von außen aufzuzwinkende Umstülpung zu denken, normalerweise an eine Revolution.“ In der Diagnose stimmt der Hamburger Rudolf mit

dem Berliner Rudi überein: Die Parteien repräsentieren nicht mehr die Interessen der Bürger, aber die meisten Menschen wollen keine Veränderung, „weil sie im Zustand einer uninformierten Dumpfheit verharren wollen, ihre ‚wahren‘ Wünsche, Interessen und

Bedürfnisse [...] nicht kennen.“ Eine linke Partei habe somit keine Chance, auch nur fünf Prozent zu erringen. Da aber Augstein kein Optimist wie Dutschke ist, kann er nicht an die Möglichkeit glauben, dass in der Bevölkerung durch Aufklärung gesellschaftliches Bewusstsein geschaffen werde. Alles Hinweisen auf Missstände müsse wirkungslos bleiben, eine Revolution erhalte nie ausreichende Unterstützung, Mobilisierung – ein aussichtsloses Unterfangen: „Demonstrationen [...] verändern die Gesellschaft nicht einmal oberflächlich.“ Der einzige Ausweg für Dutschke bestehe in der Gründung einer linkssozialistischen Partei, die irgendwann dann doch „über die Fünf-Prozent-Hürde staksen“ könne.

Ende des Jahres wid-

met der *Spiegel* dem „Idol der Aufsässigen“ eine ganze Titelgeschichte (51/1967) und wieder ergreift der Herausgeber das Wort: „Herrn Rudi Dutschkes Umwälzung der Wissenschaft“. Dessen Popularität führt Augstein darauf zurück, dass er nicht nur die Terminologie („SDS-Chinesisch“) beherrscht, sondern als einziger der SDS-Führung auch tatkräftig wird: „Er, und nur er, räumt händlings Absperrgitter der Polizei beiseite.“



Am 5. Juni 1967 ist Dutschke erstmals auf dem Titel des *Spiegels* (ganz oben als Protestversammlungsredner in der Mitte mit Mikrofon), umringt von „aufsässigen Studenten“.

Aber die inhaltlichen Positionen des „Chefideologen“ finden dagegen weniger Billigung im Hamburger Pressehaus am Speersort. Zu wenig „Politik“ mache Dutschke, zu viel revolutionäres Geschwafel, zu wenige konkrete Pläne, zu wenig „Organisation“, zu wenig Führungsanspruch bemängelt Augstein. Nicht einmal die Arbeiterklasse dürfe mehr revolutionäre Klasse bleiben – Dutschke korrigiere Marx! Stattdessen rekrutiere Dutschke nun Schüler, Jugendliche und Studenten zu einem „revolutionären Kinderkreuzzug“. Schließlich erteilt Augstein dem ehemaligen DDR-Bürger Marxismus-Nachhilfe: Folgenden Satz

Dutschkes gelte es zu korrigieren: Es hänge nur „vom bewußten Willen der Menschen ab, die von ihnen schon immer gemachte Geschichte endlich der Kontrolle und den Bedürfnissen des Menschen zu unterwerfen“. Hier offenbare sich in der „unscharfen Ausdrucksweise“ ein „Mangel an Denken“, denn, so weiß es der Journalist besser, es gehöre nicht zu den Bedürfnissen der Menschen, „die Geschichte endlich der Kontrolle des (!) Menschen zu unterwerfen“, vielmehr seien es stets die Bedürfnisse gewesen, die „objektiv Bedingungen für eine Revolution setzen.“

Am Gründonnerstag, dem 11. April 1968, feuert der 23-jährige Josef Bachmann auf offener Straße drei Kugeln auf Dutschke ab. In Folge dieses Mord-

versuchs brechen in deutschen Städten vehemente Krawalle los, Zigtausende gehen auf die Straße, Springer-Gebäude und Auslieferungszentren des Verlags werden angegriffen, denn nicht nur der Liedermacher Wolff Biermann ist dieser Ansicht: „Die Kugel Nummer Eins kam aus Springers Zeitungswald.“ In München sterben zwei Menschen in den Auseinandersetzungen. Diese Toten „gehen auf das Konto des SDS, daran gibt

es keinen Zweifel“ für Rudolf Augstein. Und zugleich ist das Verhalten der Polizei „brutal und skandalös“. Er empört sich, dass die Politik, aus Furcht vor einem „eingebildeten Notstand“ den „gegenwärtigen Notstand“ an den Schulen und Universitäten ignoriert, dass sie vor der Meinungsmacht der Springer-Presse kuscht – ein Kommentar, der zwischen den Metaphern der Meuterei und der Demontage des Staatsschiffs durch die Kommandanten schwankend endet.

1979 stirbt Rudi Dutschke am Weihnachtsabend an den Spätfolgen des Oster-Attentats von 1968. Augstein schreibt einen

Nachruf (53/1979):

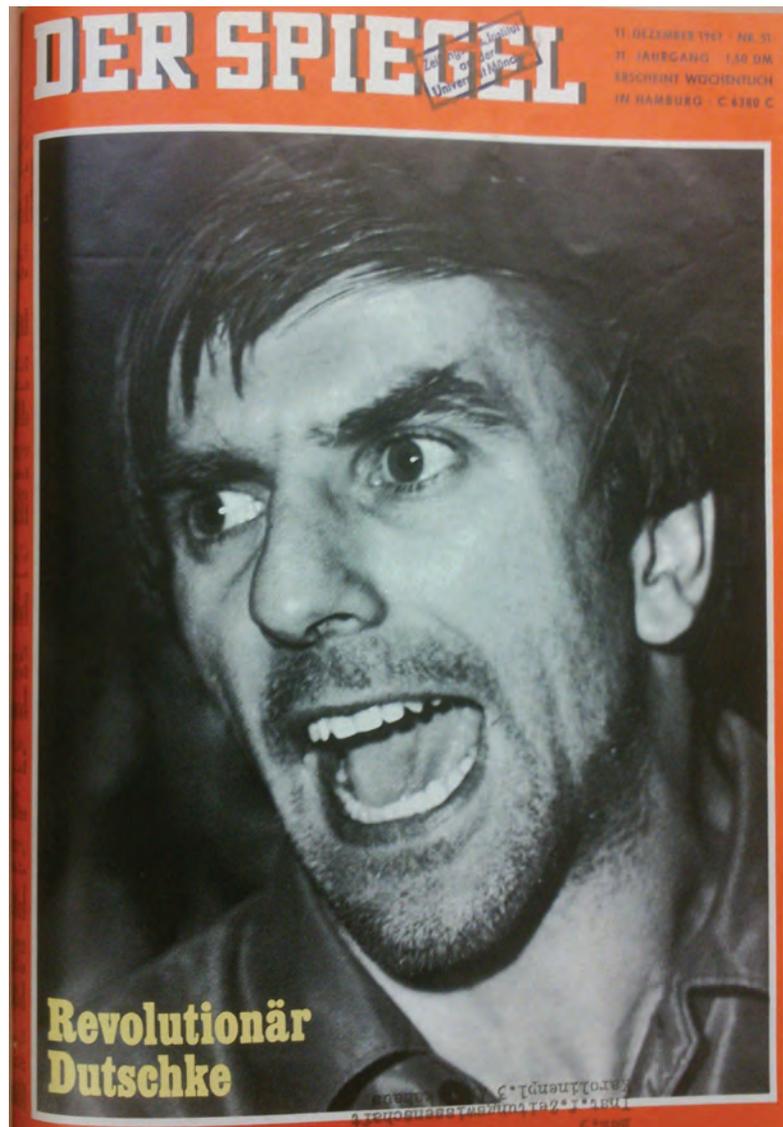
Der „verspätete Tod in der Badewanne“ ist für ihn „eine Gemeinschaft“. Eine Welt, in der „mehr Dutschkes möglich wären“, wäre eine bessere. Augstein bewundert an Dutschke die „bezwingende Rednergabe“ und eine „Unschuld des Denkens“, die mit der des Jesu-Kindes zu vergleichen ist.

So schreibt der Autor, der 1972 *Jesus – Menschensohn* verfasste. Darin findet sich folgende Beschreibung: „Ein ungestümer, von wilden Gedanken ergriffener Mensch, einer, der sich über die ihm gesetzten Lebensregeln ärgerte, ein Provokateur, der sich einbildete, an ihm und an niemandem sonst entscheide sich die Herabkunft des Gottesreiches, ein Mensch, der den Himmel auf die Erde ziehen wollte.“ Und: „Er ist die personifizierte

Heilserwartung seiner damaligen Anhänger.“

Am 7. März 2015 wäre Rudi Dutschke 75 Jahre alt geworden.

Gabriele Mehling



Revolutionär Rudi Dutschke als Titelfigur des *Spiegels* vom 11. Dezember 1967. In der Titelgeschichte wird er als „Idol der Aufsässigen“ vorgestellt und von Rudolf Augstein umfassend gewürdigt.

Dr. Gabriele Mehling ist wiss. Mitarbeiterin am Institut für Kommunikationswissenschaft der Otto-Friedrich-Universität Bamberg.

Die Revolution frisst ihre Kinder

Isaak Babel war einer der bedeutendsten Literaten der Sowjetunion. Doch als sich die stalinistischen Machthaber zu sehr in ihren repressiven Methoden kritisiert sahen, brachten sie ihn um.

Der russische Bürgerkrieg nach der Oktoberrevolution verwüstet weite Teile des Riesenreiches. Dörfer sind Ruinen, Frauen und Kinder vegetieren vor sich hin. Kosakische Reiterverbände auf Seiten der Bolschewiken wie der bürgerlichen „Weissen Truppen“ brandschatzen polnische Städte – viele haben es besonders auf Juden abgesehen.

Isaak Babel, 1894 in Odessa geboren, war Jude und zugleich Kamerad der plündernden Reiter. Er wollte über den Polenfeldzug berichten, meldete sich freiwillig zur Roten Armee und schloss sich 1920 der 1. Reiterarmee unter dem Kommando des späteren Sowjethelden Semjon Budjonni an. Zu diesem Zeitpunkt hatte Babel bereits zahlreiche Kurzgeschichten veröffentlicht und als Reporter für verschiedene Zeitungen gearbeitet. Was er in der Zeit des Krieges von 1919 bis 1921 erlebt und aufgeschrieben hatte, veränderte sein Leben von Grund auf.

Praktisch über Nacht wurde Babel 1926 mit seiner Kurzgeschichtensammlung *Die Reiterarmee* zu einem der berühmtesten Schriftsteller der Sowjetunion.

Er schilderte die Gräueltaten des Krieges mit schonungsloser Genauigkeit. Als er etwa beobachtet hatte, wie einer der Kosaken einen älteren Juden, der sich mit aller Kraft loszureißen versucht, der Spionage bezichtigt, schrieb Babel in einer der Novellen:

„Da klemmte Kudra, ein Soldat aus unserer Maschinengewehrabteilung, den Kopf des Alten unter seine Achsel. Der Jude verstummte und spreizte die Beine auseinander. Kudra zog mit der rechten Hand seinen Dolch, und vorsichtig, ohne sich zu bespritzen, erstach er den Alten.“

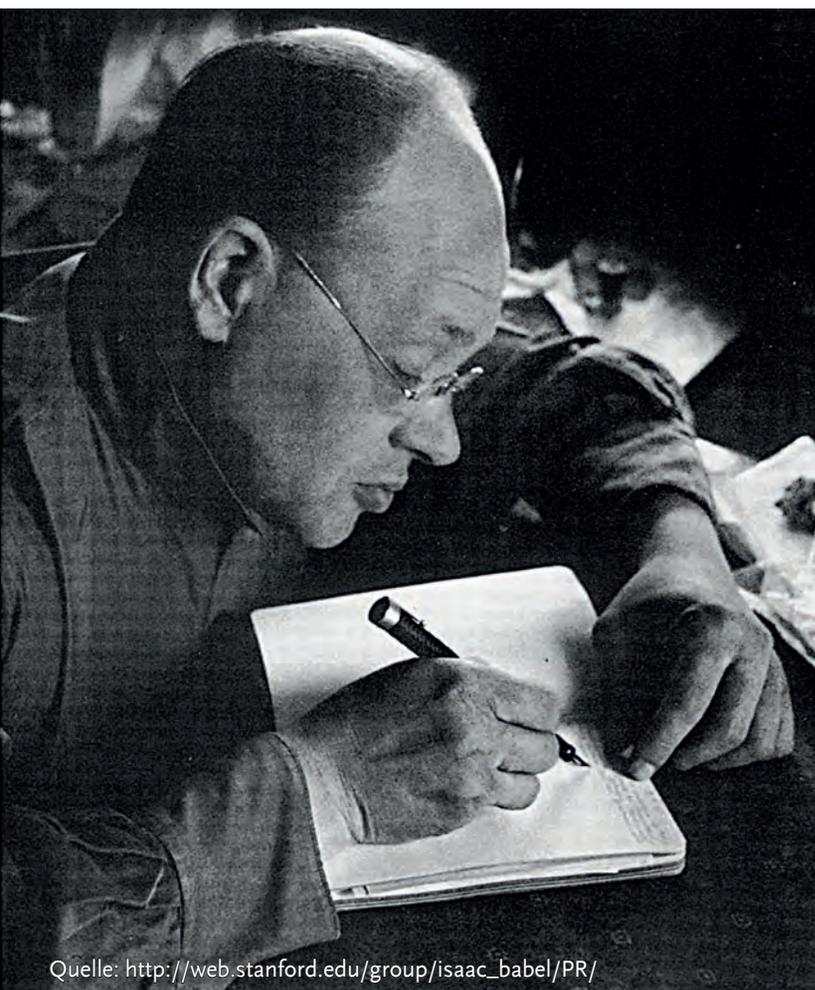
Babel rückte die Geschichten um seinen Reiterverband immer wieder in ein stimmungsvolles Licht, doch idealisierte er keineswegs. Vielmehr schilderte er das zerstörerische Wesen des Krieges: „Die orangefarbene Sonne rollte über den Himmel wie ein abgeschlagener Kopf.“ Oder: „Der Geruch des gestern vergossenen Blutes und getöteter Pferde tropfte in die Kühle der Abenddämmerung“. Aufgrund seiner komplexen und zwiespältigen Schilderungen der *Reiterarmee* geriet Babel unter Beobachtung der sowjetischen Behörden. Als der Schriftsteller 1927 nach Paris zu seiner Frau zog, die das Land zuvor mit seiner übrigen Familie verlassen hatte, wuchs die Skepsis gegenüber Babel. Diese zeigte sich offen, als er ein Jahr später heimkehrte. In dieser Zeit schrieb Babel einem Freund: „Russland hat mich vergiftet, ich sehne mich danach und denke nur an Russland.“

Als zu Beginn der 1930er-Jahre der Terror unter Stalin das Land heimsuchte, bemühte sich Babel, das verlorengegangene Vertrauen der sowjetischen Machthaber wiederzuerlangen. Er schrieb Kurzgeschichten über die Zwangskollektivierung, was der Zensur jedoch abermals nicht entging. Was der Schriftsteller auf den enteigneten Bauernhöfen vorfand, wo Bauern ihr eigenes Vieh und Getreide vernichtet hatten, damit es nicht in die Hände der Bolschewiki fiel, beschrieb Babel als „erschreckende Halluzination“.

Schreibfaulheit lautete der Vorwurf, nachdem Babel jahrelang keine Publikation gelang. 1939 wurde er wegen angeblicher Spionage verhaftet und ein Jahr später, am 27. Januar 1940, erschossen. Erst 1954, ein Jahr nach Stalins Tod, wurde Babel rehabilitiert.

Der Dichter Ossip Mandelstam fragte Isaak Babel einmal, warum er sich zu den kosakischen Reitern hingezogen fühle: „Um bei der Vergabe des Todes ein Wörtchen mitzureden?“ „Nein“, antwortete Babel, „ich will da nicht mitmischen, sondern nur meine Nase hineinstecken, um herauszufinden, wonach es hier riecht“.

Florian Lenhart



Quelle: http://web.stanford.edu/group/isaac_babel/PR/

„Gone to Patagonia for six months“

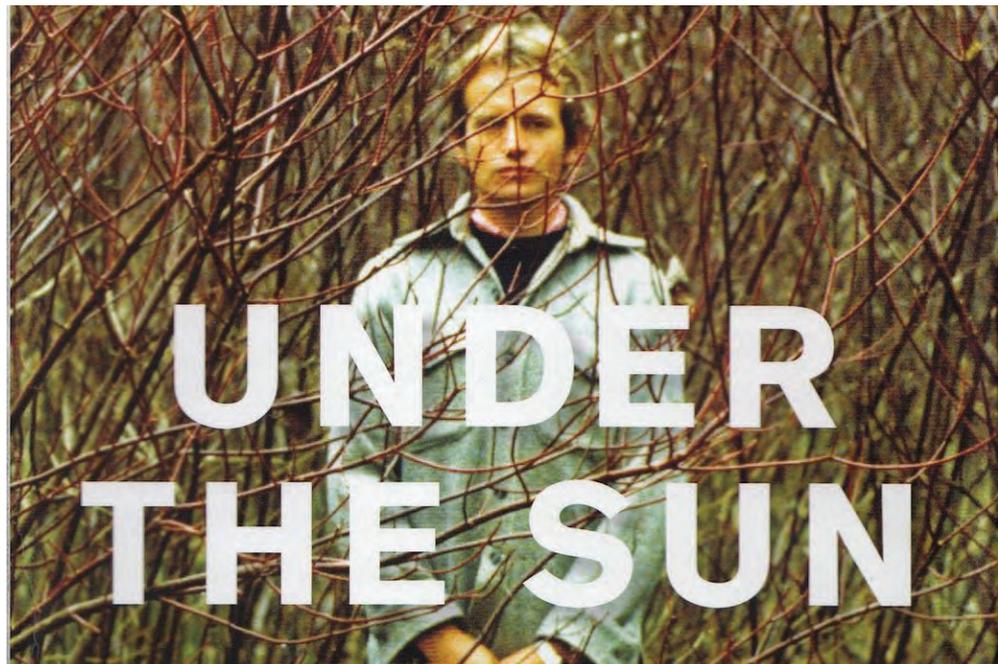
Die Suche nach dem Yeti im Himalaya, eine Wahlkampftour mit Indira Ghandi oder weite Wanderungen durch das australische Outback – Bruce Chatwin war ruhelos und brachte stets aufregende und tiefgründige Geschichten mit.

„His notes were all his thoughts and encounters, descriptions, everything he got. Everything went into the notebooks: what he was reading, something to remember to do, telephone numbers, recipes, names of trees or flowers.“ So erklärt Elizabeth Chatwin die Vernarrtheit ihres Mannes in seine Notizbücher. „Moleskine“ nennt er sie in seinem Buch *The Songlines* und gibt damit auch die Anregungen zu der heutigen Marke. Gebunden in schwarzem Wachstuch, die Vorsatzblätter mit Gummiband zusammengehalten. Diese Bücher sind es, die er nach einem Treffen mit der 93-jährigen Eileen Gray im Jahr 1972 zusammensucht. Chatwin arbeitet zu jener Zeit als Berater für Kunst und Architektur beim *Sunday Times Magazine* und soll ein Interview mit der Designerin und Architektin führen. Als er in Grays Pariser Appartement eine Patagonienkarte sieht, teilt er ihr mit, dass er dort schon immer habe hin wollen. „So have I“, erwidert sie, „go there for me“. Diese vier Worte reichen aus, um Chatwins Tatendrang zu wecken. Er verkauft seine Londoner Wohnung und hinterlässt dem *Magazine* ein Telegramm mit der Nachricht „Gone to Patagonia for six months.“

Bruce Chatwin bricht auf, eine neue Welt zu erkunden – und entdeckt eine neue Leidenschaft. Die Reise in den Süden Chiles und Argentiniens schürt Chatwins Begeisterung für Geschichten, Anekdoten und Biografien. In *Patagonien*, vielfach ausgezeichnet, gilt als eines der wichtigsten Reisebücher des zwanzigsten Jahrhunderts. Es folgen sechs weitere Bücher, allesamt Romane, oft mit realem Hintergrund.

Schon vor dieser einschneidenden Wendung war Chatwins Leben von Unbeständigkeit geprägt. Er wurde am 13. Mai 1940 in Sheffield geboren. Da sein Vater als Marineoffizier diente, zog die Familie in England umher. Nach seinem Schulabschluss arbeitete Chatwin als Laufbursche im Londoner Auktionshaus Sotheby's & Co. Einige Jahre später wurde er jüngster Leiter der Abteilungen für impressionistische Malerei und Antike. Dort lernte Chatwin seine spätere Ehefrau, Elizabeth Chanler, kennen. Im Alter von 24 verließ ihn zeitweilig seine Sehkraft. Sein Arzt diagnostizierte psychosomatische Ursachen und empfahl, die Augen durch den Anblick weiter Horizonte zu entspannen. Chatwin schloss sich einer geologischen Expedition in den Sudan an und entdeckte sein Interesse an wandernden Völkern. Er gab seine Festanstellung bei Sotheby's auf,

studierte kurzzeitig Archäologie und wurde schließlich mit 33 Jahren freier Mitarbeiter beim *Sunday Times Magazine* – was ihn zu dem Interview führte, das sein Leben verändern sollte. Chatwins Bücher sind vielfältig, nahezu, als ob jedes einer an-



Unter der Sonne: Unter diesem Titel gaben Chatwins Witwe Elizabeth und Nicholas Shakespeare 2010 eine Auswahl von Briefen Chatwins heraus.

deren Quelle entstammte. So thematisiert er im Roman *Utz* die Sammelleidenschaft des Gelehrten Kaspar Baron Utz, der, aus Angst, sein Meißner Porzellan zu verlieren, nicht dem Sozialismus entfliehen möchte. Hingegen handelt *The Songlines* (zu Deutsch *Traumpfade*), sein erfolgreichstes Werk, vom Mensch als Nomaden. Auf einer Reise durch das Innere Australiens erkundet Chatwin die Schöpfungsmythologie der Aborigines. Trotzdem findet sich in seinen Werken ein roter Faden, der sich nicht nur durch diese, sondern auch durch sein Privatleben zieht: die Rastlosigkeit der menschlichen Natur. Obwohl seit 1964 verheiratet, hatte Chatwin wechselnde weibliche und männliche Sexualpartner. 1986 erkrankte er, Medienspekulationen zufolge, an AIDS. Der Mythensammler Chatwin selbst sprach von Knochenmarkpilz, den er sich beim Verzehr eines „tausendjährigen Eies“ in China zugezogen habe. Am 18. Januar 1989 starb er, geschwächt durch seine Krankheit, an einer Lungenentzündung. Manfred Pfister, emeritierter Professor für Englische Literatur an der Freien Universität Berlin resümiert: „Eine Legende schon zu Lebzeiten, wurde Bruce Chatwin nach seinem Tode zu einem Mythos, einer Kultfigur.“

Nadine Rist

Musikalischer Traum, antisemitischer Albtraum

Während die Alte Welt in Trümmer stürzt, erschafft Hollywood neue Phantasiewelten: 1940 kommen Disneys *Pinocchio* und *Fantasia* in die US-Kinos – und in NS-Deutschland Veit Harlans *Jud Süß*.



Illustration: Enrico Mazzanti (1883)

Wer lügt, dem wächst eine lange Nase. Im Jahr 1940 wandert der kleine Pinocchio durch die Zeichentrick-Filmwelt von Disney, ganz nach dem berühmten Romanvorbild des italienischen Schriftstellers Carlo Collodi aus dem Jahr 1883. In einer 2008 vom American Film Institute erstellten Liste der zehn besten Trickfilme aller Zeiten rangiert *Pinocchio* auf Rang zwei, gleich hinter und vor zwei anderen Disney-Filmen: *Schneewittchen und die sieben Zwerge* aus dem Jahr 1937 und *Bambi* (1942).

Sieben Filme allein aus den Disney-Studios stehen auf dieser Top-Ten-Liste, darunter auf Platz 5 noch ein zweiter, der 1940 in die amerikanischen Kinos kam: *Fantasia*.

Es ist ein filmisches Experiment, früher Vorreiter des Musikvideos ohne jeglichen Sprechanteil – ein bunt-träumerisch inszeniertes Best-of-Classical-Concert des Philadelphia Orchestra unter der Leitung von Leopold Stokowski.

Zu Bachs Toccata und Fuge erscheinen abstrakte Zeichnungen auf der Leinwand, zu Tschaikowskys Nussknacker-Suite tanzen Pflanzen, Pilze, Feen, zu Strawinskis *Sacre du Printemps* Einzeller und Saurier. Zu einer symphonischen Dichtung nach Goethes *Zauberlehrling* erscheint Walt Disneys populärster Held: Mickey Mouse. Verhüllte, kerzentragende Gestalten bei Sonnenaufgang begleiten bildlich Schuberts *Ave Maria* und vieles mehr. Alles zusammen: Eine gut zweistündige Träumerei in erstmals im Mehrkanal-Tonsystem aufgenommen Klängen und Bildern, drei Jahre nach Beginn der Farbfilmzeit.

Noch in Schwarz-Weiß drehte ein anderer Großmeister des Kinos: Alfred Hitchcock. Der gebürtige Engländer präsentierte seinen ersten in Hollywood gedrehten Spielfilm: *Rebecca*. Die auf dem gleichnamigen Roman von Daphne du Maurier basierende tragisch-düstere Liebesgeschichte wurde für elf Oscars nominiert, erhielt schließlich 1941 die Goldstatuen für den besten Film und die beste Kamera.

Schwarz-weiß waren die Bilder, abgrundtief Braun die Gesinnung in einem gleichzeitig in Deutschland produzierten Film: Der von der nationalsozialistischen Regierung bei Regisseur Veit Harlan in Auftrag gegebene *Jud Süß*. Dargestellt ist, polemisch verfälscht, das Leben des jüdischen Finanzmanns Joseph Süß Oppenheimer, der im 18. Jahrhundert die Gunst des württembergischen Herzogs erlangt und die dadurch gewonnene Macht gegen das Volk ausspielt. Am Ende wird er verklagt, gehängt und der Judenbann über Württemberg verhängt. Oppenheimer wird als teuflischer und, symbolisch für alle Juden, intriganter Unmensch dargestellt.

Joseph Goebbels' infame Intention ging auf: Mehr als 20 Millionen Deutsche sahen *Jud Süß* im Kino. In einigen Städten kam es nach Vorstellungen zu antijüdischen Ausschreitungen. Am 25. September 1940 schrieb der Propagandaminister in sein Tagebuch: „Der Film hat einen stürmischen Erfolg. Man hört nur Worte der Begeisterung. Der Saal rast. So hatte ich es mir gewünscht.“

Heute ist der Vertrieb des Films ins Deutschland verboten, eine Aufführung nur unter bestimmten Auflagen und mit begleitendem Kommentar gestattet.

Ann-Kristin Hoppenz / Markus Behmer

Führer! Schtonk!

Satirekunst vor ernstem Hintergrund: Mit der Anti-Nazi-Komödie *Der große Diktator* schrieb Charlie Chaplin Kinogeschichte. Vor 75 Jahren feierte die bissige Hitler-Persiflage Premiere.

„I hope you like it“ – bescheiden gibt sich Charlie Chaplin auf dem roten Teppich bei der Premiere des *Großen Diktators* am 15. Oktober 1940. Die Erwartungen des Publikums sind groß, in New York wird der Film in gleich zwei Kinos parallel uraufgeführt. Chaplin weiß um die Brisanz seines Werkes.

Die Welt soll über Hitler lachen, aber nicht auf Kosten von Opfern des Nazi-Terrors – eine Gratwanderung. Einen Menschen zu parodieren, der als Sinnbild des Bösen gilt und zu diesem Zeitpunkt halb Europa besetzt, ist ohnehin ein Wagnis.

Tramp trifft auf Diktator

Chaplin spielt die Doppelrolle des Diktators Hynkel, Führer des fiktiven Reiches Tomanien, und des namenlosen jüdischen Friseurs, einer Abwandlung des Chaplin'schen Tramps. Beide Charaktere sehen sich zum Verwechseln ähnlich. Chaplin, auch Regisseur und Drehbuchautor des Films, nutzt die Doppelrolle, um ein nahtloses Wechselspiel zwischen Satire und Tragik zu inszenieren.

Urkomisch ist es, wenn sich Hynkel auf Tomanisch, einem Kauderwelsch aus Englisch und Deutsch, an sein Volk wendet. Mehrfach benutzt er Kunstwörter wie „Schtonk“, das so viel bedeutet wie „wird abgeschafft“ („Demokratie Schtonk! Free Sprecken Schtonk!“). Und macht damit Hitlers Sprache und Rhetorik zum Gespött.

Auch Hynkels Tanz mit der Weltkugel, eine der berühmtesten Szenen des Films, unterstreicht den lächerlich-absurden Größenwahn der Nationalsozialisten. Insbesondere dann, wenn am Ende

die ballonartige Weltkugel zerplatzt und das Hitler-Double ungehalten in Tränen ausbricht. Dem gegenüber steht der in einem jüdischen Ghetto lebende Friseur. Chaplin untermalt dessen Ablehnung gegen die Hynkel-Schergen zwar mit viel Slapstick. Die Tragik über das historisch geerdete Grauen schwirrt jedoch im Hintergrund mit: Die jüdischen Bewohner werden von den Hynkel-Schergen schikaniert, der Friseur landet im KZ. Doch es gibt Hoffnung. Nach einer gelungenen Flucht in Uniform

wird er versehentlich für Hynkel gehalten und hält am Ende eine der berühmtesten Reden der Filmgeschichte. Bedeutend ist die Ansprache wohl auch, weil es nicht die Filmfigur, sondern vielmehr der politische Chaplin ist, der eine zutiefst humane Rede für Freiheit und Gerechtigkeit und gegen das Hitler-Regime hält.

Nach der Premiere sind die Reaktionen gespalten. Die *New York Times* feiert die „wahrhaft grandiose Leistung eines großartigen Künstlers“. Kritiker bemängeln, der Film verharmlose den Nationalsozialismus. Chaplin entgegnet den Vorwürfen: „Was das Komische an Hitler betrifft, möchte ich nur sagen, daß es, wenn wir nicht ab und zu über Hitler lachen können, noch viel schlechter um uns bestellt ist, als wir glauben.“ Nach dem Krieg revidiert er seine Meinung. Hätte er von den Schrecken in den Konzentrationslagern gewusst, wäre der *Große Diktator* nie zustande gekommen, so Chaplin.



Foto: Ann-Kristin Hoppenz

Hynkel im Hörsaal. Studierende von heute schauen Chaplins Filmklassiker.

Trotz Kritik wird der Film ein Kassenschlager. Selbst Joseph Goebbels soll einst eine Kopie des Films bestellt haben – auf Befehl Adolf Hitlers. Ob der Diktator den *Großen Diktator* jemals gesehen hat, ist ungeklärt.

In Westdeutschland kommt der Film erst 1958 in die Kinos – direkt nach dem Krieg befindet eine Alliierten-Kommission, dass der bissige Chaplin-Humor für die Deutschen noch zu früh sei.

Laura Collmann

Pop-Messias? Satan? – Ikone!

Seit 50 Jahren steht John Lennon im Fokus der Medien. Er galt als der Intellektuelle der Fab Four aus Liverpool, provozierte mit gewagten Vergleichen und politisch-esoterischen Aktionen, ließ mit „Imagine“ vom Weltfrieden träumen. Am 9. Oktober würde er 75.



Grafik: stuarthampton

„Ladies and gentlemen, The Beatles. Let’s bring them on.“ Die Regie schneidet von Moderator Ed Sullivan auf die kreischenden jungen Mädchen im Publikum. Schnitt zurück auf die Bühne, Paul McCartney zählt ein, und mit „All My Loving“ beginnt die Beatlemania in den USA. Dieser erste Auftritt der Beatles in der *Ed Sullivan Show* am 9. Februar 1964 gilt als eine der Sternstunden des amerikanischen Fernsehens, rund 73 Millionen Zuschauer sahen zu – damals eine Rekordquote. Auftritte wie dieser, egal ob live oder im Fernsehen, bestimmten zu Beginn ihrer Karriere das Bild der Beatles in den Medien. Eine Gruppe, vier Freunde, die das große Chaos um sie herum ironisch distanziert zur Kenntnis nehmen. Während Paul der Mädchenschwarm war, Ringo der Clown und George der Stille, füllte John im Bandgefüge die Rolle des sarkastischen Intellektuellen aus. Während der Royal Variety Performance bat er beispielsweise: „Ihr auf den billigeren

Plätzen klatscht bitte im Takt, und der Rest braucht nur mit dem Schmuck zu klimpern.“ Ein Skandal? Eher weniger. Popmusik war zu dieser Zeit unter der Würde der großen Zeitungen.

Ein weitaus größeres Medienecho erregte Lennon dagegen, als er 1966 in einem Interview mit dem *London Evening Standard* erklärte, die Beatles seien im Moment beliebter als Jesus. Er wisse nicht, was zuerst verschwinden würde, Rock’n’Roll oder das Christentum. In England wurde die Aussage geflissentlich ignoriert, in Amerika veröffentlichte die Jugendzeitschrift *Datebook* das Zitat – Monate später und aus dem Kontext gerissen. Die Radiomoderatoren Doug Layton und Tommy Charles von WAQY in Alabama riefen daraufhin zu einem Boykott der Beatles auf und organisierten öffentliche Platten- und Fanartikel-Verbrennungen. Im Bible-Belt galt insbesondere John Lennon nun als das personifizierte Böse.

Je näher das Ende der Beatles rückte, desto mehr brach John Lennon mit seinem Image als Popstar. Als er am 20. März 1969 die japanische Fluxus-Künstlerin Yoko Ono heiratete, funktionierten sie ihre Flitterwochen in die so genannten Bed-Ins für den Frieden um. Jeweils eine Woche lang empfangen sie in Amsterdam und Montreal Scharen von Journalisten in ihren Hotelzimmern. Dort saßen Lennon und Ono in weiß gekleidet in ihrem Bett, hinter sich Schilder, die zu „Hair Peace“ und „Bed Peace“ aufriefen. Sehr zur Enttäuschung vieler Reporter, die einen handfesten Skandal erwartet hatten. Viele Medien spotteten über den missionarischen Eifer der Jungvermählten, womit Lennon offenbar gerechnet hatte: „Wenn wir die Menschen zum Lachen bringen, reicht uns das. Freude ist eine gute Grundstimmung für den Frieden.“ 2012 veröffentlichte Yoko Ono die Aufnahmen beider Happenings unter dem Titel „BED PEACE starring John Lennon & Yoko Ono“ auf YouTube. 1975 verschwand John Lennon aus der Öffentlichkeit, um sich ganz um seinen zweiten Sohn Sean zu kümmern. Erst am 7. November 1980 veröffentlichte er mit „Double Fantasy“ sein Comeback, vier Wochen später, am 8. Dezember, wurde er von Mark Chapman vor seiner New Yorker Wohnung erschossen. Weltweit unterbrechen Radiostationen ihre Programme, die

Times verglich seinen Tod mit dem Mord an Kennedy, der *Spiegel* schrieb „John Lennon – Tod eines Epochen-Idols“ und die *FAZ* sah eine Ära zu Ende gehen: „Yesterday – John Lennon, Liverpool und eine englische Epoche“.

In den letzten 35 Jahren ist John Lennon zu einer Ikone geworden, der nicht einmal Albert Goldmans Skandal Biografie *The Lives of John Lennon* etwas anhaben konnte, nach der Lennon unter anderem eine Affäre mit Beatles Manager Brian Epstein gehabt und in Hamburg einen Seemann erschlagen haben soll. Stattdessen taucht er als kulturelle Referenz in einer Szene des Kinofilms *Forrest Gump* auf oder 2010 im Anti-Retro Werbespot für den Citroen Kleinwagen DS 3.

Im gleichen Jahr lief in Deutschland der Kinofilm *Nowhere Boy* an, ein Biopic über John Lennons Jugend in Liverpool, die Beziehungen zu seiner Tante Mimi und seiner Mutter Julia. Damit nicht genug, im Moment arbeitet Regisseur Ron Howard (*Apollo 13*, *Frost/Nixon*) im Auftrag der Beatles und ihrer Erben an einer Kino-Dokumentation über die Tournées der Fab Four. Und wer selbst einmal bei Ed Sullivan auf der Bühne stehen möchte, mit dem Konsolenspiel *The Beatles: Rock Band* geht auch dieser Wunsch in Erfüllung. „Let’s bring them on!“

Holger Müller

Klebriger Speicher

Was zunächst aussah wie ein Fehlschlag, entwickelte ungeahnte Einsatzmöglichkeiten.

„Wissen Sie, wie der Name Tesa entstanden ist?“, schrieb die ehemalige Kontoristin Elsa Karlau 1960 in einem Brief. „Damals hatten wir in der Schreibstube den Auftrag, Namen zu bilden.“ Aus Silben ihres Mädchennamens Tesmer und ihres Vornamens setzt sich der Markenname zusammen, den heute 98 Prozent der Deutschen als Synonym für transparentes Klebeband kennen: Tesa. Aber zunächst blieb der Erfolg aus. Was eigentlich ein Wundpflaster sein sollte, klebte zwar sehr gut, reizte jedoch die Haut. Sein Erfinder Dr. Oscar Troplowitz machte aus der Not eine Tugend und brachte es als Klebeband auf den Markt. Zunächst vom Mutterkonzern mäßig erfolgreich als „Beiersdorf-Kautschuk-Klebefilm“ vermarktet, ging es steil aufwärts, sobald Klebefilm und Name zusammenfanden: 1940 wird Tesa zur Dachmarke aller selbstklebenden Waren der Unternehmensgruppe, die heute rund 6.500 verschiedene Produkte umfasst. Eine besonders abseitig wirkende Anwendung entdeckten die Physiker Dr. Steffen Noehte und Matthias Gerspach 1998. Nachdem sie monatelang versucht hatten, teuren Kunststoffen mittels Laserstrahlen Informationen einzubrennen, belichteten sie aus einer Laune heraus auch eine Rolle Tesafilm. „Und das hat auf Anhieb geklappt! Besser als alle anderen Materialien, die wir vorher angeschaut haben“, berichtete Noehte dem Deutschlandfunk. Auf einer einzigen Rolle Klebeband ist es möglich, bis zu zehn Gigabyte Informationen

zu speichern. Eingesetzt wird der Klebefilm als Datenspeicher heute in Form von sogenannten Holospots, kleinen aufklebbaren Hologrammen, die ähnliche Aufgaben erfüllen wie Barcodes. In ihnen können sogar tausend Mal mehr Daten abgespeichert werden, gleichzeitig gelten sie als fälschungssicher, so dass beispielsweise Markenprodukte von Nachahmungen unterschieden werden können.

Sabrina Nell



Grafik: tesa SE

Der Burger-Meister

Fast Food, schnelles Essen, wurde gleichsam ein Pseudonym für schnelllebige Zeit, der Siegeszug eines Rindfleischbraters zum Sinnbild für Amerikanisierung. Vor 75 Jahren eröffnete McDonald's die erste Filiale. Der Big Mac eroberte die Welt.

Rot, gelb – „ich liebe es“. Kaum ein anderes Unternehmen ist weltweit so bekannt wie die Fast Food-Kette McDonald's. Ob in Deutschland oder China – das geschwungene „M“ strahlt über-

oder Geschäftsmännern – McDonald's ist bei den unterschiedlichsten Gästen beliebt, aber auch eines der meist kritisierten Unternehmen. Ungesunde Ernährung, mangelnde Qualität



Über 50 Millionen verkaufte Burger: McDonald's Restaurant in Phoenix 1953.

Foto: McDonald's Deutschland Inc.

all. Schnelles Essen zu niedrigen Preisen – mit diesem Konzept gründen Richard und Maurice McDonald 1940 ihr erstes Schnellrestaurant in Kalifornien. Doch erst mit dem neuen Geschäftspartner Ray Kroc setzt in den 50er Jahren der Erfolg ein. Unter Krocs Führung wird das Franchise-Konzept ausgebaut, bei dem Lizenznehmer Filialen betreiben. Das Unternehmen wächst rasant und expandiert in den 60er Jahren international. Heute ist McDonald's mit rund 35.000 Restaurants in über 100 Ländern eine Weltmarke und hat alle Bereiche der Gesellschaft durchdrungen.

Bei McPlane stehen während des Flugs Burger auf dem Menü. Der Big-Mac-Index vergleicht die Preise für einen Big Mac weltweit. Die Theorie der „McDonaldisierung“ der Gesellschaft besagt, dass im Zuge der Globalisierung gesellschaftliche Prozesse – ganz wie im Fast-Food-Restaurant – rationalisiert und vereinheitlicht werden und somit Vielfalt und Eigenständigkeit in den Hintergrund rücken. Ob bei Familien

und Verschleierungstaktiken lauten nur einige der Vorwürfe. Beispielsweise kritisiert der Markencheck der ARD die Bedingungen, unter denen Lieferanten ihre Tiere halten, und prangert die Tricks an, mit denen das Unternehmen Kinder zum Konsum ungesunder Produkte verführe. McDonald's versucht, sich mit einer Vielzahl von PR-Maßnahmen und Sponsoringaktivitäten ein positives Image zu verschaffen. Dafür ist das Unternehmen in den Medien omnipräsent. „Wir übernehmen Verantwortung für die Optimierung unserer Prozesse und möchten einen Beitrag dazu leisten, unseren Fußabdruck in jeder Hinsicht so gering wie möglich zu halten“, heißt es auf der Firmenhomepage. Das Unternehmen investiert allein in Deutschland jährlich (bei gut drei Milliarden Umsatz) knapp 200 Millionen Euro in seine Werbung, in der menschliche Geschichten humorvoll und lebendig erzählt werden sollen – „Ich liebe es“ und McDonald's sollen untrennbar miteinander verbunden sein.

Veronika Becker

Massentod in Pastelltönen

Daheim mochte es beschaulich. Der Untertitel der 1864 in Leipzig gegründeten (und bis 1943 erschienenen) Zeitschrift gibt einen Hinweis auf den Inhalt: *Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen*. Idyllisches für das Kleinbürgertum wurde geboten mit konservativ-christlicher Grundhaltung, bunt bebilderte Geschichten, vor 100 Jahren noch meist Radierungen, Stiche, Aquarelle, seltener Fotografien.

Idyllisch, beschaulich war sie wahrlich nicht, die Zeit um 1915. Die Grauen des Großen Krieges fanden auch Eingang in das Familienblatt, wenngleich künstlerisch in Szene gesetzt, fast aseptisch, blutleer-dramatisch, verkitscht. Im Herbst 1914 wurde Paul von Hindenburg – in *Daheim* (vom 03.10.1914) wie in der gesamten, von der Zensur gelenkten, aber größtenteils auch von sich aus überaus patriotischen deutschen Presse – als der „Held von Tannenberg“ und „Befreier des Ostens“ gefeiert. Bald wurde er Oberbefehlshaber Ost, dann Chef der Obersten Heeresleitung, schließlich, ein Jahrzehnt später, gar Reichspräsident. Der Mythos des Kriegshelden umflorte ihn lange. Auch im Oktober '14 setzte *Daheim* (17.10.) vermeintlich überlegene Technik ins Bild: Ein Zeppelin im Luftkampf. Bald war er gestoppt, der deutsche Vormarsch in Ost wie West. Im Spätherbst steckten die Truppen fest im Stellungskrieg; „Weihnachten im Schützengraben“ zeichnete Max Tilke für das Familienblatt (19.12.1914).

1915 erreichte das Grauen neue Dimensionen. Ab April wird in der Flandernschlacht erstmals Giftgas eingesetzt; das Wort „Schlachten“ stimmt im Wortsinne: Hunderttausende sterben, werden „abgeschlachtet“ ohne Raumgewinn, ohne militärischen Effekt. Ebenso am Isonzo, wo Italiener gegen Österreich Schlacht um Schlacht schlagen. Auf allen Seiten: nur Geschlagene.

Auf See verkündet die deutsche Flottenleitung den uneingeschränkten U-Boot-Krieg, bis sie am 7. Mai das britische Passagierschiff *Lusitania* versenkt; 1.200 Zivilisten sterben – und die USA ziehen bereits fast in den Krieg. Zeppeline bombardieren London. Das mit den Deutschen verbündete Osmanische Reich stößt gegen den Suezkanal vor; in der Türkei beginnt der Genozid an den Armeniern.

Überall in Europa, selbst in Afrika: Sinnloses Sterben, das zum Heldentod fürs Vaterland hyperbolisiert wird. „Infanterie beim Angriff“ im frühlingshaften Sonnenlicht (*Daheim* vom 22.05.1915) – was für eine Verklärung; Engel, die unter einem Bibelzitat den schmuck-gefallenen Krieger mit Eichenlaub küren (*Daheim* vom 03.07.1915) – welch Hybris.

Markus Behmer



Infanterie beim Angriff. Ausschnitt aus einem Gemälde von G. Adolf Closs

1915

Gelenkte Presse im Dienste der Kriegsführung

Die Wahrheit, so heißt es, ist das erste Opfer des Krieges. Das war im Ersten Weltkrieg nicht anders als heute. Im Jahr nach dem Kriegsbeginn wurde die Zensur vereinheitlicht; perfekt im Sinne der Propaganda funktioniert hat sie aber nie.



Links: Weihnachten im Schützengraben. Zeichnung von Max Tilke. Rechts: Gedenkblatt für die Angehörigen gefallener Soldaten. Alle Abbildungen aus der Zeitschrift *Daheim*, nähere Angaben siehe Seite 75.

Als Kaiser Wilhelm II. das Deutsche Reich am 31. Juli 1914 in den Kriegszustand versetzt hatte, war automatisch das preußische „Gesetz über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851“ in Kraft getreten, das Reichspressegesetz von 1874 damit weitgehend aufgehoben. Die Pressefreiheit war revidiert, Zensur eingeführt worden. Politische Differenzen innerhalb des Landes waren damit für die Berichterstattung tabu, der „Burgfrieden“ sollte in jedem Fall gewahrt werden. 1915 stabilisierte sich nun das System der Lenkung von Presse und öffentlicher Meinung.

Im Februar wurde eine Oberzensurstelle eingerichtet, die die Arbeit der Presseabteilungen etwa des Auswärtigen Amtes und der Reichsregierung sowie der Zensurstellen unterschiedlicher Militärbehörden koordinieren und die bislang uneinheitliche Handhabung der Presseaufsicht vereinheitlichen sollte. Im Oktober 1915 wurde dazu das Kriegspresseamt eingerichtet, eine direkt der obersten Heeresleitung unterstehende Dienststelle. Damit war die Voraussetzung für eine zentral gesteuerte Pressepolitik geschaffen. Das Kriegspresseamt erließ bald zentrale Zensurverfügungen, in denen die Presse genau

angewiesen wurde, was in welcher Weise berichtet resp. was verschwiegen werden sollte. Ende 1915 wurden sie erstmals in Buch- und Karteiform zusammengefasst. Ende 1916 umfasste dieses Zensurbuch bereits mehr als 2.000 Anweisungen.

Als Maxime für die militärische Pressepolitik wurde ausgegeben: „Wir werden nicht immer alles sagen können, aber was wir sagen werden, ist wahr.“ Diese Devise wurde jedoch keineswegs umgesetzt. Gerade in konservativen Zeitungen dominierten trotz der aussichtslosen Situation bis zum Kriegsende die Erfolgsmeldungen. Die Medien wurden strategisch eingesetzt, um Verluste und Niederlagen publizistisch in Siege zu verwandeln. Über die Feinde wurde, in Deutschland wie in allen anderen kriegsführenden Nationen, Gräuelpromaganda betrieben. Vertraute man dem, was veröffentlicht wurde, so war bis 1918 in den meisten Zeitungen von Garmisch bis Flensburg nicht abzusehen, dass Deutschland den Krieg verlieren würde. Der Erste Weltkrieg war auch der erste moderne Medienkrieg. Film und Fotos wurden als strategische Mittel eingesetzt, Flugblätter massenhaft verbreitet und auch schon per Flugzeug abgeworfen. Zu Kriegsbeginn gab es weit verbreitete

Skepsis, die Jubelstimmung des „August 14“ war eine Minderheiterscheinung (siehe auch *Anno 14*). In Zeitungen und Zeitschriften gab es sie aber massenhaft, die Bilder von begeisterter Aufbruchstimmung und Soldaten, die wild entschlossen in den Krieg zogen. Kriegsberichterstatter versorgten die Heimat mit erbauenden Darstellungen über den Alltag der Truppen an der Front. Es gab kaum Bilder direkt vom Kampf. Verletzte oder Tote wurden gar nicht gezeigt, um die idealisierte Vorstellung vom Krieg zu wahren. Die Illusion vom heldenhaften Tod auf dem Feld der Ehre.

Doch je mehr Soldaten direkt von der Front berichteten, umso mehr wurden die euphorisch-euphemistischen Berichte als Propaganda entlarvt. Briefe wie der des Gefreiten Karl Fritz an seine Familie vom August 1916 aus einem Schützengraben vor Verdun vermittelten ganz andere Eindrücke als die Medien:

„Drei Tage lang lagen wir in den Granatlöchern, dem Tod ins Auge sehend, ihn jeden Augenblick erwartend. Dazu kein Tropfen Wasser und der entsetzliche Leichengestank. Die eine Granate begräbt die Toten, die andere reißt sie wieder heraus. Will man sich eingraben, kommt man gleich auf Tote.“

Derartige Briefe und Berichte von heimgekehrten Soldaten sowie die allzu offensichtliche Manipulation, führten dazu, dass die Glaubwürdigkeit der Presse in der Bevölkerung mit der Zeit stark litt. Wer wollte, konnte sich auch während des Krieges anders informieren. Sozialdemokratische und linksliberale

Zeitungen berichteten deutlich kritischer über das Kriegsgeschehen. So spottete Theodor Wolff am 3. Januar 1916 im *Berliner Tageblatt*: „Man überlasse sich doch nicht dem Wahn, dass mit dilettantischen Propagandamittelchen, mit Aufklärungsschriften, Preßbeziehungen und ähnlichem Krimskrams etwas Nennenswertes auszurichten sei.“

Dies zeigt auch, dass der Konformitätsdruck, der von den Presseanweisungen des Militärs ausging, unvollkommen war. Doch führte die autoritäre und oft immer noch uneinheitliche Anwendung der Zensurbestimmungen zu Unzufriedenheit unter den Journalisten. Sie waren sich unklar über ihre Kompetenzen, wurden jeglicher Eigenverantwortung entzogen und zu vorauseilendem Gehorsam gezwungen.

Gerade ein Vergleich mit den Kriegsgegnern zeigt die Schwächen der deutschen Presse- und Propagandapolitik. Die deutsche Heeresleitung setzte vor allem auf scharfe Zensur und Anweisungen an die klassischen Printmedien. In Großbritannien und den USA zeigten emotionale Filme Einzelschicksale aus dem Krieg. Solche Filme wurden in Deutschland kaum produziert.

Einen sehr zweifelhaften „Sieg“ hatten Pressepolitik und Propaganda während des Ersten Weltkrieges dennoch errungen: Sie schufen den Nährboden für die Volksverhetzungen der extremen Rechten bis hin zum Aufstieg zum Nationalsozialismus und lieferten manches Vorbild für die weit rigideren Lenkungsmaßnahmen nach 1933.

Anna Schaller



„Was sagt der Vogel?“

Es sind die Mächtigen Frankreichs, die sich vor den Enthüllungen der satirischen Wochenzeitung *Le Canard Enchaîné* fürchten. Die gefesselte Ente überzeugt seit einem Jahrhundert durch publizistischen Mut, Scharfsinn und Unbestechlichkeit.

Paris am Dienstagabend. Hektisches Treiben und nervöse Politiker sind im Elysée-Palast keine Seltenheit. Der Grund: *Le Canard Enchaîné*. Boten werden in den Verlag des Blatts geschickt, um der politischen Elite noch am Abend vor der eigentlichen Erscheinung ein druckfrisches Exemplar der neusten Ausgabe zu liefern. Ein Blick in das Blatt lohnt sich – nicht

„Die Pressefreiheit verschleißt nur, wenn man sie nicht nutzt.“ Schon 1915 – im Gründungsjahr – intendierte der Journalist Maurice Maréchal eine Zeitung zu schaffen, die sich gegen die Zensur und Propaganda des Ersten Weltkrieges stellte. „*Le Canard Enchaîné* wird nach sorgfältiger Prüfung ausschließlich falsche Nachrichten drucken. Jeder weiß, dass die französische



Foto: Sarah Malewski

Le Canard Enchaîné Leserin vor dem Louvre.

selten erfahren sie hier von der schonungslosen Enthüllung politischer Skandale.

Wer im Visier ist, muss sich hüten. Schon Charles de Gaulle fürchtete sich vor den Aufdeckungen und fragte für gewöhnlich seine Berater: „Was sagt ‚der Vogel‘ diese Woche?“. Zuletzt wurde der Außenministerin Michèle Alliot-Marie im „Vogel“ ein unangemessener Kontakt zu einem engen Vertrauten des gestürzten tunesischen Machthabers Ben Alis nachgewiesen. Ihr Amt musste sie daraufhin niederlegen. Das ausgefeilte Informationsnetz mit anonymen Informanten aus Politik, Wirtschaft, Verwaltung und Großunternehmen liefert dem Blatt die notwendigen Fakten, um den Politikern das Fürchten zu lehren. Noch nie wurde die Identität einer Quelle preisgegeben. „Viele meiner Quellen kenne ich seit Jahren. Wir überprüfen jede Information, wird sie zweimal unabhängig voneinander bestätigt, veröffentlichen wir sie“, so Claude Angeli, ehemaliger Chefredakteur des Blatts.

Bei der Veröffentlichung der investigativen Stories nimmt die links-pazifistisch orientierte Redaktion keine Rücksicht auf persönliche Beziehungen. Während Medienunternehmen wie TF1 oder *Le Figaro* eine unnatürliche Nähe zu den Mächtigen der politischen Klasse pflegen, lautet die Maxime der Zeitung:

Presse, ohne Ausnahme, seit dem Beginn des Krieges nur Nachrichten brachte, die schonungslos stimmten.“ Eine ironische Anspielung Maréchals auf die unkritische Presse und die Überheblichkeit des Staates während des Ersten Weltkriegs.

Auf lediglich acht Seiten schwarz-weiß Druck wurden schon damals satirische Stilelemente wie Karikaturen eingesetzt, um die Bevölkerung auf politische Missstände aufmerksam zu machen, welche noch immer das Bild der Zeitung prägen. Um der Zensur die Stirn zu bieten, wurden verbotene Artikel zudem als einfache weiße Flächen im Blatt dargestellt. Auch der Name des Blatts – gefesselte Ente – ist auf die Informationskontrolle während des Ersten Weltkriegs zurückzuführen.

Diese politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit kann sich die Zeitung bis heute dank ihrer ökonomischen Selbstständigkeit leisten. Seit ihrer Gründung gehört sie einzig den Redakteuren, ist somit an keinen Konzern gebunden und verzichtet vollständig auf Werbung. „Nie wollten wir uns bei einer Geschichte die Frage stellen, ob durch sie vielleicht ein Werbebudget verlorengeht“, so der heutige Chefredakteur Louis-Marie Horeau. So wird sich die politische Elite auch in Zukunft noch vor dem Geschnatter der gefesselten Ente fürchten müssen.

Sarah Malewski

Vollblutpolitiker und Reizfigur

„Er wollte es, als barocker Mensch, immer noch eine Nummer größer“, rief ihm sein Intimgegner Rudolf Augstein bei seinem Tod 1988 nach. Gemeint ist Franz Josef Strauß, kurz FJS. Am 6. September ist sein 100. Geburtstag.

„Hier handelt einer, der ganz und gar von der Leidenschaft erfasst ist, der res publica zu dienen“ – dieses Zitat über Franz Josef Strauß stammt nicht etwa von einem Parteifreund, sondern vom früheren Bundeskanzler und SPD-Politiker Helmut Schmidt. Leidenschaftlich handelte Strauß in allen politischen Belangen und die res publica, die „öffentliche Sache“, stand seit seiner ersten politischen Station als Landrat von Schongau im Mittelpunkt seines Schaffens. Der Sohn eines Metzgers aus München schlug eine politische Karriere ein, in der er vom Kommunalpolitiker zum Bundesminister und bayerischen Ministerpräsidenten aufstieg – „das schönste Staatsamt in der Bundesrepublik“, wie er stets bekundete.

Franz Josef Strauß gehörte zu jener Politikergeneration, die den Schrecken des Zweiten Weltkriegs ebenso wie das anschließende Leid miterlebten und ihre politischen Werte daraus ableiteten. „Ich habe niemals beschlossen, Politiker zu werden, aber ich bin es unter dem Zwang der Stunde geworden und vielleicht in Erfüllung einer mehr intuitiv verstandenen Pflicht, meinen Beitrag dafür zu leisten, dass die deutsche Politik niemals wieder auf schreckliche Irrwege kommen sollte“, so Strauß über den Beginn seiner politischen Laufbahn. Sein Leitmotiv blieb deshalb bis zu seinem Tod im Jahr 1988 der Kampf gegen totalitäre Systeme und für die Freiheit des Einzelnen.

Die Furcht vor dem Sieg des Kommunismus trieb ihn an. Darin lag auch seine polarisierende Art, Politik zu machen und sie zu

vermitteln begründet. In der *Spiegel*-Affäre schoss Strauß über das Ziel hinaus: Der Bundesverteidigungsminister ließ wegen des Verdachts auf Landesverrat die Redaktionsräume des Magazins besetzen und Journalisten festnehmen. Den Festnahmen ging ein Artikel des Nachrichtenmagazins voraus, der die Verteidigungsfähigkeit der Bundesrepublik im Falle eines Einmarsches der Sowjetunion kritisierte. Strauß kostete die Affäre das Amt, die Pressefreiheit ging gestärkt aus der

Auseinandersetzung hervor. Das Bundesverfassungsgericht unterstrich die zentrale Bedeutung eines von Zensur und Einflussnahme geschützten Journalismus im berühmten *Spiegel*-Urteil 1966. Das Verhältnis zwischen dem politischen Journalismus der Bundesrepublik und Franz Josef Strauß war stets ein besonderes: Strauß galt einerseits als konservativer Hardliner, der harsche Kritik an Journalisten aussprach und bei der „vierten Gewalt“ unbeliebt war. Eine „Liebesbeziehung“ entwickelte sich andererseits aus publizistischer Sicht wegen des hohen Nachrichtenwerts des CSU-Manns: Franz Josef Strauß lieferte mit oft umstrittenen Aussagen und manchem Skandal genug Material für die Kommentarspalten und Karikaturisten.

Ihn auf die Rolle des konservativen Hardliners festzulegen greift aber zu kurz: „Ich bin weder Heiliger noch ein Dämon. Ich bin kein ausgeklügeltes Buch, sondern ein Mensch in seinem Widerspruch“, so seine Selbsteinschätzung. Die Widersprüche in der Person Strauß bleiben rückblickend unaufgelöst, wie ausgesuchte Beispiele belegen: Seine lebenslange Furcht vor dem Kommunismus ist schwer mit dem von ihm 1983 eingefädelten Milliardenkredit an die DDR zu vereinbaren. Trotz seiner Tätigkeit als langjähriger Bundespolitiker riskierte er 1976 mit dem „Kreuther Trennungsbeschluss“, der die CSU auch außerhalb Bayerns etablieren sollte, den Bruch mit der Schwesterpartei CDU.

Legendar sind seine Rededuelle mit dem damaligen SPD-Frak-

tionsvorsitzenden Herbert Wehner. Rückblickend kann man die rhetorischen Gefechte der beiden durchaus als Sternstunden des deutschen Parlamentarismus bezeichnen, zeigten sie doch die Leidenschaft und Angriffslust Strauß' und seines Gegenparts. Neben den rednerischen Fähigkeiten verbindet man heute mit ihm aber auch politische Fehlritte. Die lebenslange Hingabe für die öffentliche Sache können Franz Josef Strauß jedoch auch Kritiker nicht abstreiten.

André Haller



Mindestens 29 Mal war Strauß zu Lebzeiten auf dem Cover des *Spiegels* – und ganz oft unmittelbar nach seinem Tod in der Ausgabe vom 10. Oktober 1988.

Braun auf Weiß?

Trotz zweifelhafter Vita machte Viktor Reimann Karriere im österreichischen Zeitungswesen.

„Eine nicht geringe Schuld am Antisemitismus haben auch diejenigen, die dauernd darüber reden [...]. Man hat oft den Eindruck, sie wären unglücklich, wenn es den Antisemitismus nicht gäbe, weil sie sich dann nicht wichtig machen könnten.“ Neben dieser Schuldzuweisung an die Juden informiert Viktor Reimann seine *Kronen Zeitungs*-Leserschaft in der 42-teiligen Serie „Die Juden in Österreich“ unter dem Deckmantel der Aufklärung über „den Juden“ als Fremden oder seinen Einfluss auf Wirtschaft und Gesellschaft. Erschienen sind die Artikel 1974. Ironischerweise wird Reimann in der Folge noch in zahlreichen Leserbriefen als Judenfreund beschimpft.

In den 1930er Jahren engagiert sich der am 25. Januar 1915 in Wien Geborene zunächst für die NSDAP, bis er zum Zeitpunkt des „Anschlusses“ Österreichs eine Widerstandsgruppe gründet, wofür er Anfang der 1940er verhaftet wird. Wieder in Freiheit startet er seine Karriere 1945 als Redakteur bei den *Salzburger Nachrichten*.

1949 ist Reimann Mitbegründer der Partei „Verband der Unabhängigen“, die sich an ehemalige Nationalsozialisten,

Heimatvertriebene und Kriegsheimkehrer richtet. Er übernimmt die Leitung des Pressereferats und wettet in der Parteizeitung *Die Neue Front* gegen die Aufklärungsarbeit der Volksgerichte: „Inzwischen haben unsere Volksgerichte unter ungeheurem Aufwand an Zeit und Kosten angestrengt ‚gearbeitet‘ und arbeiten noch weiter, obwohl es sich mittlerweile herumgesprochen hat, dass die erhobenen Anklagen vielfach nur auf gehässigen Denunziationen aufgebaut waren.“

Zur *Kronen Zeitung* kommt er 1970 zunächst als Kolumnist, vier Jahre später ist er Leiter der Kulturredaktion Wien. Vor allem von anderen Medien wird ihm wiederholt vorgeworfen, antisemitische Botschaften zu verbreiten. Überzeugungen oder unglückliche Formulierungen eines Mannes, der zu anderen Zeiten aufwuchs? Jedenfalls ein trauriges Zeugnis dafür, dass auch noch lange nach Kriegsende zweifelhaftes Gedankengut von höchsten Positionen aus unters Volk gebracht wurde. Nicht selten war die *Krone* als auflagenstärkste Boulevardzeitung Österreichs deren Sprachrohr. Viktor Reimann stirbt am 7. Oktober 1996 in seiner Geburtsstadt. *Franziska Mack*

Der subjektive Blick

Kriegsarzt und experimenteller Fotograf: Vor 100 Jahren wurde Otto Steinert geboren.

Ein Frauenporträt, mehrfach belichtet und dadurch Bewegung und Emotionen ausdrückend. Ist die Frau traurig oder gleichgültig? Steinerts Bilder geben Rätsel auf, sind bewusst subjektiv, machen Gefühle sichtbar und wecken Empfindungen – egal ob Personen, Landschaften oder Industrieprozesse abgebildet sind. Damit wurde der am 12. Juli 1915 in Saarbrücken Geborene zu einem der bekanntesten Fotokünstler der Nachkriegszeit.

Bereits mit vier begann Otto Steinert zu fotografieren. Mit 14 baute er sich seine eigene Kastenkamera und funktionierte sein Zimmer kurzerhand in eine Dunkelkammer um. Der Ausbildung und Tätigkeit als Mediziner gab Steinert jedoch lange Zeit den Vorrang vor der Kunst. 1936 trat er der NSDAP bei; ob er ein überzeugter Nazi war, ist unklar. Während des Weltkriegs diente

Steinert u.a. als Stabsarzt im Russlandfeldzug. Nach dem Krieg stockte seine medizinische Karriere. So beschloss er, seinem künstlerischen Talent vollen Lauf zu lassen. Ein Glück für die

experimentelle Kunst, denn Steinert gilt als Begründer der subjektiven Fotografie. Die Technik rückte dabei hinter den schöpferischen Charakter. Es galt, die Fantasie des Betrachters anzuregen. Dieser soll die meist schwarz-weißen, abstrakten Strukturen voller Licht selbst deuten.

Nachdem die experimentelle Fotografie von der nationalsozialistischen Kulturpolitik weitestgehend verdrängt worden war, belebte Steinert diese Kunstform in der Avantgardegruppe „fotoform“ in den 50-er Jahren neu.

1978 starb Otto Steinert. Seine subjektiven Fotografien beflügeln auch heute noch die Fantasie.

Juliane Krüger



Quelle: Nachlass Otto Steinert, Museum Folkwang, Essen

Partrait seiner Frau: Christa's two faces, 1948

Kurt, Kujambel, Kriegsberichter

C.W. Ceram war ein Bestsellerautor. Seine Archäologiebücher verkauften sich weltweit millionenfach. Doch wer war Kurt Wilhelm Marek? Und welche Rolle spielte er im Zweiten Weltkrieg?

Götter, Gräber und Gelehrte ist ein Buchtitel, den bis auf den heutigen Tag jeder kennt, auch wenn er diesen 1949 zuerst erschienenen „Roman der Archäologie“ von C. W. Ceram nie gelesen hat. Und wer ein Buch schreiben will, das sich reißend verkauft, dem empfiehlt der witzige Wissenschaftsjournalist Eckart Roloff, er möge sich einen ähnlich „kassenklingelnden Dreiklang“ für den Buchtitel einfallen lassen, denn hier gelte „die Faustregel: Alliteration ist mehr als die halbe Miete, Rhythmik gibt den Rest“. Und was den Verfassernamen Ceram angeht, so erfahren wir von Christian Härtel, dass „Ceramik“ zum Schlagwort für einen Sachbuch-Stil wurde, der Wissenschaft zu popularisieren versteht.

Nicht allgemein bekannt dürfte sein, dass sich hinter dem Pseudonym C. W. Ceram der Journalist und Autor Kurt W. Marek (20. Januar 1915 bis 12. April 1972) verbirgt. Bei seinem Tode ging durch die deutschen Feuilletons die Geschichte, wie es zur Veröffentlichung des Bestsellers *Götter, Gräber und Gelehrte* kam. Danach legte Rowohlt's damaliger Chefflektor Marek seinem Verleger das Manuskript eines gewissen C. W. Ceram vor; er ließ Ernst Rowohlt in dem Glauben, dieser Ceram sei wahrscheinlich ein spleeniger englischer Gelehrter. Rowohlt war von der Lektüre begeistert, brachte das Buch heraus und fiel aus allen Wolken, als er von der Autorschaft Ceram/Marek erfuhr.

Dieser Marek, in Berlin als Sohn eines Tischlers und Gewerkschafters geboren, hatte schon als Jugendlicher, 1932, mit freier Mitarbeit an Presse und Rundfunk begonnen und wandte sich dem Feuilleton an Illustrierten zu. Nach Wehrdienst (mit Kriegsberichter-Tätigkeit) und Gefangenschaft im Zweiten Weltkrieg arbeitete er u. a. in der Redaktion der *Welt* und beim NWDR sowie bei Rowohlt, ferner gab er die Zeitschrift für junge Menschen *Benjamin* (später *Nord-West-Illustrierte*) heraus.

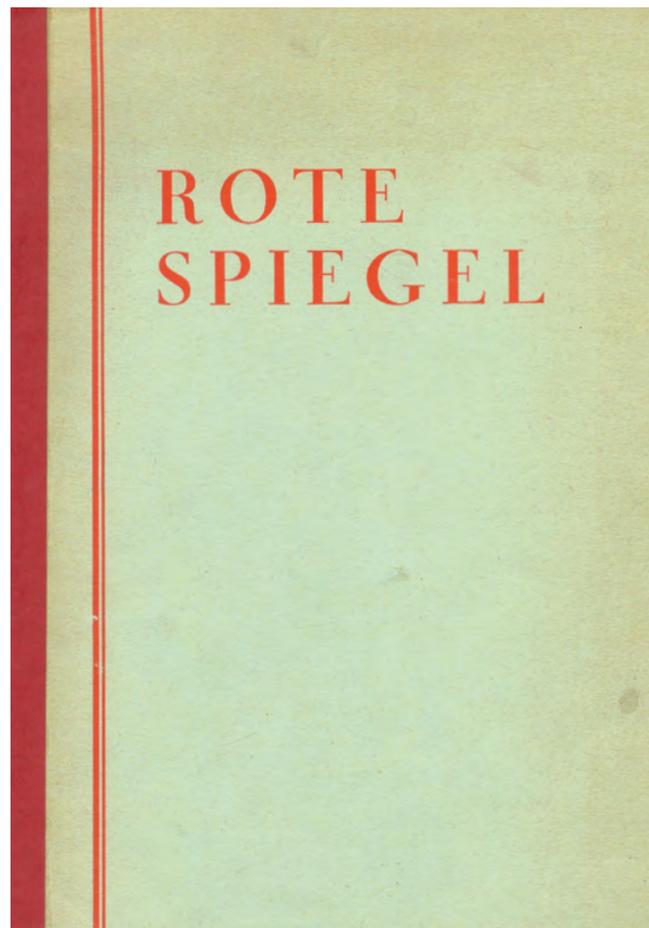
In dieser Zeit hat Marek auf dem Schriftstellerkongress in Frankfurt am Main (1948) seine Überlegungen „Der Schriftsteller und die Wirklichkeit“ vorgetragen; der Vortragstext wurde von Heinrich Bechtoldt in einem Sammelband *Literatur und Politik* veröffentlicht, sein Urheber (neben Rudolf Alexander Schröder, Rudolf Hagelstange und anderen) zu einem von „sieben der berufensten Männer der deutschen Literatur“ erklärt. Heute wird Marek bisweilen ganz anders eingeschätzt. So hat Willi Winkler 2008 in der *Süddeutschen Zeitung* (12./13. April) gegen Marek als „Propaganda-Schriftsteller“ polemisiert. Er sei „berühmt geworden mit dem wehrkraftertüchtigenden Werk ‚Wir hielten Narvik‘ (1941). Noch 1943, dem Jahr der Niederlage von Stalingrad, feierte Marek in dem Bilderbuch ‚Rote Spiegel – Überall am Feind‘ die Ritterkreuzträger Hermann

Görings. [...] Seine Propagandatitel erzielten auf dem Neonazi- und Militaria-Markt, der durchs Internet besser denn je floriert, noch immer ordentliche Preise.“ Nun ist es durchaus angebracht, sich einmal an die eigene Nase zu fassen, nachdem Journalisten viele Jahre wacker auf „furchtbare Ärzte“ und „furchtbare Juristen“ eingedroschen haben, ohne je die durchaus regimestützende Rolle des eigenen Berufsstandes zu thematisieren. Oder die dort, wo sie es doch taten, sich darauf beschränkten, einige wenige konservative Nachkriegsjournalisten, und nur solche, als „Schreibmaschinentäter“ und „unheimliche Publizisten“ im „Dritten Reich“ anzuschwärzen (Methode Otto Köhler).

Aber es ist ein Armutszeugnis, nun pauschal alle Journalisten, die in der Zeit des Nationalsozialismus gelebt und gewirkt haben, als Nazis herunterzumachen. Was bei Peter Köpf (*Schreiben nach jeder Richtung: Goebbels-Propagandisten in der westdeutschen Nachkriegspresse*, 1995) wenigstens noch eine formidable Fleißarbeit war, droht zu einem rituellen Denunziationswettbewerb zu verkommen. Machen wir die Probe aufs Exempel anhand von Kurt Wilhelm Marek, der einst der Luftwaffen-Kriegsberichter-Kompanie 1 angehörte und der nicht nur heuer vor hundert Jahren geboren wurde, sondern dessen Buch *Wir hielten Narvik* vom Norwegen-Feldzug handelt, der nun fünfundsiebzig Jahre zurückliegt.

Wehrkraftertüchtigendes Werk? Marek's Reportage aus der Perspektive des Flakartilleristen (die Flugabwehr gehörte im Zweiten Weltkrieg hauptsächlich zur Luftwaffe, und damit war auch deren Propagandakompanie [PK] gefordert) beschreibt nüchtern den Krieg des armen Mannes, den Wehrmachtseinheiten im Kampf um Narvik führen mussten – die Rückschläge und Rückzüge, die Aushilfen und glücklichen Umstände, die eine Niederlage um Haaresbreite verhinderten, die Entbehrungen und Leiden der Soldaten, denen ein Kochgeschirr „Kujambelwasser“ aus dem Saft von Blaubeeren schon den höchsten Genuss bedeutete.

Und Marek versteht es sogar, die strenge Zensur, die Bilder und Beschreibungen Gefallener und besonders fürchterlich Verwundeter tabuisierte, auf raffinierte Art – scheinbar regimetreu – auszutricksen. Einem Kameraden, der ihn fragt, ob er schon einen vom Meer angeschwemmten Gefallenen gesehen habe, legt Marek die Worte in den Mund: „Ich meine doch, wir sind jetzt ein Volk geworden, das dem Ernst ins Auge schauen kann, daß es vertragen kann, auch vom Tode zu hören, vom Tode hier draußen etwa, der nicht immer ein heroischer sein kann.“ Und wenige Seiten später schildert Marek die Leiche am Strand von Narvik in grausigen Details: Das



In *Wir hielten Narvik* (1941) und *Rote Spiegel überall am Feind. Von den Kanonieren des Reichsmarschalls* (1943) beschrieb Kurt W. Marek Leben und Sterben von Flakartillerie-Soldaten im Zweiten Weltkrieg. Verherrlichten diese Bücher das nationalsozialistische Regime? Dies lohnt eine nüchterne Betrachtung.

Meerwasser hat etwa dem verwesenden Soldaten Gesichtshaut und Fleisch abgelöst, eine „Maske aus blauem Fleisch“ wird nur noch vom Kinnriemen des Stahlhelms auf dem Totenschädel gehalten. Sehr „wehrkraftertüchtigend“ klingt dieser herbe Realismus nicht.

Und Mareks Propagandatitel erzielen auf dem Neonazimarkt ordentliche Preise? O ja: Zur Zeit der Niederschrift dieser Zeilen wurde *Wir hielten Narvik* auf Amazon Marketplace zu Preisen zwischen 6,37 und 19,90 Euro angeboten. Das ist um so bemerkenswerter, als das Buch selten sein dürfte, nachdem wegen seiner defätistischen Tendenz seinerzeit dem Verlag Stalling die Papierzuteilung gekürzt wurde.

Was schließlich die *Roten Spiegel* angeht, so „feiert“ dieses Buch, das Kriegsberichter Marek 1943 zusammengestellt hat, nicht einfach „die Ritterkreuzträger Hermann Görings“. Vielmehr handelt es „von den Kanonieren des Reichsmarschalls“; es geht also wieder um die Flakartillerie der Luftwaffe, die rote Kragenspiegel trug. Zwar werden hier die Ritterkreuzträger der Waffengattung in Wort und Bild – recht „unfeierlich“ übrigens – vorgestellt; in dem Buch wird schließlich nebenbei um Bewerber für den Dienst bei der Flak geworben. Aber der Leser erfährt auch von einem Ingenieur, in allem Freimut und sehr

kurzweilig und anschaulich, warum die Flak so oft danebenschießt. („Der Infanterist und Artillerist hat die größte Aussicht auf Erfolg, wenn er dahin schießt, wo er das Ziel sieht. Der Flakartillerist hat aber gar keine Aussicht auf Erfolg, wenn er dasselbe tut, er muß dahin schießen, wo das Ziel nicht ist.“) Natürlich sind das keine Antikriegsbücher, die Marek hier verfasst hat. Aber wer wissen will, wie eine verbissene Nazi-Tonart in der Kriegsberichterstattung klingt, der lese PK-Bücher anderer Autoren, etwa des nach dem Kriege hoch geschätzten Chefredakteurs der *Zeit*, Josef Müller-Marein. Man wird dann sehr schnell feststellen, dass es auch im „Dritten Reich“ sehr verschiedene Spielarten journalistischer Sauberkeit gegeben hat – bei PK-Angehörigen wie im Zivilen.

Beherzigenswert ist allemal der Appell, mit dem Mareks Abhandlung über den Schriftsteller und die Wirklichkeit ausklingt: „Aber um die Wirklichkeit zu erkennen, müssen wir lernen, ihr ohne Schaudern und ohne Blendung ins Antlitz zu blicken.“

Heinz Starkulla jr.

Dr. Heinz Starkulla ist Privatdozent am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Herzlich willkommen in der Rumpelkammer!

35 Jahre lang begrüßte Willi Schwabe seine Zuschauer an den Bildschirmen der DDR und lud sie zu einem Streifzug durch die Filmgeschichte ein. In diesem Jahr wäre der Berliner Schauspieler, Sänger und Moderator 100 Jahre alt geworden.

Wenn Willi Schwabe am Mittwochabend zu den Klängen von Tschairowskys „Tanz der Zuckerfee“ in seinem roten Samtjackett bedächtig die Treppe hinaufstieg, mit einem Streichholz die Kerze seiner Laterne entflammte und mit klimpernden Schlüsselbund die knarrende Tür zu „seinem“ Dachboden öffnete, war es wieder Zeit für die *Rumpelkammer*. In dieser filmischen Schatzkammer mit dem etwas despektierlichen Namen fanden sich allerhand vergilbte Fotos und verstaubte Requisiten, die hervorgerufen werden mussten und Schwabe als Aufhänger dienten, um an alte – in aller Regel deutsche – Spiel- und Revuefilme zu erinnern.

Die eingespielten fünf- bis zehnminütigen Ausschnitte stammten meist aus altem UFA-Bestand und später auch aus DEFA-Produktionen. Während Schwabe in den ersten Folgen angesichts der oft belasteten Vergangenheit der meisten Schauspieler noch auf einen erhobenen Zeigefinger achtete, wurde der Ton seiner Anmoderationen mit der Zeit spürbar lockerer.

In seiner ruhigen, unaufgeregten und freundlichen Art führte „Rumpelwilli“ Schwabe durch die Sendung, streute dabei Anekdote um Anekdote ein und lieferte den Zuschauern Inneneinsichten vom Set – immer, als sei er selbst dabei gewesen.

Dass *Willi Schwabes Rumpelkammer* mit den Jahren zu einer der beliebtesten Sendungen im DDR-Fernsehen aufstieg und sogar Zuschauer aus der BRD anzog, war in erster Linie der liebenswerten Moderation des Gastgebers geschuldet. 1955 zum ersten Mal ausgestrahlt, wurde das Format zum

absoluten Dauerbrenner und lief – obwohl zunächst für lediglich sechs Ausgaben geplant – bis 1990 je einmal im Monat. Fast 400 Folgen lang grüßte dabei immer das selbe charmante Lächeln – bis Schwabe infolge eines Fahrradsturzes und des fortgeschrittenen Alters von 75 Jahren schließlich die Sendung abgab, die wenig später im Zuge der Abwicklung der DDR-Anstalten von der Fernsehlandschaft verschwand.

Willi Schwabe zählte zu den bekanntesten Gesichtern der DDR. Als Sohn von Opernsängern am 21. März 1915 in Berlin geboren, absolvierte Schwabe erst eine Ausbildung zum Bühnenbildner an der Kunstgewerbeschule, bevor es ihn auf die Theaterbühnen zog. Parallel zum privaten Schauspielunterricht, den er von 1934 bis 1936 nahm, erhielt er bereits die ersten kleineren Rollen. Richtig durchstarten konnte Schwabe dann allerdings erst nach dem Zweiten Weltkrieg und der Rückkehr aus britischer Kriegsgefangenschaft. Ab 1949 spielte er am Berliner Ensemble und wirkte an großen Inszenierungen mit, bevorzugt in Stücken von Bertolt Brecht.

Einer breiten Masse machte er sich allerdings abseits des Theaters bekannt. Ob in Kino-, in Fernsehfilmen oder als stimmungsgewaltiger Sänger auf Chansonabenden im Kabarett – Multitalent Schwabe wusste auf vielen Bühnen zu überzeugen.

Vielen Ostdeutschen ist der langjährige Ehegatte der Schauspielerin Dorothea Thiesing jedoch auch heute noch vor allem als Moderator und feste Konstante der DDR-Fernsehunterhaltung vertraut – der nette „Rumpelwilli“ eben.

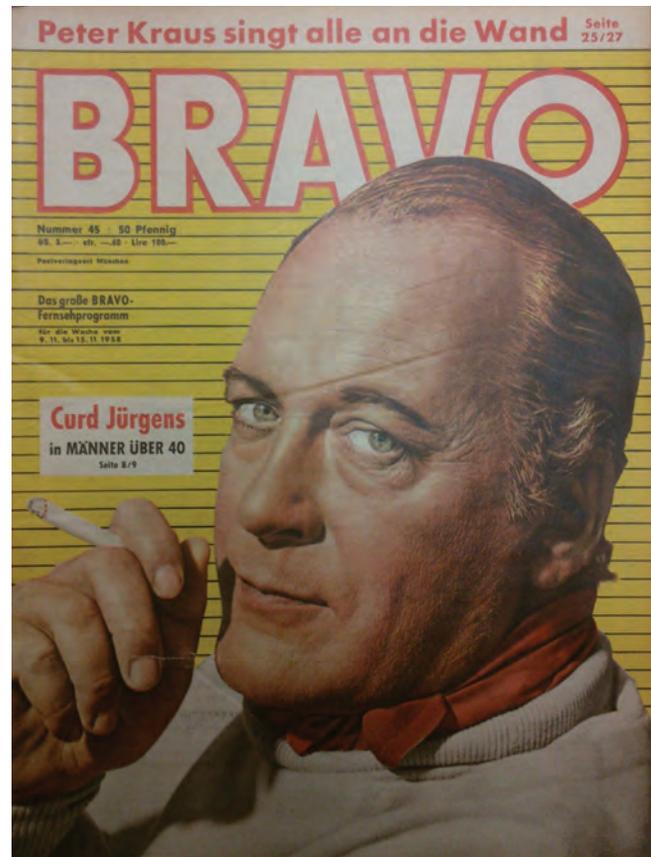
Michael Enderlein



Illustration: Anne-Katrin Hilbert

Hundertjährige Leinwandhelden

Was haben Ingrid Bergmann, O.W. Fischer, Curd Jürgens, Anthony Quinn, Frank Sinatra und Georg Thomalla gemeinsam? Das Geburtsjahr. Vier galten als Lieblinge der Frauen, fünf als Charakterdarsteller. Große Mimen waren sie alle.



1956 war die *Bravo* als „Zeitschrift für Film und Fernsehen“ gegründet worden und gut zwei Jahre später waren weiter vor allem Filmstars auf dem Cover zu sehen. Platz auch noch für „ältere Herren“. Links: O.W. Fischer (Nr. 10 vom März 1959), rechts: Curd Jürgens (Nr. 45 vom November 1958), beide damals 43 Jahre alt. Ebenfalls 1958 erschien dann der erste Starschnitt in Lebensgröße: wieder ein Filmstar, Brigitte Bardot als zusammenklebbares Riesenposter.

(K)Ein Jedermann

Vermutlich hätte schon die imposante Erscheinung des blonden 1,93m-Mannes gereicht, um Frauenherzen im Sturm zu erobern. Im Fall des deutsch-österreichischen Schauspielers Curd Jürgens kam die internationale Theater- und Filmkarriere noch erschwerend hinzu.

Der am 13. Dezember 1915 in München geborene Jürgens startet seine Laufbahn in den 1930ern auf Theaterbühnen in Berlin, Salzburg und schließlich Wien, wo er viele Jahre zum Ensemble des Burgtheaters gehörte. Vor allem in seiner Rolle als „Jedermann“ im gleichnamigen Stück von Hugo von Hofmannsthal beeindruckte Curd Jürgens in den 1970ern auf den Salzburger Festspielen.

Seine wahre Leidenschaft aber galt dem Fernsehen – in über 160 Filmen wirkte er mit. Neben kommerziellen Streifen, mit denen er sich seinen extravaganten Lebensstil finanzierte, machte sich Jürgens mit anspruchsvollen Literaturverfilmungen wie *Des Teufels General* einen Namen und schaffte es 1977

sogar zum 007-Gegner in *Der Spion, der mich liebte*. Im Privaten blieb Jürgens der Rolle des Lebemanns treu. Vor den Traualtar schaffte er es ganze fünf Mal und ihm werden Affären mit Filmstars wie Romy Schneider nachgesagt. Bis zu seinem frühen Tod 1982 frönte er auch seinen sonstigen Leidenschaften – gutem Essen und teurem Alkohol.

Der Mann für's Heitere

„Wir haben ein etwas gestörtes Verhältnis zum unbeschweren Lachen, weil man unsinnigerweise glaubt, wo gelacht wird, fehle das kulturelle Niveau“, so äußerte sich der deutsche Schauspieler Georg Thomalla ernüchtert zu seiner Karriere als Volkskomödiant. Wie wichtig aber diese Unbeschwertheit gerade im Nachkriegsdeutschland der 1950er war, zeigte sein Erfolg beim Publikum.

Georg Thomalla wurde am 14. Februar 1915 in Oberschlesien geboren. Nach einer verhassten Ausbildung zum Koch fand Thomalla in den 1930ern seine wahre Berufung auf

Theaterbühnen und nach dem Krieg vor allem im neuen Massenmedium Fernsehen. Noch heute kennt man ihn in seinen Klamauk-Rollen als Hadschi Halef Omar in *Winnetou*-Verfilmungen, als Vater von Pepe Nietnagel in *Die Lümmel von der ersten Bank* oder als skurriler Pfarrer in *Hochwürden drückt ein Auge zu*.

Zeit seines Lebens konnte sich Georg Thomalla nicht im Charakterfach durchsetzen und feierte seine größten Erfolge mit unzähligen Komödien. Auch in seinem zweiten beruflichen Standbein als Synchronsprecher für Hollywoodstars war er als deutsche Stimme von Bob Hope oder Jack Lemmon dafür zuständig, für Lacher im Kino zu sorgen. 1985 wurde ihm für seine Leistungen das Bundesverdienstkreuz erster Klasse verliehen. Thomalla starb 1999 in Starnberg.

Von Königen und Dieben

Für eine antisemitische Filmrolle während der Kriegsjahre wurde er 1944 von Joseph Goebbels auf die „Gottbegnadeten-Liste“ gesetzt. Ein Image, das ihm nicht lange anhaftete. Neben Curd Jürgens zählte er in den Jahren des Wirtschaftswunders zu den bestbezahltesten deutschsprachigen Leinwandstars.

Der am 1. April 1915 in Niederösterreich geborene Otto Wilhelm Fischer – für seine Fans schlicht „O.W.“ – galt in den 1950ern als Garant voller Kinokassen. Er mimte den melancholischen Ludwig II. und glänzte gleichzeitig in Komödien wie *Peter Voss*, *der Millionendieb*. Die Unbekümmertheit genauso wie sein gepflegtes Understatement vor der Kamera verhalfen O.W. Fischer zu einem einprägsamen Image. Bereits Mitte der 1960er zog er sich jedoch aus der Filmbranche zurück. Er betrachtete seine Zeit als Schauspieler vom alten Schlag als abgelaufen. Bis zu seinem Tod am 29. Januar 2004 in Lugano machte Fischer noch regelmäßig als exzentrischer Esoteriker von sich reden. Seiner Allhypnose-Theorie zufolge soll zum Beispiel das Leben der Menschen nur ein im Trancezustand erlebter Traum sein.

Zwei Oscars und ein Sirtaki

Wer kann schon behaupten, dass eine eigens für ihn erfundene Schrittfolge mittlerweile der bekannteste griechische Tanz ist? Anthony Quinn! Bei den Dreharbeiten zu *Alexis Sorbas* 1964 stellt sich der mexikanisch-amerikanische Schauspieler mit den volkstümlichen Tänzen etwas ungeschickt an. Prompt kreieren Choreografen einen neuen Tanz: den Sirtaki. Der Film wird ein Welterfolg, der Sirtaki bis heute getanzt.

Die Rolle des Alexis Sorbas markiert für den am 21. April 1915 geborenen Quinn den Durchbruch. Sein Können stellt er bereits zuvor in Fellinis *La Strada – Das Lied der Straße* (1954) unter Beweis, für seine Nebenrollen in *Viva Zapata!* (1952) und als Paul Gauguin in *Vincent van Gogh – Ein Leben voller Leidenschaft* (1956) erhält er jeweils einen Oscar. Ungewöhnlich sein Privatleben: Mit fünf Frauen hat Anthony Quinn, der sich neben der Schauspielerei auch als leidenschaftlicher

Maler und Bildhauer betätigt, 13 Kinder – das jüngste 1996 mit 81 Jahren. Am 3. Juni 2001 stirbt er an den Folgen einer Lungenentzündung.

Eine kühne Blonde, bitte!

„Entweder nehmen Sie mich so, wie ich bin, oder ich gehe zurück nach Europa!“ Als Ingrid Bergman Anfang der 1940er in Hollywood ankommt, ist sie in Europa bereits ein Star – der sich nicht verbiegen lassen und schon gar nicht dem Schönheitsideal der amerikanischen Traumfabrik entsprechen will. Eine gute Entscheidung. Bis heute gilt die am 29. August 1915 in Stockholm geborene Schauspielerin als Sinnbild der Natürlichkeit: Eine fast ungeschminkte Naturschönheit, stark und selbstbewusst, doch schüchtern und verletzlich zugleich.

1942 glänzt die Schwedin an der Seite von Humphrey Bogart in *Casablanca*, Publikum und Kritiker feiern sie gleichermaßen. Für einen privaten Skandal sorgt ihre Affäre mit dem Filmmacher Roberto Rossellini, für den Bergman Kind und Mann verlässt. Im US-Senat wird sie dafür öffentlich angeprangert. Nach dem Scheitern der Ehe mit dem italienischen Regisseur kehrt Ingrid Bergman nach Hollywood zurück und feiert mit *Anastasia* (1957) ein fulminantes Comeback. Mit Filmen wie *Die Kaktusblüte* (1969) und *Mord im Orient-Express* (1975) gehört sie jahrzehntelang zu Hollywoods A-Riege.

Kurz nach den Dreharbeiten zu ihrem letzten Film *Eine Frau namens Golda* (1982) stirbt die dreifache Oscarpreisträgerin an ihrem 67. Geburtstag. Bei der Trauerfeier spielt ein Geiger „As Time Goes By“ aus *Casablanca* – jenem Filmklassiker, der Ingrid Bergman unsterblich macht.

Jede Menge Frauen und keine Journalisten

Als Frank Sinatra 1953 die Rolle des Angelo Maggio in *Verdammt in alle Ewigkeit* annimmt, ist der gefeierte Sänger und Schauspieler der 40er an einem Karrieretiefpunkt. Seine Plattenfirma will ihn loswerden. Obendrein ist nach zahlreichen, an die Öffentlichkeit geratenen Affären sein Image als Saubermann verloren, die Ehe mit Ava Gardner gescheitert. „Sein Paradies, das wären jede Menge Frauen und keine Journalisten“, beschreibt Humphrey Bogart das Dilemma des Frauenhelden Sinatra.

Doch aus der Niederlage macht der am 12. Dezember 1915 geborene Sohn italienischer Einwanderer das Beste: Für *Verdammt in alle Ewigkeit* erhält er einen Oscar als bester Nebendarsteller, 1955 erscheint sein erfolgreiches Jazz-Konzeptalbum *In The Wee Small Hours* – „The Voice“ tönt fortan wieder durch amerikanische Haushalte.

1968 nimmt Sinatra den legendären Schlager *My Way* auf, zehn Jahre später New York, New York – seine größten Hits. Insgesamt soll er in seiner Karriere über 1.400 Titel eingesungen haben. Bis zuletzt steht der große Entertainer auf der Bühne. Nach einem Herzinfarkt stirbt Frank Sinatra am 14. Mai 1998 in Los Angeles. *Laura Collmann und Franziska Mack*



Noch ein Star auf der *Bravo* (Rückseite vom 14.04.1957): Ingrid Bergmann als strahlende Schönheit im Jahr, als sie mit *Anastasia* ihr Oscar-gekröntes Comeback feierte. Wie seine Kollegin, so hatte auch Frank Sinatra anfang der 50er Jahre eine Krise, dann ein fulminantes Comeback, das ihn zum „Titelhelden“ des *Time* Magazine (vom 29.08.1955) machte.

Als Hollywood den Ku-Klux-Klan feierte

Vor 100 Jahren kam D.W. Griffiths Bürgerkriegsepos *Birth of a Nation* in die Kinos.

Nach der knapp dreistündigen Privatvorführung von *Die Geburt einer Nation* am 18. Februar 1915 findet Woodrow Wilson für den Historienfilm um zwei Familien aus den Nord- bzw. Südstaaten in den Wirren des Bürgerkriegs nur lobende Worte: Er bedauere lediglich, dass alle Darstellungen so erschreckend real seien, so der damalige US-Präsident.

Ein fragwürdiges Urteil. Denn nicht nur den Ablauf der Ereignisse hat Regisseur und Drehbuchautor David Wark Griffith, Sohn eines Konföderierten-Veteranen, stark zugunsten der Südstaaten ausgelegt. Insbesondere im zweiten Teil des Films, der die Zeit nach dem Bürgerkrieg zeigt, bedient sich *Die Geburt einer Nation* infamer rassistischer Klischees: Schwarze werden als Raufbolde ohne jegliches Maß an Vernunft gezeigt, die ungeniert plündern oder Whiskey in sich hineinkippen und weiße Frauen misshandeln.

Ganz anders die als Freund und Helfer dargestellten „Weißen Ritter“ des Ku-Klux-Klan, die im Film von einem der Protagonisten, Ben Cameron, gegründet werden und „Gerechtigkeit“ durch Lynchjustiz walten lassen. Dennoch hat das Werk

filmhistorische Bedeutung. Griffith vereint damalige Neuheiten der Filmtechnik wie Parallelmontage, Einsatz von Kamerafahrten oder Nah- und Großaufnahmen geschickt mit dramaturgischen Höhepunkten der Handlung. So spiegeln zum Beispiel die aufwendig inszenierten Schlachtszenen einprägend das Wechselspiel zwischen Heldentum und Horror des Krieges wider. Griffith legt damit den Grundstein für die ästhetischen Ausdrucksmöglichkeiten des Bewegtbildes und das Filmemachen in Hollywood.

Vehementer Proteste der National Association for the Advancement of Colored People (NAACP) zum Trotz, erntet der Film nach seiner Premiere in Los Angeles am 8. Februar 1915 reinweise Lob von Kritikern – und Wissenschaftlern. Die Popularität des Films, der ursprünglich den Titel *The Clansman* trug, sorgt nicht zuletzt für die Wiederbegründung des Ku-Klux-Klans. Die Mühen der Bürgerrechtsorganisation NAACP zahlen sich erst Jahrzehnte später aus: 2007 streicht das American Film Institute *Die Geburt einer Nation* von der Liste der 100 wichtigsten amerikanischen Filme. *Laura Collmann*

Citizen Welles

Er drehte den „besten Film aller Zeiten“, glänzte in der Rolle des zwielichtigen Harry Lime im Nachkriegsklassiker *Der Dritte Mann*, schlüpfte in viele Charaktere und ist dennoch heute erfolgreicher als zu Lebzeiten – am 6. Mai 1915 wurde Orson Welles geboren.



Orson Welles, 1937

Foto: Carl Van Vechten

Sein frühes Schaffen im Theater und im Radio der 1930er beeindruckte die Hollywood-Bosse. Hatte es doch dieser gerade einmal 23-Jährige mit einer fiktiven Radioreportage, dem *Krieg der Welten* (nach einem Roman von H.G. Wells), geschafft, am 30. Oktober 1938 so manchen Amerikaner von einer Invasion der Marsmenschen zu überzeugen (vgl. *Anno 13*).

Auf dieses Talent hoffte die Filmproduktionsfirma RKO, als sie Welles ein Jahr später als Regisseur verpflichtete und ihm für seinen ersten Film völlige Handlungsfreiheit garantierte. Orson Welles entwickelte schließlich aus der Biographie des Medienzaren William Randolph Hearst das Drehbuch zu *Citizen Kane*: Der Streifen erzählt vom Leben des machtgierigen Medienmagnaten Charles Foster Kane. Wie in vielen seiner späteren Werke führte Welles nicht nur Regie, sondern schrieb auch am Drehbuch mit, übernahm die Hauptrolle und leitete die Produktion. Durch die multiperspektivische Erzählweise und Welles' virtuose Nutzung der filmtechnischen Möglichkeiten gilt *Citizen Kane* unter Experten bis heute als einer der besten Filme aller Zeiten.

Hearsts Rache

1941 sah es für den Film dagegen weniger rosig aus: Der reale Hearst startete eine Medienkampagne gegen *Citizen Kane*, da er sich persönlich beleidigt fühlte. Trotz positiver Kritiken wurde *Citizen Kane* zu einem finanziellen Misserfolg. Für neun Oscars nominiert, erhielt er nur einen (für das beste Originaldrehbuch). Welles' künstlerische Freiheit wurde daraufhin stark eingeschränkt. Seine Folgefilme kürzten die Studios oft so drastisch, dass Welles seine eigene Arbeit nicht wiedererkannte. 1948 verließ Orson Welles Hollywood verbittert und arbeitete größtenteils von Europa aus. Er widmete sich verstärkt der Schauspielerei und wirkte sowohl in Klassikern wie *Moby Dick* von John Huston und *Der Dritte Mann* von Carol Reed als auch in unbekannteren B-Movies mit.

Seine Shakespeare-Verfilmungen und düsteren Krimis werden heute wegen Welles' einzigartiger filmischer Handschrift als Meisterwerke gefeiert – zu Lebzeiten blieb der große Erfolg jedoch aus. Vielmehr kämpfte Welles gegen Produzenten und war bei zahlreichen Filmen regelrecht vom Pech verfolgt: Geldprobleme verzögerten die Dreharbeiten, Hauptdarsteller starben und ganze Filmrollen verschwanden. Und trotzdem konnte er nicht vom Film lassen. Bis kurz vor seinem Tod 1985 schrieb er weiter Drehbücher und tüftelte an Fernsehproduktionen. „Der Film ist die kostspieligste Mätresse, die man haben kann. Eine Liebe, der man auf ewig verfallen bleibt“, wie Orson Welles es selbst formulierte.

Franziska Mack

Have a Smile

Warum verkauft sich weltweit braune Brause so gut? Ein Grund ist die Verpackung: Eine an weibliche Kurven erinnernde Glaskörper, ein markanter Schriftzug – seit 100 Jahren gibt es die Coca-Cola-Flasche.

Perfekt, feminin und berühmt für ihren „Hüftschwung“ – so wird sie häufig beschrieben. Obwohl sie auch unter dem Namen „Mae West“ bekannt ist, was auf die weiblichen Rundungen der berühmten Schauspielerin aus den 1920ern und 1930ern zurück geht, ist hier nicht die Rede von menschlichen Stars. Vielmehr geht es um *die* Ikone des Produktdesigns: die Coca-Cola Flasche. Aus einer Notwendigkeit entstanden, genießt sie mittlerweile, ähnlich der Warhol'schen Campbelldose, Kultstatus. Andy Warhol, Joseph Beuys, Robert Rauschenberg und Billy Wilder inszenierten die Coca-Cola Flasche als Kunstobjekt, während *Der Spiegel* ihr Mitte der sechziger Jahre die Titelseite widmete.

Bis 1915 wurde die Koffein-Brause in geraden Flaschen mit rautenförmigen Firmenetiketten verkauft, die aufgrund ihrer Popularität von anderen Firmen imitiert und kopiert wurden. Der Hausjurist Harold Hirsch sagte diesen Reproduktionen den Kampf an. Er initiierte die Herstellung einer charakteristischen Verpackung, die selbst im Dunkeln oder zerbrochen wiedererkennbar sein sollte. Earl Dean, ein Mitarbeiter der Roots Glass Company, kreierte daraufhin die „Humpelrock“-Flasche: dunkelgrün, 15cm hoch, dickwandig, geriffelt und stark nach außen gewölbt mit eingblasenem Schriftzug. Der Prototyp der heutigen Flasche war geboren. Wie es dazu kam, dazu gibt es zwei Versionen. Die offizielle besagt, dass der Entwurf auf eine Tiffany-Vase zurückgeht, deren fließenden Konturen zu jener Zeit im Trend lagen. Nach der zweiten sollte sich das Flaschendesign eigentlich an den ursprünglichen Elementen der Getränkemixtur, Kokablättern und Kolanüssen orientieren, doch durch eine Verwechslung sei die Riffelung von der Kakaobohnenhülse inspiriert worden. Erfolgreich wurde sie von Alexander Samuelson, einem Kollegen Deans, im Auftrag zum Patent angemeldet und am 16. November 1915 erhielt sie vom amerikanischen Patentamt ein Warenzeichen. Vor Imitationen geschützt begann Coca-Cola die Welt zu erobern.

Als der morphiumsüchtige Dr. John Pemberton in Atlanta 1885 ein Mittel gegen Kopfschmerzen und Müdigkeit erfand

und dieses für fünf Cent das Glas verkaufte, ahnte er nichts von dem zukünftigen Erfolg. Mittlerweile werden jeden Tag ca. 307 Millionen Liter Coca Cola weltweit konsumiert und der Brause-Hersteller konnte im ersten Quartal 2014 einen Gewinn von rund 2,45 Milliarden Dollar verbuchen. Kein Land gibt es, in dem sie nicht verkauft wird und Coca-Cola soll nach OK das zweitbekannteste Wort weltweit sein. Der Markenname setzt sich übrigens aus den Anfangsilben des Kokablattes und der Kolanuss zusammen. Die Firma Coca-Cola dementiert, ursprünglich und noch bis 1902 Kokain verwendet zu haben; unbestritten ist aber die Verwendung der Blätter. Das Rauschmittel ist jedoch in den Blättern als Alkaloid enthalten und in Kombination mit dem Koffein aus der Kolanuss muss die Wirkung aufputschend gewesen sein. Vor dem Zusatz von Lebensmittelfarbe ist Cola übrigens grün und Rost entfernt sie genauso gut wie Haushaltsreiniger.

Zurück zur Flasche: Die „Humpelrock“ wurde bald schlanker, damit sie in die gängigen Abfüllanlagen passte, das Glas wurde im Laufe der Zeit klar, Etiketten nicht mehr eingblasen; der Wiedererkennungswert blieb. Das liegt auch an dem schnörkeligen rot-weißen Logo. Frank M. Robinson, der Buchhalter von Pemberton, schrieb in ausladender Buchhalterschrift den Markennamen nieder und das legendäre Logo war geboren. Längst ist es wie die Flasche und die Marke Bestandteil der modernen Popkultur, wozu auch die omnipräsente Werbung beigetragen hat. Angefangen bei Postern mit kultigen Slogans, wie zum Beispiel von 1935 „Durst kennt keine Jahreszeit“, bis hin zu den aufwändig gestalteten, weltweit variierten Werbeclips. Die Marketingstrategie trägt Früchte.

Die Coca-Cola Flasche ist im Alltag angekommen, ob als Blumenvase oder styliker Ölspeiser. Wenn Sie also das nächste mal eine Coke aufmachen, dann „Have a Smile“, denn Sie konsumieren ein Stück Zeitgeist.

Marija Ustinova



Vom Opa zum Youngster: Die vielen Gesichter der Coca-Cola-Flasche

Quelle: Coca Cola Media Room

Helgoland – Deutsches Land.

Es ist ein seltener Fall in unserer Zeit, daß nicht infolge eines blutigen Waffenganges eine diplomatische Vereinbarung aus dem Besitze den eines andern. Der hochbedeutende Borg Helgoland seitens Englands an Deutschland, 9. und 10. August dieses Jahres abgepielt in Würde und feierlichem Stile heute unter englischer

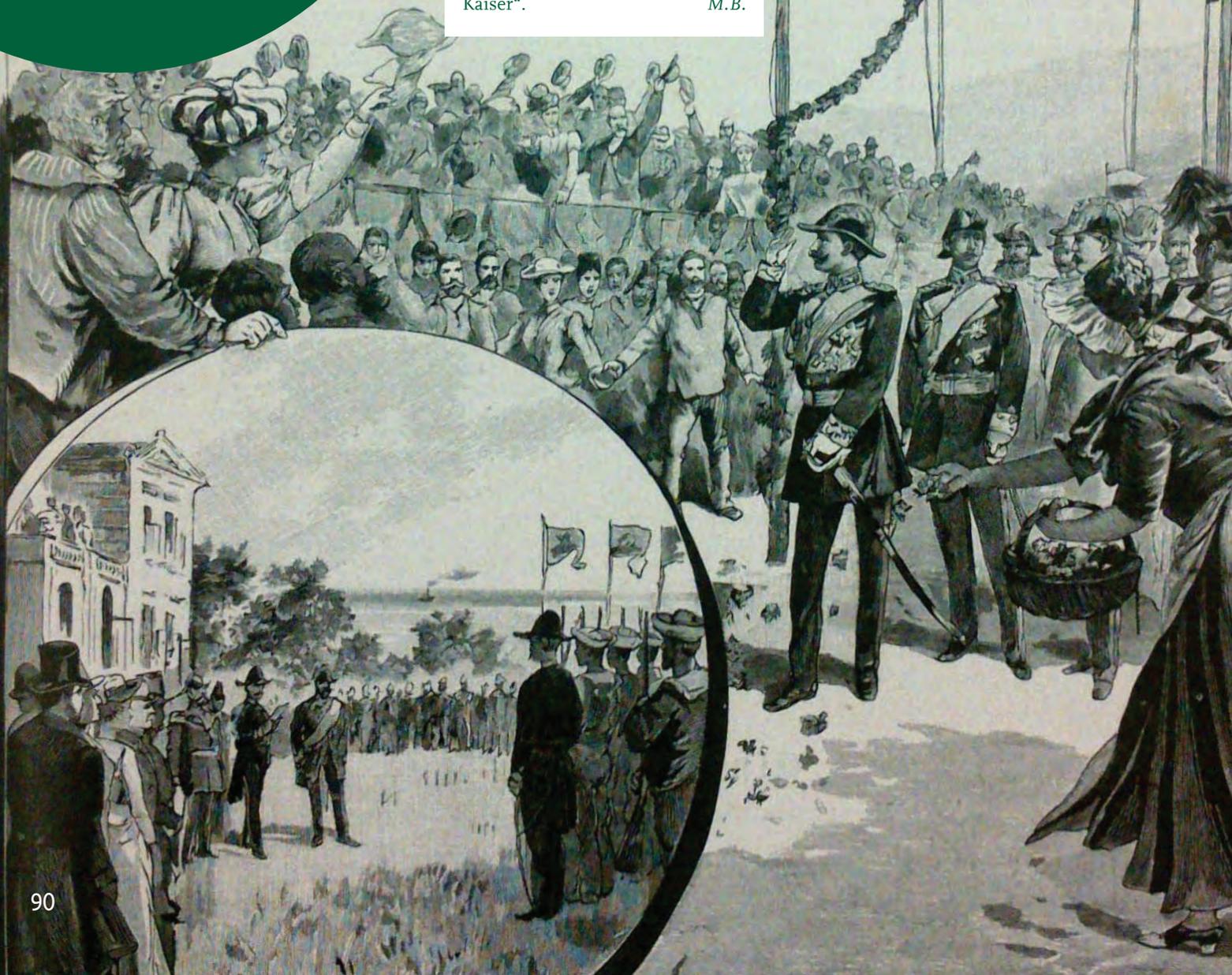
„Helgoland ist jetzt von Rechts wegen das, was es auch unter englischer Herrschaft thatsächlich gewesen – deutsches Land“, schrieb die *Gartenlaube* (Nr. 36/1990). Jetzt, das war der 9. August vor 125 Jahren. Kaiser Wilhelm II. war persönlich auf die kleine Felseninsel weit draußen in der Nordsee gekommen, um von ihr „Besitz zu ergreifen“.

Vollzogen wurde damit, was am 1. Juli im sogenannten „Helgoland-Sansibar-Vertrag“ zwischen dem Deutschen Reich und Großbritannien vereinbart worden war: Deutschland verzichtete auf Teile seiner Gebietsansprüche in Afrika, die Briten beendeten ihre seit 1807 bestehende Präsenz in der Deutschen Bucht.

Die wenigen hundert Einwohner jubelten: „Helgoland grüsst Dich Kaiser“.

M.B.

1890



Gemeingefährlich?

Otto von Bismarck führte als Reichskanzler einen langen Kampf gegen die Sozialdemokraten. Durch die Sozialistengesetze sucht er deren Partei und die Gewerkschaften niederzuhalten – und insbesondere auch die Presse. Vor 125 wurden die Gesetze außer Kraft gesetzt.

Unruhig war die innenpolitische Lage im Kaiserreich Ende der 1870er Jahre. 1878 wurden zwei Anschläge auf Wilhelm I. verübt; im zweiten, am 2. Juni, wurde der Kaiser verletzt. Wirkköpfe waren es, Einzeltäter. Doch der Reichskanzler machte die Sozialdemokraten dafür verantwortlich. Er nahm die Attentate zum Anlass, scharf gegen ihre Organisationen, insbesondere die drei Jahre zuvor gegründete Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAPD), vorzugehen, seinen Groll gegen den „Feind im Inneren“ in Taten umzusetzen.

Mit einem Ausnahmegesetz sollte das politische Gespenst beseitigt werden. Obwohl kein direkter Zusammenhang an einer Beteiligung der Sozialdemokraten an der Tat nachgewiesen werden konnte, nutzte Bismarck die öffentliche Entrüstung für seine Zwecke. Parlamentarisch fand Bismarck zunächst keine Mehrheit für ein Sondergesetz, doch nach einer Neuwahl verabschiedete der Reichstag im zweiten Anlauf am 21.10.1878 das Gesetz „gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“. Zunächst auf zwei Jahre befristet, dann aber immer wieder verlängert und mehrfach zu den Sozialistengesetzen ergänzt, verbot es jegliche Organisation sozialdemokratischer, sozialistischer oder kommunistischer Gesinnung. Bei Wahlen konnten Sozialisten als Einzelpersonen zwar weiter kandidieren, so dass sie in den Parlamenten vertreten blieben, ihr Stimmenanteil sogar ständig wuchs, doch bei öffentlicher Betätigung konnten sie als „Agitatoren“ juristisch verfolgt und polizeilich ausgewiesen werden.

Pressefreiheit perdu

Arbeitervereine, Gewerkschaften, aber auch Bildungs-, Gesangs- und Turnvereine fielen diesen Gesetzen zum Opfer. Das sozialdemokratische Pressewesen wurde nach § 11 gar gänzlich verboten. Bei Erlass der Gesetze zählte die sozialdemokratische Presse 42 Zeitungen, die zirka 150.000 Exemplare druckten. Viele der Betriebe fielen dem Sozialistengesetz zum Opfer und 2.500 Parteiarbeiter wurden arbeitslos. „Was hier beabsichtigt wird, ist eine Polizeiordnung gegen die jetzige Organisation der Sozialdemokratie, und jede Maßregel zur Unterdrückung von Druckschriften und Vereinen wegen ihrer Gemeingefährlichkeit kann diesen Charakter nicht verleugnen“, so beschrieb es der Jurist und Politiker der Nationalliberalen Partei Rudolf Gneist. Insgesamt, so später die Bilanz des SPD-Vorsitzenden August Bebel, wurden schon in den ersten Monaten mindestens 900 Sozialdemokraten und ihre Familien aus ihren Wohngebieten verjagt und verbannt.

Doch die Presse versuchte sich dem entgegenzusetzen. Es wurde Camouflage betrieben, lammfromm geschrieben,

Zeitungen umbenannt, um sich von einer Sanktionierung und dem damit einhergehenden Verbreitungsverbot zu schützen. Dies war jedoch nicht ungefährlich, denn der Versuch, sich gegen die erlassenen Gesetze aufzulehnen, wurde mit hohen Geldstrafen belegt oder gar mit Zuchthaus bestraft.

Das Parteiorgan der SAPD, der *Vorwärts*, beispielsweise veröffentlichte am 6. September 1878 „Gedanken über unsere künftige Agitation“, in denen in aller Offenheit über die aggressive politische Beeinflussung im Hinblick auf die Sozialistengesetze geschrieben wurde. In diesem Beitrag wurden Maßnahmen dargestellt, wie sie für die publizistische Arbeit im Untergrund notwendig waren.

Vom Scheitern eines Gesetzes

Ins Ausland emigrierte Parteigenossen, suchten dort ihre Arbeit und ihre Zeitungen fortzusetzen. Carl Hirsch leitete in Brüssel die *Laterne*, Johann Most in London die *Freiheit*. Der Zürcher *Sozialdemokrat* unter Leitung von Eduard Bernstein besaß 1887 eine Auflage von immerhin 12.000 Exemplaren. Er entwickelte sich zum Hauptorgan der deutschen wie der internationalen Sozialdemokratie und wurde, als er im Reich nicht mehr abonniert werden durfte, mit der „Roten Feldpost“ von Vertrauensmännern über die Grenze geschmuggelt und illegal verbreitet. Im Januar 1890 stellte die *Vossische Zeitung* fest, dass der Kampf gegen den *Sozialdemokrat* gescheitert war. Obwohl die Polizei großen Aufwand betrieb, die Ausdehnung zu unterbinden, fand das Blatt weite Verbreitung.

Insgesamt wurden in etwas mehr als einem Jahrzehnt rund 150 periodische und 1.200 nicht-periodisch erscheinende sozialdemokratische Druckschriften verboten. Bismarcks Ziel, sozialdemokratische Bestrebungen und Bewegungen aus Deutschland zu verbannen, ist aber gescheitert.

Die Sozialistengesetze haben seine Kanzlerschaft nicht überdauert: Am 18. März 1890 trat der später als „eiserne Kanzler“ Gehuldigte zurück; bereits am 25. Januar war im Reichstag eine weitere Aufrechterhaltung der Sozialistengesetze abgelehnt wurden.

In Reichstagswahlen vom 20. Februar 1890 wurde die SAPD mit gut 1,4 Millionen Stimmen (19,8 Prozent) die wählerstärkste Partei. Wenige Monate später wurde sie dann umbenannt in Sozialdemokratische Partei Deutschlands, kurz SPD. Allmählich begann der Marsch durch die Institutionen, auch wenn es noch 28 Jahre dauern sollte, bis nach der Novemberrevolution erstmals ein Sozialdemokrat Kanzler werden sollte – und 1919 Friedrich Ebert sogar Reichspräsident.

Markus Behmer / Mark Wurlitzer

Kurt Tucholsky als „Abstimmungs-Goebbels“?

Er ist legendär als Autor tiefgründig-heiterer Sittenbilder, treffender Satiren, Verse, Kommentare und Kritiken, die zugleich Sprachkunstwerke und klare Zeitanalysen waren. Doch welche Rolle spielte Tucholsky 1920/21 im schlesischen Abstimmungskampf?

2015 ist ein schier unentrinnbares Kurt-Tucholsky-Gedenkjahr: Vor 125 Jahren, am 9. Januar 1890, wurde er in Berlin geboren. Vor 80 Jahren, am 21. Dezember 1935, endete im schwedischen Exil das Leben dieses großen Publizisten und Satirikers durch Veronal. Ob Tucholsky das Schlafmittel versehentlich überdosiert oder in selbstmörderischer Absicht eingenommen hat, ist nicht geklärt; viel spricht für einen Suizid des kranken und zunehmend an sich und der Welt verzweifelnden Mannes. Es wäre vermessen, hier in wenigen Zeilen ein Gesamtbild Kurt Tucholskys zeichnen zu wollen, und es wäre wohl – auch und gerade in einem solchen Gedenkjahr – überflüssig. Wer hätte noch nichts von dem Mann mit den 5 PS gehört, der seine Arbeiten auch als Theobald Tiger, Peter Panter, Ignaz Wrobel und Kaspar Hauser zeichnete? Nach dessen frühem Büchlein *Rheinsberg* (1912) „generationsweise vom Blatt geliebt wurde“? Dessen militär-, justiz-, politik- und gesellschaftskritischen Arbeiten in Zeitschriften wie der *Weltbühne* und vielen anderen Blättern der Linken und des Bürgertums erschienen, ihn zu einem der prominentesten Publizisten der Weimarer Republik machten und ihm den Hass (nicht nur) der Nationalsozialisten zuzogen? Der 1928 die Frage „Wo kommen die Löcher im Käse her?“ unsterblich machte und 1930 einen „älteren, aber leicht besoffenen Herrn“ durch die Berliner Wahlversammlungen torkeln ließ, bis er „aust Fensta jefalln“ war und dem Leser die Lachtränen übers Gesicht liefen? Der einer der ganz wenigen Tagesschriftsteller ist, dessen zu Tausenden zählende verstreute Gedichte, Glossen, Aufsätze, Berichte, Bücher, Briefe in mehreren Werksammlungen, zuletzt in einer 22-bändigen Gesamtausgabe, ediert worden sind?

Stattdessen sei auf eine einzige Episode in diesem umgetriebenen Journalistenleben hingewiesen, die genauerer Klärung bedarf. Wie die Zeitläufte so spielen, ist auch hier auf „runde“ Daten zurückzublicken: Vor 95 Jahren, 1920, hat Kurt Tucholsky eine wenig bekannte Rolle in der oberschlesischen Abstimmungs-Propaganda gespielt, und vor 30 Jahren, 1985, ist der Tote dafür von einem linken Wirrkopf übelst attackiert worden – ein Machwerk, das man in seiner erbärmlichen Fadenscheinigkeit achselzuckend zur Seite legen könnte, wenn es nicht bis heute Einfluss auf die Tucholsky-Exegeten hätte.

Zunächst kurz die historischen Begebenheiten: Nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg wurden Deutschland Gebietsabtretungen auferlegt. Für einen Teil der preußischen Provinz Oberschlesien schrieb der Versailler Vertrag in seinem Artikel 88 eine Abstimmung vor. Die Einwohner hatten „kundzugeben, ob sie mit Deutschland oder mit Polen vereinigt zu werden wünschen“. Die Abstimmungszone wurde einem

internationalen Ausschuss unterstellt und von alliierten (französischen, britischen und italienischen) Truppen besetzt. Die vornehmlich von den Franzosen offen unterstützten Polen schürten Unruhen und inszenierten regelrechte blutige Aufstände, die Deutschen setzten sich mit Freikorps und Oberschlesischem Selbstschutz massiv zur Wehr. Die landsmannschaftlich durchwachsene Bevölkerung Oberschlesiens wurde von deutscher wie von polnischer Seite umworben; eine reichhaltige Abstimmungspropaganda wurde in einer Vielzahl von Zeitungen und Zeitschriften an den Mann zu bringen gesucht. 1920 wurde auf deutscher Seite, als Antwort auf das scharfe polnische Satireblatt *Kocynder* („Tagedieb“), die satirische illustrierte *Pieron* gegründet (wörtlich: „Blitz“, übertragen würde dem Wort im Bayerischen wohl „Hundling“ am nächsten kommen). Der *Pieron* sollte sich an die Oberschlesier mit den zwei Seelen in ihrer Brust wenden: die Deutschen polnischer Abkunft, und er sollte dazu mit ätzendem Witz die polnischen Nationalisten angreifen, die ihren neuen Staat aus Trümmern des deutschen, österreich-ungarischen und russischen Reiches errichtet hatten und zu expandieren suchten. Lieblingsgegner war dabei Wojciech Korfanty, ehemals polnischstämmiger Abgeordneter im deutschen Reichstag, der nun für den Anschluss Oberschlesiens an Polen warb und angeblich jeden seiner Wähler mit einer Kuh belohnen wollte.

Ins Leben gerufen und finanziert wurde der *Pieron* von der verdeckt im Auftrag Preußens arbeitenden „Presseabteilung Spiecker“ in Breslau; Dr. Carl Spiecker beauftragte das Pressebüro Dammert in Berlin, geeignete Zeichner und Texter für das Blatt heranzuschaffen, und Dammert bediente sich dazu Kurt Tucholskys, der in der fraglichen Zeit Chefredakteur des Satireblattes *Ulk*, einer Beilage des *Berliner Tageblattes*, gewesen war und über die nötigen Verbindungen verfügte. Oberschlesischer Chefredakteur des *Pieron* jedoch war der aus Königshütte gebürtige Lehrer und Schriftsteller Hans Pilot, der dem Blatt Gesicht und Lokalkolorit gab. Die außerordentlich scharfen – und zumindest den heutigen Leser, der nicht der Hitze und Erbitterung des Abstimmungskampfes ausgesetzt ist, bisweilen durchaus hetzerisch anmutenden – Textbeiträge des *Pieron* waren, wenn überhaupt, dann mit Pseudonym gezeichnet; die nicht minder scharfen Witzzeichnungen und Karikaturen trugen offen die Namen ihrer Urheber, darunter Heinrich Zille, Willi Steinert, Walter Trier, Arthur Johnson und Kurt Szafranski.

Der finanzielle und organisatorische Hintergrund des Unternehmens, einschließlich Tucholskys Beteiligung, war in der Abstimmungszeit der Öffentlichkeit verborgen, blieb aber kein

Polnisches Hexenlied

Zeichnung von Walter Trier



*Hier nachts an der Grenze ist's nicht mehr geheuer –!
Wir springen und tanzen um Kessel und Feuer – –!
Wir polnischen Hexen!*

*Wir kochen und braun auf dem Holz, dem gereiften,
Lügenschnaps und die Verleumdungs-Gestreifen . . .!
Wir polnischen Hexen!*

*Wir gießen die höllischen Suppen zusammen
und schüren die polnischen giftigen Flammen –!
Wir polnischen Hexen –!*

*Wir polnischen Hexen – wir spein auf den Frieden –
Wir säen die Hetze – wir sind nie zufrieden!*

*Wir polnischen Hexen – wir wollen's dir sagen:
Wir ließen den Kupka, den Kupka erschlagen!
Wir polnischen Hexen –!*

*Wir tranken sein Blut! Mord ist uns ein Trost!
Der tote Kupka – er lebe! – Prost!
So rufen die Hexen.*

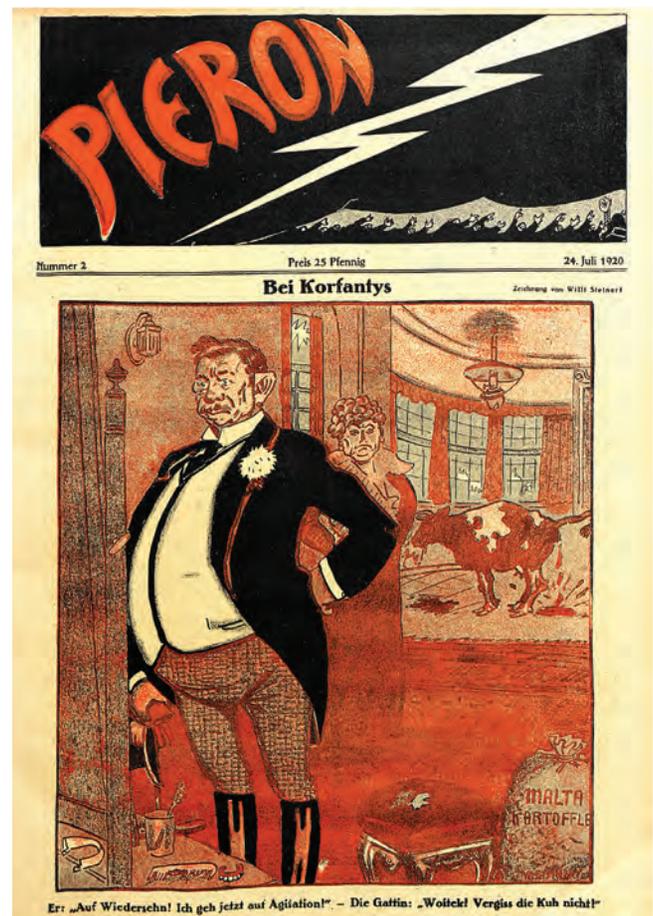
*So sitzen wir polnischen Hexen zusammen
und schüren die polnischen, giftigen Flammen –
Wir Hexen! Wir Hexen –!*

*Wir haben das Land in den Aufruhr gebracht –
Wir Hexen – –*

*Wann sinken wir einmal zurück in die Nacht – –!
Wir polnischen, polnischen Hexen?*

Hat Tucholsky das „Polnische Hexenlied“ (Pieron vom 4. Dezember 1920, S. 6) geschrieben? Wohl kaum.

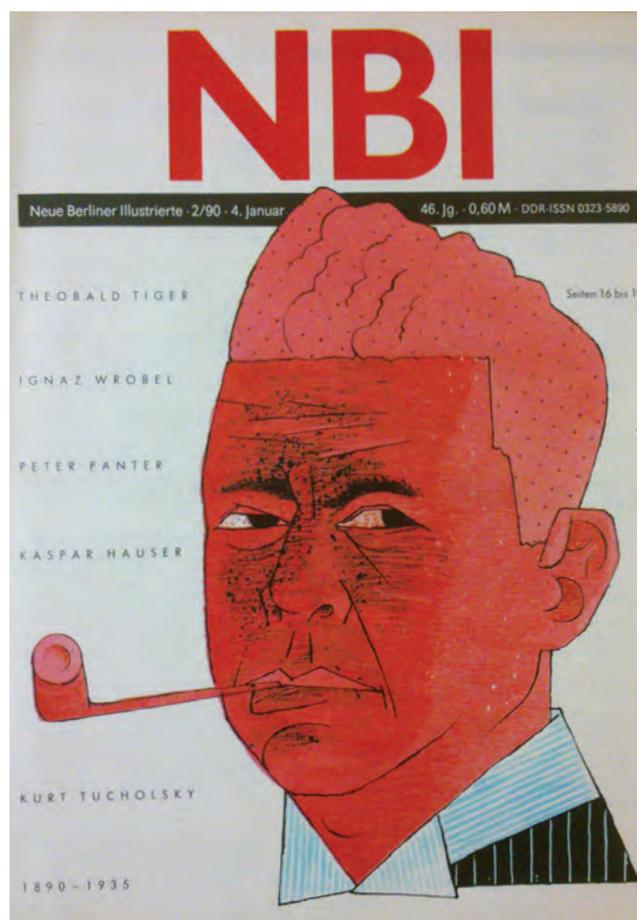
Der Zeichner war aber zweifellos Walter Trier (zu ihm siehe S. 98f.).



Der *Pieron* war als prodeutsche Propagandazeitschrift im Abstimmungskampf um die Zugehörigkeit Oberschlesiens zu Deutschland oder Polen nach dem Ersten Weltkrieg konzipiert. Er agitierte und provozierte, auch mit Titelbildern wie diesen (Nr. 1 vom 17. Juli und Nr. 2 vom 24. Juli 1920). Im Bild rechts geht es um den polnischen Abstimmungs-Organisator Wojciech Korfanty und die Kuh, die er jedem Optanten für Polen versprochen hat.

Geheimnis, zumindest in Fachkreisen und spätestens seit der Dissertation von Rudolf Vogel: *Deutsche Presse und Propaganda des Abstimmungskampfes in Oberschlesien* (Leipzig 1931, Doktorvater: Erich Everth). 1985 aber trat in der *taz* (12. Oktober) Hans Dieter Heilmann auf den Plan und raunte von einem seitens der Tucholsky-Herausgeber wohlgehüteten „Geheimnis, das nun hier enthüllt werden soll: M. D. u. H.! Wir beehren uns heute zum Jubiläum seines 50jährigen Selbstmordes, den bundesdeutschen Stromlinientucho auf dem Altare des Neuen Deutschen Nationalbewußtseins zu opfern!“ Heilmann hat es sich „angewöhnt, mit zweierlei Maß zu messen“: „Und also vernachlässige ich, wenn immer es geht, fremde Greuel am eigenen Volk und hebe umso stärker deutsche an fremden Völkern hervor: locker bleiben in Völkermordfragen!“ In diesem Geiste stellt er eine völlig einseitig verzerrte Geschichte des deutsch-polnischen Abstimmungskampfes dar, kommt dann auf den *Pieron* zu sprechen und lässt eine groteske Geschichte von „Tucholsky als Abstimmungs-Goebbels“ vom Stapel. Völlig unterschätzt er die Rolle des wortgewaltigen Hans Pilot, den er einen „etwas verquerten schlesische[n] Mundartreimer“ nennt, und seiner anonymen schlesischen Mitstreiter, und er versteigt sich zu der Behauptung, dass die nicht im – vermeintlich ober-schlesischen, in Wirklichkeit aber von Pilot spaßig erdichteten

– Dialekt geschriebenen Textanteile von Tucholsky stammten. Originalton: dass „die hochdeutsche Aproposie sämtlich – Tucho-Erbsenzähler aufmerkt! Es gibt Arbeit! – von K. T. stammen dürften [sic]: ‚Radau und Krach und Schnapsgeschrei / der Teufel soll sie holen / in jedem Saal ist Keilerei / mit Polen, Polen, Polen. Wir polnischen Hexen, wir speien auf den Frieden / wir säen die Hetze, wir sind nie zufrieden / wir haben das Land in den Aufruhr gebracht / wir Hexen / wann sinken wir einmal zurück in die Nacht / wir polnischen, polnischen Hexen.‘ So, in der Art, und schlimmer.“ Sehen wir von der mangelnden Texttreue und dem Zusammenwürfeln der Zitatfetzen einmal ab, und sehen wir ab von allen weitergehenden irrwitzigen Unterstellungen angesichts des *Pieron*, wie zum Beispiel dieser an den Juden Tucholsky gerichteten: „Tucholsky hat sich im Gedenken an seine Lieben im Osten gesagt, jetzt werden wir den verdammten Polacken mal zeigen, wie man ne echte Pogromstimmung erzeugt!“ Dann bleibt übrig, dass Heilmanns „Enthüllungen“ über Tucholsky bei dessen Biographen und Herausgebern für bare Münze genommen werden oder ihnen zumindest nicht energisch widersprochen wird. So ist gleich 1985 der *Spiegel* (Nr. 43) unter der Überschrift „Tucholsky ein Deutschnationaler?“ auf Heilmann angesprungen. So wird in dem herausragenden Marbacher



Kurt Tucholsky, Peter Panter, Theobald Tiger – drei Namen eines Autors finden sich auf der Titelseite der *Weltbühne* vom 24. Mai 1932. Zwei sind Pseudonyme, eben von Tucholsky, dem „Mann mit den fünf PS“. Die anderen beiden „PS“, nämlich Ignaz Wrobel und Kaspar Hauser, stehen mit auf dem Cover der *Neuen Berliner Illustrierten* vom 4. Januar 1990, die Tucholsky zum 100. Geburtstag mit einer Zeichnung von H. Larisch würdigte.

Ausstellungskatalog „*Entlaufene Bürger*“: Kurt Tucholsky und die Seinen von Jochen Meyer (1990) gemutmaßt, das „Polnische Hexenlied“ könnte von ihm sein“. So wird ebendies Gedicht, mit Rekurs auf Heilmann, etwa in den Tucholsky-Biographien von Michael Hepp (1993 sowie 1998 u. ö.) und von Michael Segner (2013) „mit ziemlicher Sicherheit“ bzw. „mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit“ auf Tucholsky als Verfasser zurückgeführt. Und so haben die Herausgeber des Bandes 4 der Tucholsky-Gesamtausgabe (*Texte 1920*, 1996) das „Hexenlied“ zwar zum ungesicherten Text erklärt, sich mit Hinweis auf Heilmann jedoch bemüht gesehen, es in ihren Korpus aufzunehmen.

Auf diese Weise entstehen Legenden, die sich auch durch vorsichtige Abstriche (wie in einem Aufsatz von Corinna Röver, erschienen 2011 im Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa) nicht beheben lassen.

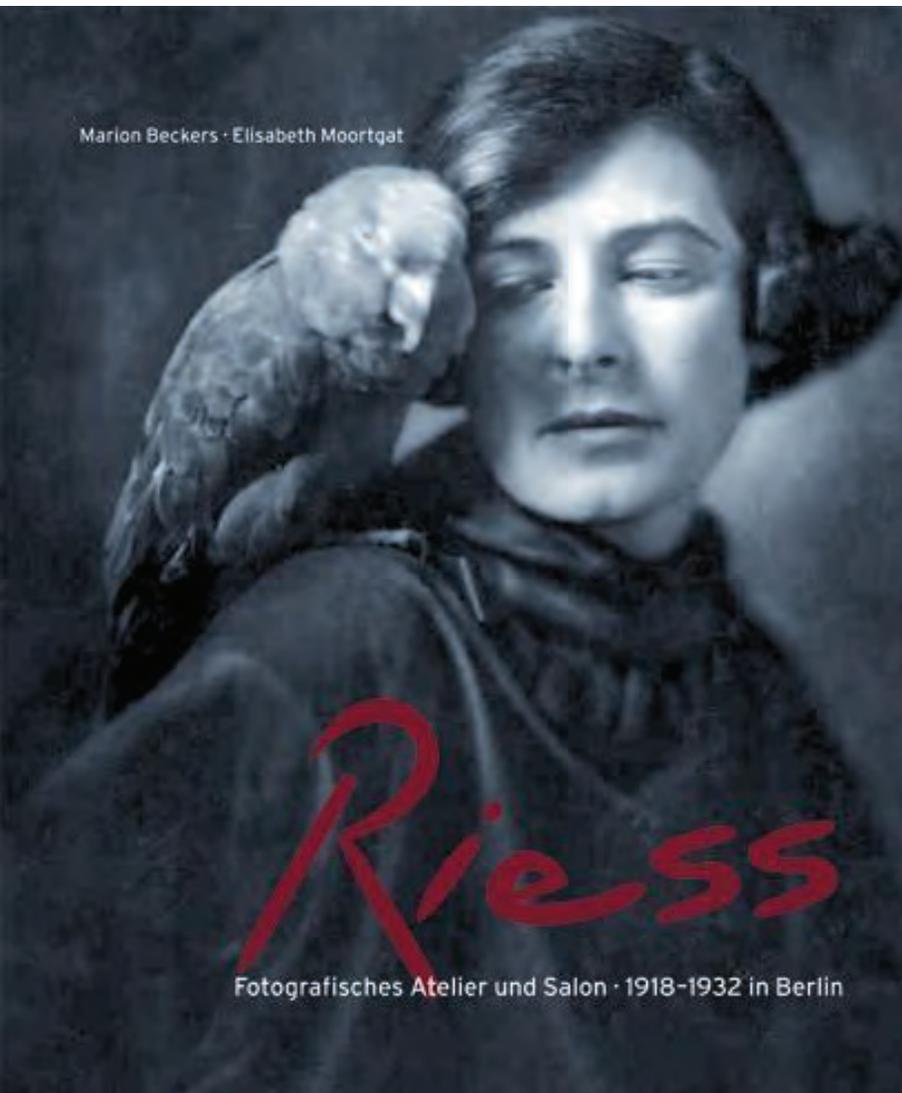
Wenn man die Unverfrorenheit eines Hans Dieter Heilmann besäße, dann könnte man unter Hinweis darauf, dass man Tucholsky von Kindesbeinen an liebt und halb auswendig kennt, behaupten, das „Polnische Hexenlied“ sei mit Sicherheit nicht von ihm, nicht sein Stil. Und Schluss. Es wäre dies schließlich nur die gleiche Apodiktik, mit der Heilmann dekretiert,

das „Hexenlied“ und vieles andere im *Pieron* stamme von Tucholsky. Aber damit ist es ja nicht getan. Vielmehr wäre zu wünschen, dass an dieser Stelle Forschung einsetzt. Wir wissen bereits, in Umrissen und auch in manchen Details, einiges zu Kurt Tucholskys Beteiligung an der oberschlesischen Abstimmungspropaganda: Wie er dazu kam, wie ihn Siegfried Jacobsohn und andere Weggefährten dafür kritisiert haben, wie die Tendenz dieser Arbeit eigentlich nicht zu seiner sonstigen politischen Publizistik passt und wie er diese Arbeit schließlich selbst aufgegeben und bereut hat. Wir wissen aber viel zu wenig über Hans Pilot und die übrigen Mitstreiter dieser Propaganda in der entlegenen Provinz Oberschlesien, über die Mentalitätsgeschichte Oberschlesiens und die Passform der *Pieron*-Inhalte zu dieser Mentalität. Trotz eines haushohen deutschen Abstimmungssieges wurde damals der reichste Teil des Industriegebietes Oberschlesien durch Diktat der Siegermächte Polen zugeschlagen, und seit siebzig Jahren ist überhaupt nur noch ein winziges Zipfelchen Schlesiens deutsches Gebiet. Das macht die Sache nicht einfacher. Höchste Zeit, dass deutsch-polnische Forschung hilft, europäische Kommunikationsgeschichte aus der Zeit nationalen Streites transparenter zu machen: um der gemeinsamen friedlichen Zukunft willen.

Heinz Starkulla jr.

Die Porträtistin des Unterbewussten

Sie machte Tausende von Fotos, in ihrem Berliner Atelier verkehrten in den 1920er Jahren Künstler und Prominenz und mit ihren Porträtaufnahmen wurde Frieda Riess selbst prominent. Doch schon im nächsten Jahrzehnt verloren sich ihre Spuren.



Katalog zur Ausstellung Riess, Berlin 2008.

Wer ist diese Frieda Riess? „Circe vom Kurfürstendamm“ hat man sie des Öfteren genannt. Ist diese so wie jene Mythenfigur eine Zauberin, die es versteht, auf charmante Weise, wortgewandt und gewitzt ihre Mitmenschen zu umgarnen, um deren Innerstes auf Zelluloid zu bannen? Oder handelt es sich bei ihr, wie der Journalist Paul Schlesinger meinte, wohl eher um ein fotografisches Raubtier mit fünf Beinen und drei Augen, welches versteckt hinter Linse und Stativ, auf „Beute“ lauert? Oder trifft gar beides zu?

Am 21. Juni 1890 in Czarnikau bei Posen geboren, migriert Frieda Riess jung nach Berlin. Nach anfänglichen Studien der Bildhauerei absolviert sie eine Ausbildung zur Photographiegehilfin und eröffnet 1917 das eigene Fotoateliers „Riess“. Bald wird sie bekannt, denn anders als die damals üblichen, unpersonlich-stilisierten Gesellschaftsfotos versucht sie der Identität

der Personen vor ihrer Kamera im Bild Ausdruck zu verleihen. Unverfälschte Abbilder ganzheitlicher Persönlichkeiten, deren „wahre“ Wesen nach außen gekehrt werden, sollen ihre Fotografien sein.

Schnell wird die kleine Künstlerwerkstatt am Kurfürstendamm 14/15 zwischen Joachimsthaler Straße und Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zum Treffpunkt der internationalen „High Society“, von Politikern und Malern, Dichtern und Großindustriellen, Schauspielern, Musiker und Boxer sowie vielen schönen Frauen aus Madrid, Paris, New York und Berlin. Bekannte Persönlichkeiten wie Alice Salomon, Albert Einstein, Paul von Hindenburg, Emil Jennings, Gerhard Hauptmann, Käthe Dorsch oder Gottfried Benn geben sich bei „Der Riess“ die Klinke in die Hand und schmücken kurz drauf die Titelseiten einer *Vogue*, *Berliner Illustrierten Zeitung*, *Koralle* oder *Uhu*.

„Mussolini ist der bedeutendste Mensch, dem ich je begegnet bin“ (Frieda Riess)

Ein außergewöhnliches Porträt schafft die umtriebige Berlinerin im Jahr 1929 im Zuge einer Studienreise nach Italien: Mit dem Abbild eines nachdenklich, in sich gekehrt wirkenden Mannes gelingt ihr ein Gegenentwurf zum sonst so machtbewusst, entschlossen blickenden Konterfei des italienischen Diktators Benito Mussolini, den die Propaganda lieber als Heroen mit Stahlhelm präsentiert. „Jeder kennt den Diktator.

Aber hier ist der Mensch Mussolini!“ proklamiert *Die Wochenschau*, welche ebenso wie die Fotografin einer unreflektierte Faszination für die charismatische

und willensstarke Person des italienischen Gewaltherrschers erliegt. Mit den deutschen Faschisten hatte sie freilich nichts gemein, vielmehr war sie mit Künstlern wie Klaus Mann befreundet.

1932 zog sie nach Paris, wo sie sich während der Besatzungszeit als Jüdin verbergen musste. Als Fotografin trat sie in Frankreich nicht mehr hervor. Mitte der 1950er Jahre ist sie nach langjähriger Krankheit in Paris gestorben. Ihr Todestag ist nicht bekannt, wie die Malerin mit der Kamera, eine der erfolgreichsten Gesellschaftsfotografen der Weimarer Republik überhaupt nahezu in Vergessenheit geraten ist.

Von geschätzten 20.000 Aufnahmen sind gerade einmal rund 300 Bilder erhalten geblieben. 2008 immerhin wurde „Die Riess“ im „Verborgenen Museum“ in der Berlinischen Galerie mit einer kleinen Retrospektive gewürdigt. *Jan Forkel*

Der Durchleuchter

Nicht die Dinge abzubilden, sondern sie erst wahrnehmbar zu machen, war sein Ziel. Vor 125 Jahren wurde der Dadaist und Surrealist Man Ray geboren. Er wirkte als Maler, Zeichner und Designer, schuf Skulpturen und revolutionierte die Fotografie.

In der Horizontalen – das Gesicht einer schlafenden Schönen, die sanft geschwungenen Linien der Augenbrauen und der Wimpern formen ein großes, mandelförmiges Oval. Dunkler Lippenstift betont die schmale, aber überaus gewölbte Kontur des Mundes. Im hellen Licht erscheint das Gesicht als weiße Fläche, die Nase wird nur durch ihren Schatten als Kontur sichtbar.

In der Vertikalen – eine schwarze Maske aus Ebenholz, von der Schönen gehalten; und auch bei ihr ist die Partie der geschlossenen Augen übergroß im Verhältnis zum Mund, die Nase, eine scharfe, vom Licht gezeichnete Kontur. Traum und Entspannung breiten sich über dem Bild aus, aber auch Anspannung und Erwartung. Zwischen Ähnlichkeit und Kontrast wird der Raum für Assoziationen mit jedem Moment des Betrachtens größer. *Noire et blanche* (1926) ist eines der bekanntesten Bilder von Man Ray, der als Emmanuel Radnitzky am 27. August 1890 in Philadelphia/Pennsylvania geboren wurde. Die Zeitschrift *Vogue* druckte die Fotografie am 1. Mai 1926 unter dem Titel *Visage de nacre et masque d'ébène* ab. Die Gegenüberstellung westlicher und afrikanischer Kunst ist zu dieser Zeit ein geläufiges Motiv. Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts begeisterten sich die Vertreter der europäischen Avantgarde – von den Kubisten bis zu den Surrealisten – für die Abstraktionen der „primitiven Kunst“.

Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung von *Noire et blanche* war Man Ray in Paris bereits „künstlerisch eingebürgert“ und in den Kreis der Surrealisten um André Breton aufgenommen. 1921 war er seinem Freund und Mitstreiter, Marcel Duchamp, dorthin gefolgt. Mit den Surrealisten verband sie die, wie der Kunsthistoriker Andreas Haus darstellt, Idee vom „Rückzug des aktiven Ich in den Traum“ und die Glorifizierung des Objekts, die Bejahung des unabhängigen Seins der Dinge, ihres Unabhängig-Seins vom schauenden Subjekt.

Wobei Man Ray es verstand, diese künstlerische Haltung mit einem Gespür für Kommerzialisierung zu verbinden. Denn noch in den USA, wo er als ein dem Dadaismus verpflichteter Maler Fuß zu fassen versuchte, stellte er sein Talent zur Visualisierung auch in den Dienst der Nutzbarkeit und Verkäuflichkeit. Man Ray hatte als Radierer in einem Anzeigenbüro gearbeitet, als Landkartenzeichner, in einer Werbeagentur, als Designer und Modefotograf. In seinen Fotografien betrachten wir die Gegenstände herausgehoben, dem menschlichen Blick entfremdet,

abstrakt und reduziert, nicht aus der willensstarken Zentralperspektive, in der wir uns als Wissende und Erkennende verstehen. In seinen Porträtaufnahmen blicken die Abgelichteten durch uns hindurch oder an uns vorbei: Somnambule, Schweigende – ein Dialog scheint unmöglich.

Für den Surrealisten ist die Wirklichkeit ein Zustand, der den Dingen nicht gerecht wird; Man Ray sah seine Aufgabe daher darin, Techniken und Darstellungsweisen zu finden, um das zu zeigen, was das Objekt verlangte: „Whenever I deviated from orthodox practice it was simply because the subject demanded a new approach; I applied or invented techniques for emphasis of the points that seemed important.“ Da die Fotografie im Vergleich zur Malerei bis dahin vor allem für ihren Realismus geschätzt wurde (und weniger als Kunst), war die Verweigerung dieser Abbildungsfunktion eine Sensation.

Auf der Suche nach Möglichkeiten der Ästhetisierung und Formen der Verfremdung experimentierte Man Ray unermüdlich mit fotografischen Verfahren und perfektionierte so seine Lichtmalerei. Zwar hat er die Technik der kameralosen Ablichtung von Objekten nicht erfunden, aber er gab ihr seinen Namen: Rayografie – eine Vereinnahmung, die bis heute allgemein akzeptiert wird. Er probierte neue chemische Zusammensetzungen seiner Entwickler aus, arbeitet mit eigenen Rezepten und baute absichtlich „Fehler“ ein. Die sogenannte Solarisation, mit der Man Ray häufig arbeitete, ist ein solcher Fehler, entsteht durch einen „Belichtungsfehler“ während der Entwicklung. Auch die Mechanik wurde im wahrsten Sinn des Wortes einer De-Konstruktion unterzogen, indem er die Kamera zerlegte und nach seinen Bedürfnissen neu zusammensetzte. In Paris wandte er sich der noch jungen Technik der



Man Ray (rechts) und Salvador Dalí

Foto: Carl van Vechten (1934)

Kinematografie zu. Er drehte z.B. *Le Retour à la Raison* (1923), *Emak Bakia* (1926), *L'Étoile de mer* (1928) und *Les Mystères du Château de Dé* (1929): Doppelbelichtungen, animierte Rayografien, Glasscheiben vor der Linse und andere Verzerrungen der Optik sowie Stop-Motion-Tricks bringen darin die Wahrnehmung zum Flackern und Flirren. Neben Luis Buñuels *Un Chien Andalou* (1929) gelten sie als Klassiker des surrealistischen Films. Die Darstellung des Ich als Träumenden steht im scharfen Kontrast zu Man Rays höchster Wertschätzung für den Künstler, seine Imaginationsfähigkeit und Schaffenskraft:

„Als Schöpfer menschlicher Werte [lässt er] die unbewußten Kräfte durch sich hindurchfiltern und die Farben seiner persönlicher Auswahl annehmen, die nichts anderes als das allgemeinmenschliche Verlangen ist und lange unterdrückte Motivation und Instinkte dem Licht aussetzt, welche die Grundlage vertrauensvoller Brüderlichkeit bilden sollen.“

Während die Menschheit also schlafwandelt, ist der Künstler hellwach und arbeitet daran, den Gegensatz von Traum und Realität zu überschreiten, indem er das Surreale verwirklicht.

Gabriele Mehling

Der Mann mit der Feder

Vor 125 Jahren wurde Walter Trier geboren. Er gab Kästners Pünktchen und Anton, Emil Tischbein und Gustav mit der Hupe ihr optisches Erscheinungsbild – und er war, von den Nazis ins Exil gedrängt, ein großer politischer Karikaturist.

„Ein Mann, der, wohin er auch kam, Freude verbreitete, floh mit seinem Spielzeug um den halben Erdball, vor einem anderen Mann, der Schrecken und Grauen verbreitete, wohin er auch kam.“ So stellte ihn Erich Kästner vor. Der Mann war: Walter Trier. Sein Spielzeug: Die Zeichenfeder. Der andere Mann: Hitler.

Nicht als Karikaturist ist er heute noch bekannt, allenfalls als der kongeniale Illustrator von Kästners Kinderbuchklassikern. 13 von Kästners Bücher schmückte er mit seinen Zeichnungen, von *Emil und die Detektive* (1928) bis zum *Baron Münchhausen* (1951).

„Aber meine Feder hat länger gehalten“, untertitelte Trier 1946 ein karikierendes Selbstporträt mit riesiger Zeichenfeder über der Schulter. An ihr baumeln als erbärmliche Puppen Hitler und Göring, Mussolini, der französische Nazi-Kollaborateur Pierre Laval und Japans Kaiser Hirohito. 56 war der am 25. Juni 1890 in Prag geborene Zeichner da, und er hatte ein bewegtes Wander- und Exilleben hinter sich, „eine passende Geschichte“, so Kästner, „für die deutschen Lesebücher“. Bereits mit 16 wurde er Schüler des „Malerfürsten“ Franz von Stuck an der Münchner Akademie, ab 1909 erschienen erste Zeichnungen von ihm im *Simplicissimus* und in der *Jugend*. 1910 ging er nach Berlin, wo er regelmäßiger Mitarbeiter der Satirezeitschrift *Lustige Blätter* wurde und im Weltkrieg patriotisch-chauvinistische Zeichnungen publizierte. In der Weimarer Republik erschienen seine Arbeiten – politische Karikaturen ebenso wie

rein illustrative Bilder und Witzzeichnungen – auch in vielen Journalen des Ullstein-Verlags. Schon im März 1923 warnte er zeichnerisch vor den Nazi-Horden. Gleichzeitig entwarf er Bühnenbilder und Kostüme für Revuen und das Kabarett, gestaltete er Buchumschläge.

1927 machte Edith Jacobsohn, die Witwe des *Weltbühne*-Gründers Siegfried Jacobsohn, ihn bei einer Teeeinladung mit Kästner bekannt. Dessen im Jahr darauf erschienenenes erstes Kinderbuch, von Trier illustriert, wurde ein Welterfolg: der *Emil*. Dann kam 1933. Das NS-Schriftleitergesetz und das Reichskulturkammergesetz bedeuteten für den jüdischstämmigen Trier ein Berufsverbot, vereinzelt erschienen dennoch Titelzeichnungen von ihm in den *Lustigen Blättern*.

Im Dezember 1936 emigrierte er schließlich mit Frau und Tochter nach London. Zwölf Jahre lang gestaltete er nun die Cover für das Monatsmagazin *Liliput. The Pocket Magazine for Everyone*, dessen Chefredakteur ein Mitexilant war, der Münchner Journalist Stefan Lorant. Bald erschienen seine Karikaturen auch in Tageszeitungen wie dem *Daily Herald* und auf Flugblättern des britischen Informationsministeriums, die von Flugzeugen aus hinter den Fronten abgeworfen wurden, sowie ab September 1941 in dem ebenfalls vom Informationsministerium herausgegebenen, deutschsprachigen Propagandablatt *Die Zeitung*. Regelmäßig veröffentlichte er scharfanklagende Zeichnungen gegen den Vernichtungsfeldzug Hitlers und der Wehrmacht auf Seite 3 der zunächst täglich,

ab 1942 wöchentlich erscheinenden, nachrichtlich orientierten Organs „von Deutschen für Deutsche“. In seine Heimat, die ihn verstoßen hatte, ist Trier nicht mehr zurückgekehrt. 1947 erhielt er die britische Staatsbürgerschaft. Noch im gleichen Jahr übersiedelten seine Frau und er nach Toronto, um der dort verheirateten Tochter näher zu sein. Am 8. Juli 1951 starb Walter Trier an einem Herzinfarkt.



„Aber meine Feder hat länger gehalten“: Selbstkarikatur Triers von 1946. Übernommen aus Lothar Lang: *Das große Trier-Buch*. Zürich 1972, S. 306. / Von Walter Trier gestaltete Titelseite von Erich Kästners *Emil und die Detektive* (Erstausgabe: 1928).

Verschmitzt lächelnd, zuversichtlich ausschreitend hatte er sich 1947 selbst dargestellt, mit den zeichnerisch aufgespießten Tyrannen an seinem Spielzeug, seiner Waffe hängend. Viel Zeit war ihm da nicht mehr geblieben. Wenigstens seine Kästner-Titelzeichnungen sind heute noch im Buchhandel erhältlich: Emil Tischbein und Co., mit wenigen Strichen szenisch erfasst, vor plakativem Gelb. *Markus Behmer*



Der Sprechsteller

Am 12. Juli 1890 wurde der kontroverse Journalist und Vortragskünstler Anton Kuh geboren.

Die Kaffeehäuser Wiens sind um 1900 die Treffpunkte der Künstler und Intellektuellen. Ein Stammgast ist Anton Kuh, zu seiner Zeit oft als Kaffeehausliterat verharmlost. Dabei war er weit mehr als das. Bereits sein Großvater war Journalist in Prag, sein Vater Chefredakteur des *Neuen Wiener Tagblatts*. So wird Kuh das Schreiben förmlich in die Wiege gelegt. Unter seinem eigenen Namen sowie unter dem Pseudonym „Yorick“ veröffentlicht er unter anderem satirische Glossen, Rezensionen und zahlreiche kurze Prosastücke. Scharfsinnig und kritisch setzt er sich mit seiner Zeit auseinander. So warnt Kuh beispielsweise schon in den 20er-Jahren eindringlich vor rechtsradikalen Tendenzen. Bekannt wird Kuh aber vor allem als Anekdotenerzähler, Vortragskünstler und gefürchteter Stegreifredner, oder, wie Egon Friedell es bewundernd formuliert, als „Sprechsteller“. Die freie Rede in vollen Vortragssälen ist Kuhs Leidenschaft. Ohne Manuskript attackiert er Zeitgenossen witzig und boshaft, getreu seinem Motto: „Warum

denn sachlich, wenn es auch persönlich geht“. Berühmt wird Kuhs im Oktober 1925 unter Tumulten gehaltene Rede gegen den einflussreichen Kritiker und wortgewaltigen Sprachpuristen Karl Kraus, einen ebenbürtigen Gegner, dem er Eitelkeit und Publikumsverachtung vorwirft. Die Rede wird mit dem Titel *Der Affe Zarathustras* veröffentlicht. Immer voraus eilt Kuh sein Ruf als notorischer Schnorrer, der Vorschüsse für Texte erhält, dabei aber nie die Absicht hat, diese abzugeben. Über den Schriftsteller Friedrich Torberg kann er sich diesbezüglich nur wundern: „Das ist auch so ein unkollegialer Kollege. Er nimmt Vorschuss und liefert pünktlich. Ich habe ihn schon einige Male dabei ertappt.“ Von den Nazis als „Kulturbolschewik“ beschimpft, flieht Kuh 1938 nach New York. Das Ende der Nazi-Herrschaft, gegen die er mit Wort und Schrift kämpft, soll er nicht mehr erleben. Im Alter von nur 50 Jahren stirbt Anton Kuh am 18. Januar 1941 an den Folgen eines Herzinfarkts.

Selin Selzer

Großes Kino

Vier Heroen des Show Business kommen 1890 zur Welt: Im Stummfilm kamen Sie zu Ruhm. Und sie schafften auch den Übergang in die Tonfilmära: Die Schauspielerinnen Henny Porten und Käthe Dorsch, der Komiker Stan Laurel und der Filmregisseur Fritz Lang.

Weisse Göttin des Stummfilms

Wer den Gasträum des Café Einstein in der Berliner Kurfürstenstraße 58 betritt, blickt Ihr sogleich in die Augen: Man sagt, bei dem Porträt der anmutigen Dame, die nicht lächelt, deren Gesichtsausdruck aber mehr zu sagen scheint als tausend Worte, handele es sich um eine vormalige Besitzerin der ehemals stattlichen Villa im Herzen der preußischen Metropole. Belegen lässt sich das aber nicht.

Eins aber ist sicher: Jene Henny Porten war eine der großen Stars des deutschen Films, welcher die Massen schon in die Kinos zog, als dieses noch als „Schaubudenbelustigung“ abgetan wurde. Schon vor dem Ersten Weltkrieg galt sie als die „weiße Göttin der Massen“. In Filmen wie Ernst Lubitschs *Anne Boleyn* oder Robert Wienes *I.N.R.I.* vollzog die junge, am 7. Januar 1890 geborene Tochter eines Opernsängers den Wandel des Films von der Jahrmarktattraktion hin zur Kunstform mit. Mit ihrem Tonfilmdebüt *Skandal um Eva* (1930) unter der Regie von G.W. Pabst gelingt ihr, einer Frau, die nicht zuletzt durch ihre Nuanciertheit Herzen zum Schmelzen und gleichermaßen

Taschentücher zum Durchnässen bringt, der Sprung zum Ton. Anders als viele ihrer formaligen Stummfilmpartner, die nicht mehr in den Geschmack der Zeit passten.

Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten wird der UFA-Größe ans Herz gelegt, sich von Ihrem (halb-)jüdischen Ehemann zu trennen, was sie, die nie ein Blatt vor dem Mund genommen hat, prompt ablehnt. In den NS-Jahren wirkt sie daher nur in kleineren Rollen an neun Filmen mit. Nach 1945 gelingt dem ersten deutschen Star, die in 170 Filmen mitgewirkt hatte, kein Comeback. Einige Auftritte hat sie noch in Produktionen der Ostberliner DEFA, doch lebt sie weitgehend verarmt und zurückgezogen in Ratzeburg. Am 5. Oktober 1960 stirbt Henny Porten.

Mabuse, Metropolis und viel mehr

„Aber ich kann doch nichts dafür!“ ruft der untersetzte, dicklich wirkende Mann, das rundliche Kindergesicht vor Angst verzerrt. Die um ihn versammelte Menschenmenge hat aber ihr Urteil schon längst gefällt: Der Kindermörder ist schuldig!

In der Szene des Films *M – Eine Stadt sucht einen Mörder* bleibt die Frage nach Schuld und Unschuld letztendlich ungelöst. Eine Frage, auf die auch der am 5. Dezember 1890 in Wien geborene Regisseur Friedrich Christian Anton „Fritz“ Lang selbst sein Leben lang eine Antwort suchte. Die erste Ehefrau kommt durch einen Schuss aus Langs Revolver zu Tode; ein Unglücksfall, wie im Totenschein zu lesen ist, über das genaue Geschehen lässt sich nur mutmaßen. Zeit seines Lebens sieht sich der Mann mit dem Monokel und der Augenklappe mit Verdächtigungen konfrontiert, ein Perfektionist und Genie, am Set als unausstehlich beschrieben, der wenig über sich, sondern viel lieber über seine Filme erzählte.

Angefangen mit dem Film hatte der verhinderte Kunstmaler Lang schon vor dem Ersten Weltkrieg als Drehbuchschreiber. Schon bald ergreift der junge Mann die Möglichkeit, ins Regiefach zu wechseln, wo ihm mit Filmen wie *Der müde Tod* und *Dr. Mabuse – Der Spieler*, die in den Berliner Babelsberg-Studios



Henny Porten

Foto: Nicola Perscheid

gewissermaßen am Reißbrett entstehen, der künstlerische Durchbruch gelingt. In Filmen wie *Hangmen also die* oder *The Big Heat*, die Lang in Hollywood dreht, wohin er 1934 emigriert, stellt er, wie auch früher in seinen deutschen Filmen, die nie gelöste Fragen nach Schuld und Unschuld und der Verantwortung des Einzelnen im Kontext der Masse.

Seinen letzten großen Auftritt feiert der schon stark gealterte Regisseur in Jean Luc Goddards Film *Les mépris*. Am 2. August 1976 verstirbt der mittlerweile fast-blinde Lang in seiner amerikanischen Wahlheimat im kalifornischen Beverly Hills. Als einen der Großen des Deutschen Films beschreibt der französische Regisseur René Clair den filmischen Eigenbrötler, der uns vor allem durch sein futuristisches *Metropolis*, den wegweisenden *M* oder *Die Nibelungen* in Erinnerung geblieben ist.

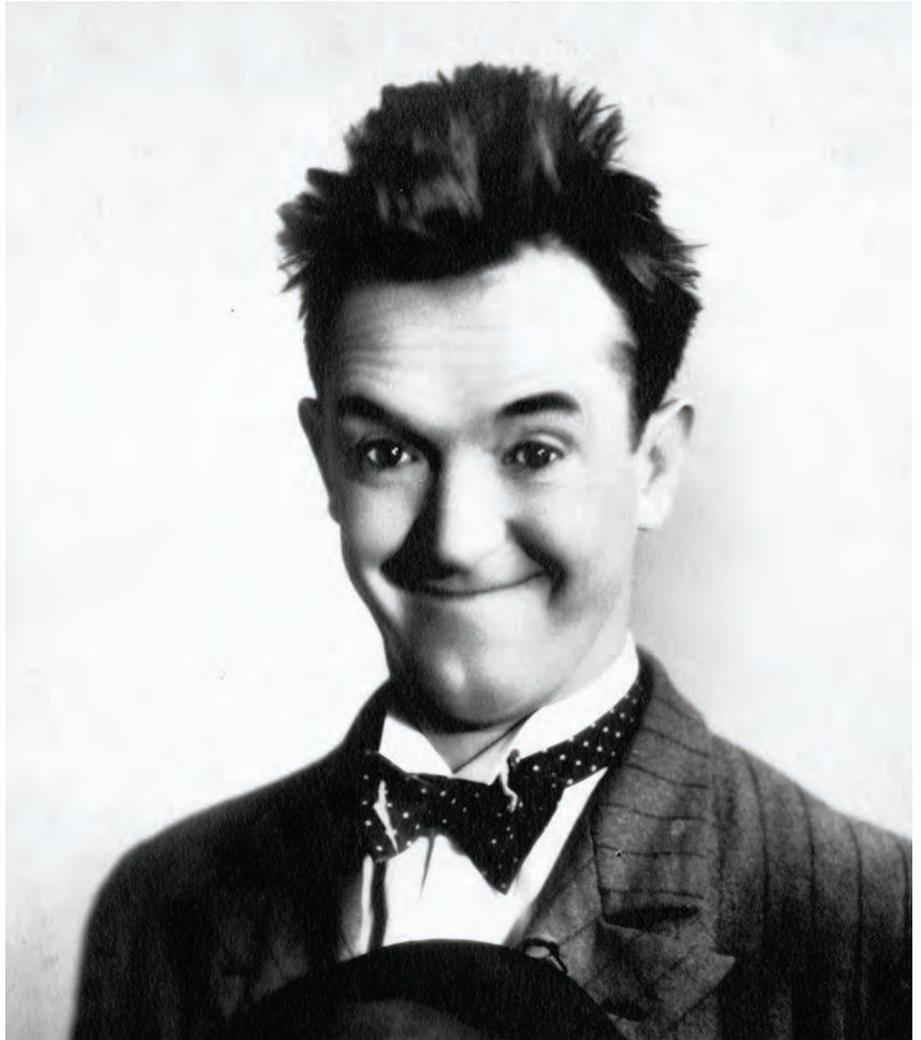
Nicht doof

Keiner konnte so treudoof schauen wie er, der tumbe Tor an der Seite des Dicken. Am 16. Juni 1890 wurde Arthur Stanley Jefferson im englischen Ulverston geboren. Bekannt wurde er als Stan Laurel, immer im Team zusammen mit Oliver Hardy als Duo Laurel und Hardy (deutsch: Dick und Doof). Schon in frühen Jahren betätigt sich der Sohn eines Theatermanagers und einer Schauspielerin in kleineren Theatergruppen, später arbeitet er als Pantomime und Alleinunterhalter, zeitweise sogar als Ersatzdarsteller für Charlie Chaplin. Mit der Rolle eines Geisteskranken in dem Stummfilm *Nuts in May* gelingt dem jungen Talent 1917 der Sprung in das Filmgeschäft. Zusammen mit Oliver „Dick“ Hardy entstehen über 100 Kurz- und Langspielfilme, wobei Laurel als Drehbuchautor und Regisseur stets der „geistige“ Kopf des Duos ist. 1927 sind Dick und Doof in ihrem ersten Film *Leichte Beute* (*Duck Soup*) zu sehen, ihren letzten gemeinsamen Auftritt haben die beiden Komiker in dem Tonfilm *Dick und Doof erben eine Insel* (*Atoll K / Utopia*), der 1951 in die Kinos kommt.

Für sein Lebenswerk, das fast 200 Filme umfasst, erhält er 1961 einen Ehren-Oscar. Am 23. Februar 1965 verstirbt der Künstler in Santa Monica, Kalifornien. Bis heute gilt Stan Laurel als ein „genius in the art of humor“.

Talent und Temperament

Zu „Deutschlands größter Schauspielerin“ hatte man sie zeitweise auserkoren. Eine überzogene Lobhudelei der Kritik? Ob als Gretchen, Maria Stuart, Iphigenie von Tauris oder Gräfin Orsina in Lessings *Emilia Galotti*: Die Rollen der Liebenden und Leidenden, aber auch der Rach- und Machtsüchtigen



Der Komiker Stan („Doof“) Laurel (um 1920)

Foto: Wikimedia Commons

waren ihr gewissermaßen aus dem Leibe geschnitten. Machte doch ihr Temperament, mit dem sie besonders durch eine legendäre „Watschen-Attacke“ auf den Theaterkritiker Hans Weigel Berühmtheit erlangte, ihr Wesen aus.

Gute Voraussetzungen also für die beispiellose Karriere der am 29. Dezember 1890 in der Oberpfalz geborenen Käthe Dorsch. Den Grundstein setzt sie schon mit 15 Jahre als Chorsängerin am Nürnberger Theater. Nach einem kurzen Intermezzo in Mainz gelingt ihr der Sprung nach Berlin. 1920 folgt der endgültige künstlerische Durchbruch, aus der Berliner Theaterlandschaft ist sie bald nicht mehr wegzudenken. Auch im beginnenden Tonfilmgeschäft der dreißiger Jahre wird sie zum Star, unter anderem spielt sie Hauptrollen in G.W. Pabsts *Die Komödianten*, Gustav Ucickys *Mutterliebe* oder Otto Grohs *Trenck, der Pandur*.

Ihr Leben endet dort, wo es seine Höhepunkte hatte: auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Im Oktober 1957 bricht die Schauspielerin bei einer Aufführung der *Maria Stuart* in Berlin zusammen. Erholen wird sich die als überaus diszipliniert geltende Künstlerin nicht mehr: Am 25. Dezember 1957 verstirbt ein „Elementarereignis“, wie der Kritiker Alfred Kerr sie einmal genannt hat.

Jan Forkel

Führerpersönlichkeit vs. „Führer“

„Freude bereiten“ sei eine der vornehmlichsten Aufgaben des Rundfunks. Diese Einstellung und sein unbedingtes Eintreten für die Rundfunkfreiheit kennzeichneten Rudolf von Scholtz, den Gründungsintendanten des BR.



Foto: BR / Fred Lindinger

Am 25. Januar 1949 nahm Rudolf von Scholtz als erster Intendant des Bayerischen Rundfunks von den Vertretern der amerikanischen Militärregierung die Lizenzurkunde entgegen. Damit war der Rundfunk in Bayern wieder in deutscher Verantwortung. Rudolf von Scholtz konnte zu diesem Zeitpunkt bereits auf einen bewegten Lebensweg zurückblicken: Geboren am 22. September 1890 in Wiesbaden und aufgewachsen in St. Petersburg, absolvierte er zunächst ein Studium der Sprachwissenschaften, Philosophie und Nationalökonomie in Leipzig, Heidelberg und München. Als Soldat im Ersten Weltkrieg wurde er an der Ostfront verwundet und danach als Nachrichtenoffizier und Dolmetscher für Russisch bei der Obersten Heeresleitung in Berlin eingesetzt, bevor er an die deutschen Gesandtschaften in Stockholm und Helsingfors abgeordnet wurde. Die Jahre darauf verbrachte er unter anderem als freier Schriftsteller am Ammersee und in Finnland, wo er gemeinsam mit Freunden einen landwirtschaftlichen Betrieb bewirtschaftete. Im Dezember 1926 bekam von Scholtz eine Anstellung bei der „Deutschen Stunde in Bayern“. Dort war er zunächst als Redakteur der *Radio-Zeitung*, ab 1930 als Leiter der neugeschaffenen Aktuellen- und Nachrichtenabteilung und ab 1931 auch der Presseabteilung tätig. Unterwegs als Reporter, führte er dort die damals noch ungewöhnliche Sendeform der kulturellen Rundfunkreportage ein. Nachdem er sich bereits im Zuge der nationalsozialistischen Machtergreifung geweigert hatte, Hitler

in den Nachrichten als „Führer“ bezeichnen zu lassen, und auf eigene Verantwortung die Übertragung des Fackelzugs am Tag von dessen Ernennung zum Reichskanzler verhindert hatte, verließ er den Sender kurze Zeit später aus Gewissensgründen. Er ließ sich als Übersetzer englischsprachiger Literatur und Verlagslektor in Neuburg am Inn nieder, wo er 1945 auch das Kriegsende erlebte. Am 13. Juli übertrug ihm die amerikanische Militärregierung das Amt des Oberbürgermeisters der Stadt Passau, das er bis zu seiner Rückkehr in das Funkhaus in München ausübte. 1947 wurde er hier zunächst als Sendeleiter, bald als Intendant tätig. Rudolf von Scholtz setzte er sich stets für die Unabhängigkeit des Rundfunks ein und galt auch unter den Intendanten der

anderen Rundfunkanstalten als Wortführer, wenn es um die Durchsetzung der Rundfunkfreiheit gegenüber den Kompetenzansprüchen des Bundes ging. In seine Amtszeit fielen unter anderem der Ausbau des ersten UKW-Sendernetzes in Europa und die Entstehung eines zweiten Hörfunkprogramms sowie der Aufbau des Fernsehprogramms. Auf kulturellem Gebiet ist nicht nur die Schaffung der Klangkörper des Bayerischen Rundfunks zu nennen. Als Intendant übernahm er die Schirmherrschaft über die Reihe *musica viva* und initiierte den Internationalen Musikwettbewerb der ARD zur Förderung des Nachwuchses. Noch vor Ablauf seiner zweiten Amtszeit erlag Rudolf von Scholtz am 9. März 1956 einem Nierenleiden.

Bettina Hasselbring



Rudolf von Scholtz (4. v. l.) vor einen Übertragungswagen 1929

Foto: BR

Die publizistische Persönlichkeit

Emil Dovifat gestaltete die deutsche Publizistikwissenschaft wesentlich mit.

„Der Publizist führt die Öffentlichkeit in öffentlichen Dingen und auf Gesinnungsgrundlage durch Überzeugung zur Tat“, schrieb Emil Dovifat in seinem 1931 erstmals erschienenen (und fünf mal, zuletzt 1976, neu aufgelegten) Hauptwerk *Zeitungswissenschaft*. Normativ war sein Ansatz, der einzelne stand, fern noch der Systemtheorie, im Mittelpunkt. Er selbst, am 27. Dezember 1890 in Neutral-Moresnet im deutsch-belgischen Grenzgebiet geboren, war so ein öffentlicher Anleiter, eine publizistische Persönlichkeit, ein Homo Politicus.

1928 war er zum Leiter des Deutschen Instituts für Zeitungswissenschaft und zugleich Professor für Zeitungswissenschaft an der Universität Berlin berufen worden und er wirkte bis kurz vor seinem Tod im Jahre 1969 unter drei Staatsformen als Hochschullehrer. Die „Gesinnungsgrundlage“ – manchmal war sie zweifelhaft. National, katholisch, konservativ war er immer. In

der NS-Zeit passte er sich trotz innerer Distanz an, bekannte sich in einer Neuauflage der *Zeitungswissenschaft* zu den medienpolitischen Grundsätzen des Zwangssystems, pries öffentlich die Redegabe Hitlers. 1945 wurde er daraufhin für einige Monate zwangspensioniert, doch bald gehörte er zu den Gestaltern des Neuanfangs. Er war einer der Mitbegründer der CDU in Berlin, war kurzzeitig Chefredakteur der Ost-Partei-tagezeitung *Neue Zeit*, gründete die Fachzeitschrift *Publizistik* mit, war Verwaltungsratsmitglied des NWDR, dann des Senders Freies Berlin. 1948 gründete er das Institut für Publizistik an der FU Berlin, das er bis 1958 leitete. Institutionell hat er damit das Fach in Deutschland wesentlich geprägt, inhaltlich aber hat sich die Kommunikationswissenschaft als wesentlich empirisch forschende Sozialwissenschaft seither weit von ihm weg entwickelt.

Markus Behmer

Provokateur mit grünem Daumen

Vor 125 Jahren starb der Schriftsteller, Journalist und Satiriker Alphonse Karr.

Mit Sätzen wie „Frauen ahnen alles. Sie irren nur, wenn sie denken“ und „Zu einem Gespräch unter Frauen gehören mindestens drei: Zwei, die sprechen, und eine, über die gesprochen wird“, würde Alphonse Karr heutzutage wahrscheinlich eine #aufschrei-Debatte auslösen. Vermutlich hätte er Freude daran, denn die Provokation war Teil seines Lebens.

Im Alter von 24 Jahren veröffentlicht der am 24. November 1808 in Paris geborene Karr sein erstes autobiographisches Werk *Sous les Tilleuls* und sorgt mit gewalttätigen Darstellungen prompt für Aufsehen. Ein Kritiker schreibt: „Ohne Not abscheulich die Szene mit dem Sterbenden, der den Helden des Romans anfaßt und, von ihm zurückgeschleudert, den Kopf am Boden zerschmettert. Pfui!“

Neben seiner Tätigkeit als Schriftsteller arbeitet Karr als Journalist. 1839 wird er Redakteur bei *Le Figaro*, damals noch ein antiroyalistisches Satireblatt. Heute gehört die Zeitung neben *Le Monde* zu den wichtigsten meinungsbildenden Druckerzeugnissen Frankreichs. Ebenfalls 1839 gründet Karr sein eigenes Satiremagazin *Les Guêpes* (*Die Wespen*), das ihm fortan als Spielwiese für Provokationen dient.

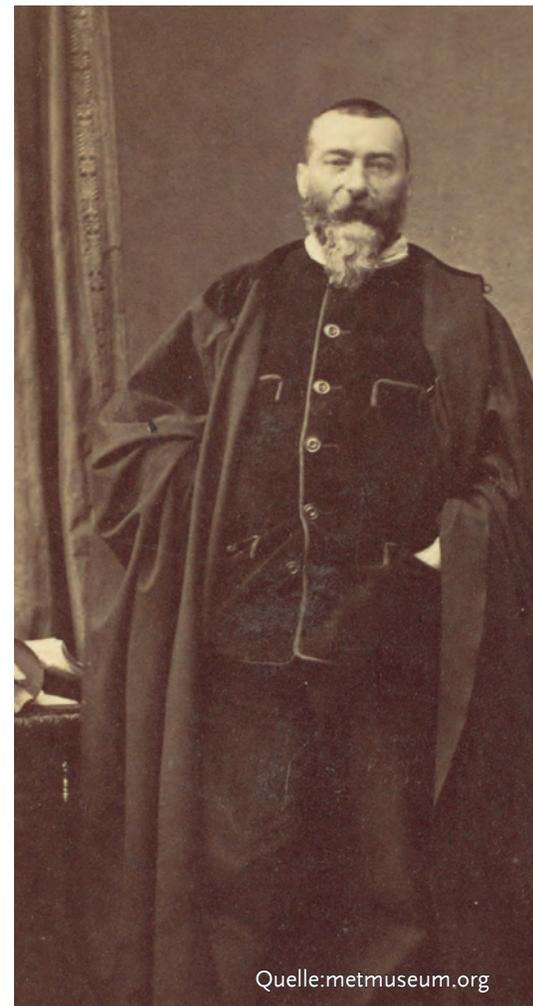
Vollständig auf Kollisionskurs begibt sich Karr – hartnäckiger Gegner Napoléons III. – jedoch mit der Veröffentlichung von *Le Journal*, das 1848 zur Unterstützung des Napoléon-Kontrahenten Louis Eugène Cavaignac erscheint.

Seine zahlreichen revolutionären Schriften führen Karr schließlich in die Verbannung. Nach dem Staatsstreich von 1851 geht er ins Exil nach Nizza, damals Italien. Fortan beschäftigt sich

Karr leidenschaftlich mit Gartenbau und Blumen-Kultivierung. Sein Blumenversand nach Paris floriert und weckt Nachahmer unter den ligurischen Bauern. Blumenfelder verdrängen die Oliven- und Citruspflanzenhaine und machen Karr zum Begründer der Blumenriviera.

Am 29. September 1890 stirbt Alphonse Karr. Zu seinen Ehren wird eine Pflanze benannt: der *Bambus multiplex* Alphonse Karr. Der Namenspatron hätte sich sicherlich gefreut: „Einige Leute murren immer, weil Rosen Dornen haben; ich bin dankbar, dass Dornen Rosen haben.“

Florian Bauer



Quelle:metmuseum.org

Metropolitan Museum of Art,
David Hunter McAlpin Fund (1963)

QWERTY erobert die Welt

Christopher L. Sholes bescherte Mark Twain die erste Schreibmaschine.



QWERTZ-Tastatur einer deutschen Remington Schreibmaschine

Foto: Julia Hirsch

Die weltweit bekannte QWERTY-Tastatur (in Deutschland QWERTZ) ist ein Relikt von Christopher Latham Sholes' Umsetzung einer Schreibmaschine. Sholes' Gerät war zwar nicht die erste seiner Art – Vorläufer gab es etwa in London – aber sie schaffte den Durchbruch.

1819 in Pennsylvania auf einer Farm geboren, übernahm Sholes die Druckerei, in der er bereits in jungen Jahren eine Lehre absolviert hatte. Er wurde Redakteur und Herausgeber einer örtlichen Zeitung sowie Mitbegründer der Republican Party des Staates Wisconsin. Später zog er nach Milwaukee und reparierte in seiner Freizeit unentgeltlich technische Geräte in einem kleinen Laden namens „Kleinstuebers Maschine Shop“. Dort lernte er Carlos Glidden kennen, der ebenfalls leidenschaftlicher Tüftler war. Glidden zeigte Sholes eines Tages einen Artikel über eine Art Schreibgerät. Sholes, fasziniert von der Idee, machte sich sofort daran, eine verbesserte Version zu konstruieren. Im Juli 1868 konnte Sholes die Maschine zum ersten Mal testen. Das Gerät wurde nach der Vorlage benannt: „Typewriter“. Im Juli 1868 gelang es Sholes, die erste Testversion der Maschine und somit auch die ersten Buchstaben auf

Papier zu drucken. Sholes ließ sich den kleinen Scherz nicht nehmen, alle Buchstaben von „typewriter“ in die erste Zeile zu setzen, nachdem er feststellen musste, dass die alphabetische Anreihung der Buchstaben des Öfteren ein Verhaken der einzelnen Hebel, an denen die Buchstaben befestigt waren, verursachte. Dies war die Geburtsstunde der QWERTY-Tastatur.

Nachdem Sholes mit der Zusammenarbeit mit einem Investor nicht mehr zufrieden war, verkaufte er seine Rechte für 12.000 Dollar an die Büchsenmacherfirma Remington. Erst durch die Vermarktung dieses Unternehmens wurde die Schreibmaschine ein Verkaufsschlager.

So kam es, dass Mark Twain 1874 seine erste Schreibmaschine der Marke Remington für 125 Dollar kaufte. Twains Verleger bekam ein paar Wochen später das erste maschinengeschriebene Manuskript, das jemals ein Dichter getippt haben soll – eine Fortsetzung von *Tom Sawyer*.

Kurz vor seinem Tod am 17. Februar 1890 sagte Sholes zu einem Freund: „Ich habe mich mein ganzes Leben hindurch bemüht, kein Millionär zu werden. Ich glaube, das ist mir ganz großartig gelungen.“

Melanie Bauer

Sprache durch Licht

Vor 125 Jahren wurde der Vater des Tonfilms geboren.

Den Bildern die Sprache schenken, diesen Entschluss fasst der junge Marinesoldat und spätere Ingenieur Hans Vogt 1913 während der Vorführung eines Stummfilms. Ab 1919 arbeitet er daran, den tonlosen Mundbewegungen der Schauspieler Leben einzuhauchen. Mit seinem Lebenswerk, der Erfindung des Lichttonfilms revolutionierte er am 25.09.1890 Geborene schließlich die Filmwelt. Die Idee, durch ein fotografisches

Verfahren Töne aufzuzeichnen und wiederzugeben, ist einfach und genial zugleich: Durch ein Mikrofon aufgenommener Schall wird als elektrischer Strom modelliert und mit Hilfe eines Verstärkers hörbar gemacht. Eine angeschlossene, mit einem Linsensystem verbundene Lampe leuchtet im Rhythmus der aufgezeichneten Stromschwankungen, wodurch ständig variierendes Licht auf das Filmmaterial fällt und so

verschieden stark geschwärzte Streifen hinterlässt. Bei der Wiedergabe wird das Filmmaterial im Projektor durchleuchtet: Je nach Schwärzung der Streifen auf der Tonspur fallen unterschiedliche Lichtmengen auf eine Fozelle hinter dem Filmmaterial, die so wieder in elektrische Schwankungen umgewandelt und dann über einen Verstärker mit Lautsprecher als Töne wiedergegeben werden.

Obwohl die ersten Vorführungen 1922 beim Publikum Begeisterungstürme hervorrufen, bleibt der kommerzielle Erfolg aus. Die Industrie hält die Mehrkosten einer Synchronisation in verschiedene Sprachen für zu groß. „Tonfilm? Ich verachte ihn“, empört sich Charlie Chaplin. Wie viele seiner

Zeitgenossen sieht er das künstlerische Element nicht im Ton, sondern in einer ausgefeilten Gestik und Mimik. In finanzielle Schwierigkeiten geraten, verkaufen Vogt und seine Kollegen 1923 ihre Patentrechte. Im Jahr 1927 erwirbt die amerikanische Fox Film Corporation sie für die USA und bringt am 6. Oktober 1929 den ersten kommerziellen Tonfilm, *The Jazz Singer*, auf den Markt. Danach ist der Erfolg der „talkies“ nicht mehr aufzuhalten. Das von Hans Vogt erfundene Verfahren findet bis zur digitalen Revolution des Kinos zu Beginn der 2000er-Jahre Anwendung. Für die sonst so kurzlebige, durch ständigen Fortschritt geprägte Technikwelt eine beispiellose Erfolgsgeschichte.

Jan Forkel

„Ich bin nicht in Eile“

„Old Sparky“, der elektrische Stuhl, hält 1890 Einzug in US-amerikanische Gefängnisse.

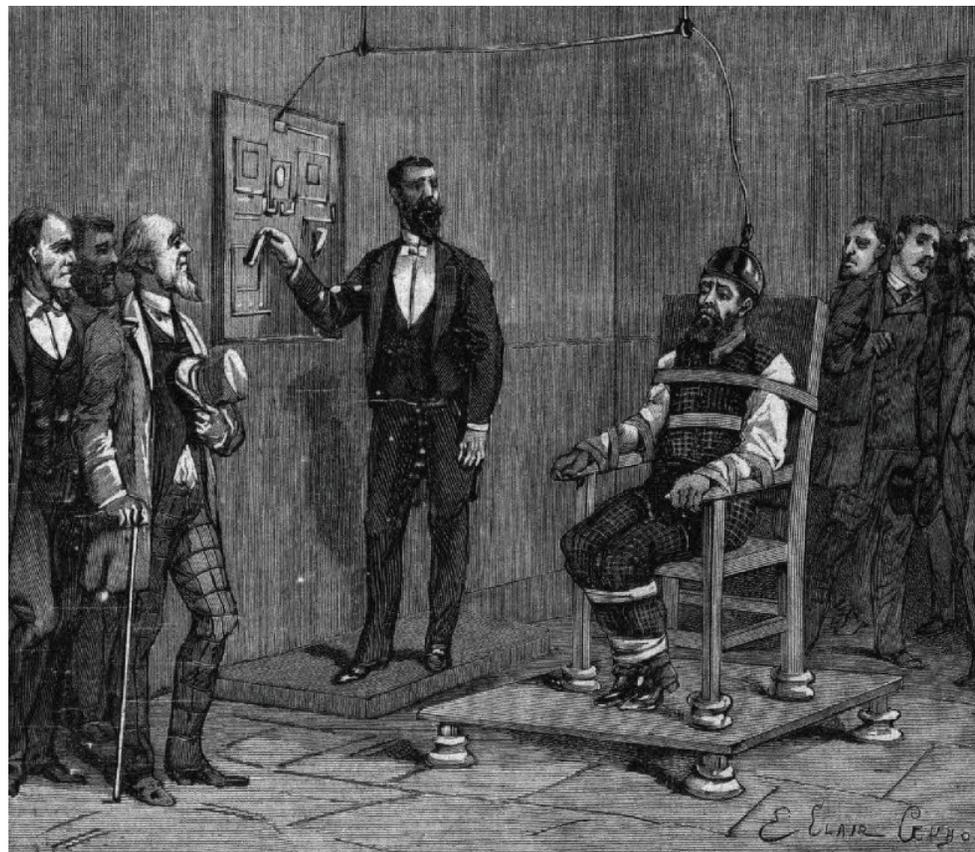
Der Geruch von verbranntem Fleisch, Exkrementen, Blut und Schweiß hängt schwer über dem Exekutionsraum. Anwesende kollabieren, einigen wird übel, alle sind entsetzt. Vor neun Minuten legte der Elektriker im Auburn Prison, New York, den Schalter um. Strom schoss durch den Körper eines Gefangenen. Derartige Szenen werden in Horrorfilmen wie *The Walking Dead* (1936) oder *The Return of Doctor X* (1939) aufgegriffen. Die Grausamkeit, die im Film Menschen ängstigen soll, ist in diesem Fall aber keine Fiktion, sondern die journalistische Beschreibung der ersten Hinrichtung auf dem elektrischen Stuhl im Jahr 1890.

In den frühen Morgenstunden des 6. August 1890 begeben sich die Journalisten in das Gefängnis von Auburn. Um 6.30 Uhr betritt William Kemmler, frisch frisiert im braunen Anzug, die Todeskammer. Die Anwesenden weist er an, ihre Aufgabe ordnungsgemäß zu erledigen: „Lasst euch Zeit und macht alles richtig, ich bin nicht in Eile!“ Kemmler soll am 29. März des Vorjahres seine Frau Matilda Ziegler mit einer Axt ermordet haben und wird daraufhin zum Tode verurteilt. Als erster Verurteilter wird er auf „Old Sparky“ hingerichtet.

Ein anwesender Reporter des *New York Herald* empfindet die Tötung als Schande für seinen Staat, der sich „auf eine imperfekte Maschine verlassen und die Exekution damit in puren Horror verwandelt“ habe: Da Kemmler in Folge der ersten Stromzufuhr nach Luft schnappt, wird die Spannung erhöht und die Stromzufuhr verlängert. Nach acht Minuten erst ist der Verurteilte tot. Um eine große Leserschaft zu erreichen, verfassen einige Journalisten Sensationsmeldungen.

So heißt es beispielsweise, Feuer sei aus Kemmlers Mund hervorgeschossen. Obwohl viele die fehlerhaft durchgeführte Exekution als grausam empfinden, verbreitet sich die elektrische Hinrichtung in den USA. In sieben Bundesstaaten des Landes kommt der elektrische Stuhl heute – als Alternative zur Giftspritze – zum Einsatz. Tennessee legalisiert die Methode im Mai 2014. Insgesamt werden in den Vereinigten Staaten im 20. Jahrhundert mehr Verurteilte durch „Old Sparky“ hingerichtet als mit jeder anderen Exekutionsmethode.

Nadine Rist



Als erster Mensch wird William Kemmler 1890 auf dem elektrischen Stuhl im Auburn Prison, New York, hingerichtet.

Quelle: *Le Petit Parisien*. Supplément littéraire illustré

Trauer in den USA

1865

Das Volk ist gespalten, der Präsident tot. Die Freiheitsstatue sitzt weinend am Boden, hüllt ihr Gesicht in die Fahne – zumindest in einer Abbildung der deutschen Familienzeitschrift *Die Gartenlaube* (Nr. 22/1865), darüber, im amerikanisch-patriotisch verzierten Bilderrahmen, ein zur Ikone gewordenes Gesicht: Abraham Lincoln. Am 14. April, Karfreitag, war der 16. US-Präsident ermordet worden, erschossen von dem fanatischen Südstaatler John Wilkes Booth in Washingtons Smith's Theater. Der Sezessionskrieg ging eben zu Ende, Lincolns Truppen waren am 3. April in Richmond einmarschiert, in den folgenden Wochen kapitulierten die Truppenverbände der Konföderierten. Mehr als 600.000 Menschen waren seit 1861 in den Schlachten gestorben. Auch in der Trauer um den Tod des einen, des ersten Mann im Staate war die Nation nicht geeint. Zwei Flaggen sind es, die die trauernde Lady Liberty umfloreten.



Deutschland einig Feierland

Einen deutschen Nationalstaat, nicht „einige dreißig“ Einzelländer wünscht sich die Symbolfigur der Berliner Satirezeitschrift *Kladderadatsch* (vom 25.12.1864), verkleidet als Weihnachtsmann, zum neuen Jahr 1865. Es sollte noch ein frommer Wunsch bleiben. Erst sechs Jahre und zwei Kriege später sollte es soweit sein, das Kaiserreich im Spiegelsaal von Versailles proklamiert werden.

Gemeinsam gefeiert wurde allerdings schon länger. Seit 1860 gab es jährlich das Deutsche Turnfest, 1865 sogar im Rahmen des Internationalen Turnfestes in Paris, Deutsche Sängereisen gab es seit den 1840er Jahren, das „Erste Deutsche Schützenfest“ fand 1861 in Gotha statt, das zweite nun 1865 in Bremen. Sänger, Schützen, Turner – ihre Feste hatten freilich alle schon weit längere Traditionen, zurückgehend auf mittelalterliche Mythen wie den Sängerkrieg auf der Wartburg, auf lokale Schützenfeste, die seit der frühen Neuzeit vielerorts gefeiert wurden, auf die Bewegung des Turnvater Jahn seit 1810. Oft hatten sie auch eine politische, eine patriotische Bedeutung, im 19. Jahrhundert dann mehr und mehr eine nationale.

In der *Leipziger Illustrierten Zeitung* wurden die Feste oft doppelseitig ins Bild gesetzt – siehe die Ausgaben vom 1. Juli (rechte Seite oben) und 22. Juli 1865 (rechte Seite unten).

Markus Behmer



DEUTSCHES TURNFEST IN PARIS.

Das erste internationale Turnfest in Paris vom 25. - 28. Mai: GroÙes Schauturnen im Pré Catelan. Originalzeichnung von G. Knig.

Illustrirte Zeitung

(N. 1151. 22. Juli 1865.)

Illustrirte Zeitung



SÄNGERBUNDESFEST DRESDEN 1865.

Das erste Dresdener Sängerbundesfest in Dresden. Gemalt von Gustav Knig.

Machtvoller Medienmogul

Vielen gilt er als „Steigbügelhalter Hitlers“, hat er doch als rechtsradikaler Medientycoon der Weimarer Republik den Boden für die NS-Diktatur mit bereitet und als Politiker mit den Nazis paktiert: Vor 150 Jahren wurde Alfred Hugenberg geboren.



Den Scherl-Verlag den jüdischen Großverlegern Ullstein und Mosse überlassen, als dieser in Geldnöten ist? Das will die preußische Regierung 1912 nicht zulassen. Sie sucht nach Geldgebern, die den Verlag übernehmen, und findet sie in Magnaten der Montan- und Rüstungsindustrie. Eine zentrale Rolle spielt dabei Alfred Hugenberg, der Vorsitzende im Direktorium der Friedrich Krupp AG.

Alfred Ernst Christian Alexander Hugenberg, geboren am 19. Juni 1865 in Hannover, hatte nach Jura-Studium und einer Promotion in Volkswirtschaftslehre 1891 den Allgemeinen Deutschen Verband (ab 1894: Alldeutscher Verband) mitbegründet. Neben der Förderung des Nationalbewusstseins und dem „Schutz des Auslandsdeutschtums“ gehörte auch eine expansive, auf mehr Kolonialbesitz und Konfrontation mit Frankreich, England und Russland ausgelegte Außenpolitik des Reiches zu den Zielen des Verbandes.

Nach mehreren Jahren übernimmt Hugenberg 1916 den Scherl-Verlag. Dieser wird mit seinen Zeitungen wie dem *Berliner Lokalanzeiger* und dem *Tag*, und zahlreichen Zeitschriften,

Schonungslos kritisch und zwei Quadratmeter groß karikierte George Grosz 1926 „Die Stützen der Gesellschaft“: Einen alle Untaten segnenden „Pfaffen“, den militaristischen „alten Herren“ einer Studentenverbindung, einen feisten Parlamentarier mit nichts als Sch... im Kopf und, links unten, den Pressezaren Alfred Hugenberg mit einigen seiner Zeitungen unterm Arm, einem blutgetränkten Palmwedel (als pervertiertes Friedenszeichen) in der Hand und einem Nachttopf auf dem Kopf.

(c) Estate of George Grosz, Princeton, N.J. / Vg Bild-Kunst, Bonn 2015

allen voran *Die Woche* und *Die Gartenlaube*, zum Grundstein des Hugenbergkonzerns, der nach und nach alle Zweige des Medienangebots im Deutschen Reich umfasst. So wird im März 1916 die „Ala“ gegründet, die Allgemeine Anzeigen GmbH. Dank eines Netzes von Zweigniederlassungen wird sie zur größten Anzeigenvermittlerin des Reichs. Sie attackiert die Vorherrschaft des Mosse-Verlags bei der Vermittlung von Zeitungs- und Zeitschriftenwerbung und macht den jungen Konzern damit zu einem ernsthaften Konkurrenten.

Eine weitere Gründung findet bereits ein Jahr später statt: Bei der „VERA“, der Verlagsanstalt GmbH mit Sitz in Berlin handelt sich um eine Fachberatungsstelle für Großindustrielle, die ökonomisch angeschlagene Provinzzeitungen aufkaufen möchten. Durch die Verbindung von Lokalzeitungen und Großindustrie erweitert der Konzern sein Netz an konservativ-nationalistischer Presse.

Das Jahr 1922 bringt neues Wachstum: Die Mutuum Darlehen Aktiengesellschaft und die Wirtschaftsstelle für die Provinzpresse ergänzen das Werk der VERA. Bei der Mutuum Darlehen Aktiengesellschaft handelt es sich um eine Bank, die Kredite an Zeitungen vergab, sich an Zeitungen beteiligt oder sie über die VERA an neue Investoren vermittelt. Über die Zeitungsbank gewinnen die Aktionäre Einfluss auf die Inhalte der Zeitungen.

Über die Wirtschaftsstelle für die Provinzpresse gewinnt der Hugenbergkonzern wiederum auf andere Weise großen Einfluss auf den Inhalt sehr vieler Zeitungen. Sie beliefert Lokalzeitungen mit fertigen Druckvorlagen, so genannten Matern, aus Berlin. 2.000 Angestellte wählen Nachrichten aus und beliefern einen Kundenstamm, der auf rund 1.600 Blätter anwächst. Die Matern können, ergänzt nur um den jeweiligen Zeitungskopf und lokale Nachrichten, direkt in den Druck gehen. Für die lokalen Zeitungen ist dieses Angebot nicht zuletzt deshalb so ansprechend, weil es ihnen ermöglicht, ihr Personal stark zu reduzieren – während der großen Inflation 1923 ein entscheidendes Argument. Die Pressevielfalt ist dadurch freilich stark eingeschränkt, ohne dass es für die meisten Leser erkennbar gewesen sein dürfte.

Ein weiterer Baustein des Konzerns hilft dabei, die große Nachfrage nach neuesten Nachrichten der gewünschten politischen Couleur zu decken: Die Telegraphenunion, die zweitgrößte deutsche Nachrichtenagentur nach dem offiziellen Wolffschen Telegraphen Büro, ist 1913 aus dem Zusammenschluss von vier kleineren Nachrichtenbüros hervorgegangen und von Hugenberg aufgekauft worden. Mit Hilfe dieser beiden Konzernbereiche erhält der Hugenbergkonzern im Laufe der Weimarer Republik beherrschenden Einfluss auf die rechtsgerichtete Presse.

Im März 1927 geht Hugenberg noch einen Schritt weiter und verlässt das Terrain der Printmedien: Er übernimmt die UFA mit ihren 140 Tochtergesellschaften, 134 Kinos im In- und Ausland sowie zwei großen Studiokomplexen in Tempelhof

und Neubabelsberg. Als Vorsitzender des Aufsichtsrats verfolgt er das Ziel, das deutsche Kulturinstitut dem nationalen Gedanken zu erhalten. Auch dieser Schritt wendet sich direkt gegen seine bürgerlich-liberalen Konkurrenten Ullstein und Mosse, die ebenfalls Interesse gezeigt hatten. Noch grausiger ist dem Deutschnationalen die Vorstellung, die UFA könnte von den Amerikanern übernommen werden.

Den Höhepunkt seiner publizistischen Macht hat Hugenberg damit erreicht. Daneben treibt er jedoch auch seine politische Karriere voran – mit großem Erfolg. Er ist im November 1918 Mitbegründer der extrem rechtspatriotischen Deutschnationalen Volkspartei (DNVP), die die Weimarer Republik beseitigen und die Monarchie wieder einführen will. Ziele, die Hugenergs Konzern publizistisch unterstützt. Sobald er 1919 in den Reichstag gewählt wird, verbinden sich politische und publizistische Agenda zunehmend. Dies zeigt sich unter anderem daran, dass ab Juli 1929 die zugehörigen Zeitungen Hitlers Reden in vollem Wortlaut abdrucken und DNVP und NSDAP gemeinsame Wahlveranstaltungen durchführen.

Seit 1928 ist Hugenberg auch Vorsitzender der DNVP. Als Hitler am 30.1.1933 zum Reichskanzler ernannt wird, wird Hugenberg als Minister für Wirtschaft, Landwirtschaft und Ernährung vereidigt. Doch bereits knappe sechs Monate später tritt er zurück – und verliert in Folge dessen auch an publizistischer Macht. Noch 1933 wird er gezwungen, Teile seines Pressekonzerns an die NSDAP zu verkaufen, 1937 folgt die Verstaatlichung der UFA, 1944 geht auch der Rest des Scherl-Verlags in NS-Besitz über.

Der deutschnationale, bald rechtsextreme schließlich faschistische Gedanke hatte einen seiner Förderer überrollt.

Nach Kriegsende wird Hugenberg von den Briten interniert, schließlich nach mehreren Entnazifizierungsverfahren als „entlastet“ eingeordnet. Der einstige Medienmogul stirbt am 12. März 1951.

Sabrina Nell



Alfred Hugenberg um 1916

Der Zeitungsbaron

Billige Blätter fürs Volk: Alfred Charles William Harmsworth erzielte mit seiner Penny Press um 1900 erstmals eine Millionenaufgabe, veränderte damit die britische Zeitungslandschaft – und wurde geadelt.

Talent und Beharrlichkeit führen zu Ruhm und Macht; bei Alfred Harmsworth traf diese oft zu simple Formel zu. Er war früh vom Journalismus fasziniert, gründete eine Schülerzeitung, arbeitete bald gelegentlich als Reporter, gründete mit 23 eine Wochenschrift: *Answers*, mit kurzen Texten zu Fragen des täglichen Lebens. Viele weitere Periodika sollten bald folgen.

Ende des 19. Jahrhunderts boomte in England das Pressewesen. Nicht mehr formale Bildung war ausschlaggebend, um hier einen Job zu finden, sondern Begabung – und Kontakte. Erstere hatte der Autodidakt Harmsworth. Die Verbindungen kamen bald. Der am 15. Juli 1865 in Dublin geborene, in London aufgewachsene Sohn eines Anwalts wurde in den 1890er Jahren zum „Pressebaron“. Er erkannte, was das Volk verlangte. Zuvor waren Zeitungen vor allem an gebildete, politisch interessierte Leser gerichtet. Üblich waren lange Leitartikel, eine Seite nur über das Parlament, Spalten voll mit politischen Reden. Harmsworth bot nun Unterhaltung. Zunächst mit reich bebilderten Zeitschriften mit Titeln wie *Comic Cuts*



Foto: Teresa Mary Stokes

Aus dem Familienalbum: Ein Foto von Alfred Harmsworth für seinen Bruder.

und *Illustrated Chips*. 1894 stieg er ins Tageszeitungsgeschäft ein, übernahm die fast bankrotten *London Evening News* und machte sie rasch lukrativ. Kurze Texte, Schlagzeilen und Bilder, Lokalnachrichten, aber auch Auslandsmeldungen wie Kriegsberichte, Sport und Lesestoff auch für Frauen waren seine Erfolgsrezepte, die er dann in einer landesweit verbreiteten Zeitung umsetzte: Am 4. Mai 1896 erschien die *Daily Mail*. Schon die erste Nummer wurde 400.000 mal abgesetzt, sechs Jahre später überstieg die Auflage eine Million – Weltrekord.

Über seine Leserschaft sagte Harmsworth: „Sie haben kein Interesse an der Gesellschaft, aber werden alles lesen, was einfach und ausreichend interessant ist“. Beworben wurde die *Daily Mail* als „die tägliche Zeitung für den beschäftigten Mann“. Zielgruppe war die (untere) Mittelschicht; verkauft wurde das Blatt vor allem an den Verkehrsknotenpunkten. Auch die Bedeutung von Anzeigen hatte Harmsworth richtig eingeschätzt. Sie trugen wesentlich zur Finanzierung bei. So war die *Mail* billig, zwei Cent pro Nummer (bei Druckkosten von nur einem). Die Boulevardzeitung, in den USA geboren, war in England angekommen.

1903 kam der *Daily Mirror* hinzu mit noch mehr Bildern, noch mehr Unterhaltung, noch mehr Human Interest (zunächst speziell für Frauen). 1914 war der *Mirror* die meistverkaufte Zeitung der Welt. Bald war Harmsworth nicht mehr nur der Herrscher der Penny Press. 1905 übernahm er den finanziell angeschlagenen *Observer*, 1908 auch noch die *Times*, zwei der traditionsreichsten Qualitätszeitungen, die sich primär an die konservative Oberschicht richteten. Er hatte nun Sprachrohre für alle Gesellschaftsschichten. Selbst war er ganz oben angekommen: 1905 erhob ihn König George V. als Baron Northcliffe in den Adelsstand, 1917 ernannte er ihn für seine Verdienste im Ersten Weltkrieg zum Viscount. Harmsworth alias Lord Northcliffe war Mitglied einer Kommission, die die Kriegsanstrengungen Großbritanniens und der USA zu koordinieren versuchte, und 1918 wurde er zum Direktor für Propaganda in feindlichen Ländern berufen. Zuvor hatte er Politik vor allem über seine Medien betrieben. Er und seine Zeitungen waren patriotisch, etwa in finanzpolitischen Dingen kritisierte er oft die Regierung und er versuchte, die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Besonders war ihm daran gelegen, deutsche Grausamkeiten während des Weltkriegs aufzudecken.

Der Schöpfer der englischen Populärpresse starb am 14. August 1922. Sein letzter Wille war, dass ein Leitartikel zu seiner Ehre in der *Times* veröffentlicht würde. So geschah's.

„News“, sagte er einmal, „is what somebody somewhere wants to suppress; all the rest is advertising.“ Anna Zänkert

Zwischen Revolution und Unparteilichkeit

Gustav Kolb war fast 30 Jahre lang Chefredakteur der *Allgemeinen Zeitung*.

Als der junge Redakteur Gustav Kolb vom Verleger Johann Friedrich von Cotta an die Unparteilichkeit der *Allgemeinen Zeitung* in Augsburg erinnert wurde, antwortete er: „Sie weisen mich auf die Pflicht des Geschichtsschreibers. Der Geschichtsschreiber aber spricht seine Überzeugung offen aus und muss dies.“ Kolb begann seine Arbeit bei der Zeitung mitten im Vormärz, einer Zeit, die der Presse ihren größten Feind entgegenstellte: die Zensur.

Geboren am 6. März 1798 in Stuttgart, schloss er sich zu Beginn des Vormärz' 1819 der studentischen Burschenschaft Arminia in Tübingen an, deren Ziel die Gründung eines deutschen Einheitsstaates war. Nach dem Verbot durch die Karlsbader Beschlüsse gründete Kolb einen radikaleren Geheimbund. 1824 wurden er und seine Kommilitonen verhaftet.

Beeindruckt von seinem politischen Engagement stellte der Verleger Johann Friedrich von Cotta Kolb nach seiner Haftentlassung 1826 als Mitarbeiter für die wichtigste deutsche Zeitung der Zeit, die *Allgemeine Zeitung* in Augsburg, ein.

Schließlich musste sich auch Kolb den Zwängen der Zensur fügen und sich der redaktionellen Linie der AZ, der „Unparteilichkeit“, beugen, indem er seine radikalen Gedanken zurückhielt.

1837 wurde Gustav Kolb Chefredakteur. Noch immer vertrat er revolutionäre Standpunkte, begriff jedoch, dass er Abstriche in der Verbreitung seiner Ansichten machen musste. Lediglich durch die Auswahl der Artikel von Schriftstellern wie Heinrich Heine, der als Korrespondent regelmäßig aus seinem Pariser Exil schrieb, konnte Kolb seine Grundhaltung vermitteln. Die Revolution 1848/1849 brachte Deutschland schließlich – vorübergehend – die Pressefreiheit.

Gustav Kolb arbeitete trotz eines Schlaganfalls bis zu seinem Tod am 16. März 1865 für die AZ. Elf Jahre zuvor hat er in einem Brief an Heinrich Heine erklärt, wie er sich selbst sah: „Ich gehöre nicht zu den Radikalen, zu denen mich die einen rechnen, noch zu den Servilen, zu denen mich die anderen werfen“.

Karoline Böhme

Österreichischer Beobachter

Anton von Pilat stand Jahrzehnte im publizistischen Dienst Metternichs.

Erst Privatsekretär, dann Chefredakteur: Joseph Edler Anton von Pilat wechselt zwar seine Position, nie aber seine Loyalität. Sie galt Klemens Wenzel Fürst von Metternich.

Am 20. Februar 1782 in Augsburg geboren studierte er Jura in Göttingen, tritt er mit 21 in den Dienst Metternichs, der 1803 Österreichischer Gesandter in Berlin geworden war. 1805 wird sein Dienstherr Botschafter in Paris, 1809 dann österreichischer Außenminister. Pilat geht mit nach Frankreich, nach Wien.

Auf Befehl Metternichs übernimmt er 1811 die Redaktion der Tageszeitung *Der Österreichische Beobachter*. Über Jahrzehnte fungiert sie als Forum für Metternich, der nach Napoleons Sturz und seit dem Wiener Kongress zur bestimmenden politischen Figur im Deutschen Bund und einer der führenden Staatsmänner Europas werden wird.

Pilats Redaktionsanteil ist gering. Er agiert primär als Sprachrohr Metternichs. Das Journal begleitet und propagiert dessen konservative Politik und steht unter österreichischer Zensur. Unter dem Motto „Wahrheit und Unparteilichkeit“ pflegt das Blatt eine gewisse Freimütigkeit, muss jedoch aufgrund der herrschenden Zensurvorschrift zunächst noch in der napoleonischen Zeit, schließlich im Vormärz unter den wesentlich von Metternich inspirierten Karlsbader Beschlüssen, die eine

strenge Vorzensur verankern, viele Rücksichten nehmen. Vor allem Angriffe gegen Religion, Monarchie und Sittlichkeit werden untersagt.

Außerhalb seiner Tätigkeit als Chefredakteur versucht sich Pilat in verschiedenen Literaturzweigen. Neben Gedichten, Übersetzungen ins Französische und zahlreichen Aufsätzen schreibt er gelegentlich auch für die *Wiener Zeitung* sowie für die *Augsburger Allgemeine Zeitung*.

Der Freimaurer ist für seine Belesenheit und wohlwollende Natur bekannt. Mit gutmütiger Freundlichkeit und heiterem Sinn, so wird ihm lobend nachgesagt, achte und schätze er jede andere Überzeugung. Konservativ und obrigkeitstreu war er allerdings immer; in reiferen Jahren bekennt sich der Journalist zum streng katholischen Glauben setzt sich öffentlich gegen Freigeister und liberale Strömungen ein.

Nach der Märzrevolution und dem Sturz Metternichs 1848 wird *Der Österreichische Beobachter* eingestellt. Die programmatische Erklärung des Blattes, „Des Beobachters Blicke ruhen auf einer heiteren Zukunft“, scheint fast schon tragisch. Mit der Aufhebung der Pressezensur endet Pilats publizistische und öffentliche Tätigkeit. Sein Name gerät in Vergessenheit. Am 2. Mai 1865 stirbt der Publizist im hohen Alter von 83 Jahren in Wien.

Laura Warken

„Ich bin Ich“

Protest gegen die Moderne führte bei ihm zu einer Verherrlichung der Nacktheit und rückte ihn in die Nähe der völkischen Rechten. Vor 150 Jahren wurde der Verleger, Künstler und Freikörperkulturaktivist Heinrich Pudor geboren.

„Ich bin weder Schriftsteller, noch Komponist, noch Maler, noch Bildhauer, noch Verlagsbuchhändler oder sonst etwas, sondern eben Heinrich Pudor, ich bin Einer, Ich bin Ich“, heißt es im Katalog zu Pudors Ausstellung von Werken der bildenden Kunst in München im Jahre 1894. Auch wenn er sich

deutschsprachigen Raum. Die These: Der menschliche Körper ist nackt das schönste Kunstwerk. „Der Mensch muß die Kleider ausziehen, ehe er vollkommen werden kann.“ Auch in seiner Freizeit lebte Pudor diese Kultur aus: Er badete nackt und lief nur leicht bekleidet durch die Straßen.



Foto: Badende Frauen von Théo van Rysselberghe, Ölgemälde um 1920

selbst nicht als Künstler bezeichnete, ausprobiert hat er vieles. Am 31. August 1865 wurde Heinrich Pudor in der Nähe von Dresden geboren. Nach einem Studium der Psychologie, Philosophie und Kunstgeschichte in Leipzig und Heidelberg begann er seine vielfältigen Interessen auszuleben: Er schrieb Reiseberichte über seine Reisen durch Frankreich und Italien, übernahm für ein Jahr die Leitung des königlichen Konservatoriums in Dresden und gründete seinen eigenen Verlag – mit ihm als einzigen Autor. Zudem versuchte Pudor sich als Musiker, Maler und Bildhauer. Der Erfolg blieb aber aus.

Einen Namen machte sich Heinrich Pudor jedoch innerhalb der Freikörperkultur. Körperliche Befreiung und Erneuerung durch Nacktkultur und Nacktsport standen dabei im Vordergrund. Die Freikörperkultur war ein Protest gegen die Moderne, die Industrie- und Massengesellschaft. Pudor widmete viele seiner Schriften der lebensreformerischen Bewegung. Ernährungs-, Sexual- und Kleiderreformen ergänzten seine Ideen. 1893 veröffentlichte er mit *Nackende Menschen. Jauchzen der Zukunft* das erste bedeutende Buch zum Naturismus im

„Für Wiedergeburt! Für geistige Freiheit! Für sittliche Wahrheit! Für künstlerische Schönheit! Und streng deutsch auf allen Wegen!“ Pudors Schriften zeigten auch völkisches Gedankengut. *Deutschland für die Deutschen. Vorarbeiten zu Gesetzen gegen die jüdische Ansiedlung in Deutschland, Antisemitisches Rüstzeug oder Hakenkreuz* – seit 1912 publizierte er überwiegend antisemitische Schriften und wurde Mitglied der Deutsch-Sozialen Partei. Pudor sah sich als Lichtgestalt der nationalen Bewegung und Vordenker des „Dritten Reiches“. Doch entgegen seiner antisemitischen Denkweise kritisierte er die Parteidiktatur der NSDAP und den Führerkult um Hitler. Anstelle der nationalsozialistischen Revolution forderte er eine völkische Erneuerung.

Am 22. Dezember 1943 verstarb Pudor im Alter von 78 Jahren. Während seine Wirkung innerhalb der antisemitischen Szene nur schwer eingeschätzt werden kann, hatten seine reformerischen Ideen einen großen Anteil an der Entwicklung der Nacktkörperkultur in Deutschland: Hier gilt Heinrich Pudor als Pionier.

Pina-Marie Heistermann

Unruhestifterin zwischen allen Stühlen

Eigentlich strebte sie vor allem nach einer politischen Heimat und nach Anerkennung – und doch galt sie unter ihren Zeitgenossen und Zeitgenossinnen als sprunghafte und gefühlsduselige Unruhestifterin: Lily Braun.

Eine preußische Aristokratin, Tochter eines Generals, allerdings mit ganz unstandesgemäßen Geldsorgen. Ob es nun an der zu geringen Mitgift oder Lilys zu großem Intellekt lag, jedenfalls kam es nicht zu dem, was die Familie erwartete: eine standesgemäße Ehe. Stattdessen wandte sich Lily einem „Think Tank“ für soziale, politische und kulturelle Fragen zu, der Berliner „Gesellschaft für ethische Kultur“, und heiratete 1893 den dort aktiven Philosophie-Professor Georg von Gizycki. Dass er sehr viel älter war als Lily und im Rollstuhl saß, hätte ihre Familie wahrscheinlich hingenommen, aber mit seinen politischen Überzeugungen kam sie definitiv nicht zurecht. Denn Georg von Gizycki bekannte sich offen zum Sozialismus.

Damit waren auch die Weichen für das weitere Wirken von Lily gestellt: Sie bewegte sich auf die SPD zu. Zunächst noch im Rahmen des radikalen Flügels der bürgerlichen Frauenbewegung, wo sie zusammen mit Minna Cauer die kämpferische Zeitschrift *Die Frauenbewegung* herausgab und die erste Rednerin war, die auf einer öffentlichen Versammlung der bürgerlichen Frauenbewegung das Frauenstimmrecht einforderte. Ein ungeheuerliches Statement, denn bis 1894 hatten sich öffentlich zur Wahlrechtsforderung nur sozialistische, keine bürgerlichen Frauenrechtlerinnen bekannt. Den Bruch mit der aristokratischen, aber auch der bürgerlichen Welt vollzog Lily dann 1896, als sie unmittelbar nach dem Tod ihres ersten Mannes den Redakteur des SPD-Parteiorgans *Der Vorwärts* Heinrich Braun heiratete und in die von Clara Zetkin dominierte SPD-Frauenbewegung eintrat.

Doch so sehr Lily Braun eine Heimat in der SPD suchte, so grandios scheiterte sie – vor allem in der proletarischen Frauenbewegung. Als ehemalige Aristokratin wurde sie von Anfang an argwöhnisch beäugt. Ihr großer Bildungsvorsprung, ihre enorme Gewandtheit und nicht zuletzt ihr großbürgerlicher Lebensstil sorgten dafür, dass sie eine Exotin blieb. Politisch kaltgestellt wurde Lily Braun, nachdem sie sich zusammen mit ihrem Mann auf die Seite der sog. Revisionisten geschlagen, d.h. sich gegen die offizielle Parteilinie gestellt hatte. Die Brauns suchten die sozialistische Gesellschaft über Reformen, nicht Revolution zu erreichen und machten diese Sichtweisen in ihrer hochdefizitären Zeitschrift *Die neue Gesellschaft* (1903-1907) publik. Vor diesem Hintergrund sind auch die erbitterten Anfeindungen der orthodoxen Marxistin Clara Zetkin zu sehen, die dafür sorgte, dass viele sozialreformerische Forderungen, die Lily Braun anbrachte, wie z.B. nach Mutterschutz oder Wohnkollektiven, von der SPD nicht ernsthaft weiter verfolgt wurden. Und auch als Autorin der SPD-Frauenzeitschrift *Die Gleichheit* war Lily Braun nicht mehr erwünscht.

Darüber hinaus belasteten Widersprüche in Lily Brauns feministischen und politischen Positionen das eh schon zerrüttete Verhältnis zur proletarischen Frauenbewegung. Nachdem sie 1897 ihr erstes und einziges Kind Otto zur Welt gebracht hatte, lebte sie die Mutterrolle exzessiv aus und machte sie zum Dreh- und Angelpunkt ihrer Ausführungen zur Frauenfrage: In der Mutterschaft sah sie nun die wahre und letztlich einzige Lebenserfüllung einer Frau. Ähnlich bizarr erscheint heute auch, wie hingebungsvoll Lily Braun den Ersten Weltkrieg begrüßte und dass sie sogar ihre Beziehungen spielen ließ, um ihrem 17-jährigen Sohn die Versetzung an die Front zu sichern. Die Zweifel ihres heißgeliebten Sohnes am Fronteinsatz hat Lily Braun noch mitbekommen, nicht mehr aber seinen sog. Heldentod. Sie starb 51-jährig am 9. August 1916 an den Folgen eines Schlaganfalls.

Susanne Kinnebrock

Susanne Kinnebrock ist Professorin für Kommunikationswissenschaft an der Universität Augsburg.



Lily Braun wurde am 2. Juli 1865 als Amalie von Kretschmann in Halberstadt geboren. Foto: AdsD / Friedrich-Ebert-Stiftung

Probier's mal mit Gemütlichkeit!

Bis heute ist dieser Satz aus der Disney-Verfilmung *Das Dschungelbuch* in den Köpfen aller Kinder. Die Vorlage zu dem Filmklassiker lieferte der britische Autor Rudyard Kipling, der in diesem Jahr seinen 150. Geburtstag feiern würde.



Rudyard Kipling um 1899 Quelle: Bain News Service / Library of Congress

Inmitten von rauschenden Wasserfällen, tiefgrünen Ranken und einer farbigen Pflanzenpracht steht auf einer Lichtung ein Bastkörbchen, aus dem Kindergeschrei tönt. Es ist die Geschichte des Findelkinds Mogli, das als Menschenjunge von Wölfen großgezogen wird. Es ist auch eine Geschichte der Kindheitserfahrungen Kiplings, der mit gerade einmal fünf Jahren von seinen in Indien lebenden britischen Eltern in das entfernte Southsea in England geschickt wird.

Während Mogli eine liebevolle und geborgene Kindheit bei den Wölfen erfährt, beginnt für den am 30. Dezember 1865 in Bombay geborenen Kipling bei seiner englischen Pflegefamilie ein qualvoller Lebensabschnitt. „I had never heard of Hell, so I was introduced to it in all its terrors“ – so schreibt Kipling über seine Zeit in Southsea. Schläge und Hänseleien gehören zur Tagesordnung. Zuflucht und Trost findet er während dieser Zeit im Lesen und Schreiben. Nach sechs langen Jahren im „House of Desolation“ – so bezeichnet er seine Pflegeunterkunft – kehrt seine Mutter aus Indien zurück und nimmt ihn in ihre Obhut. Mit 16 Jahren segelt der junge Kipling in

sein Geburtsland Indien zurück, um als Redakteur für die englischsprachige Zeitung *Civil and Military Gazette* in Lahore zu schreiben.

Neben seinen in der Zeitung erscheinenden Gedichten und Kurzgeschichten sind es vor allem die von ihm verfassten Kinder- und Jugendbücher *Kim* und *Das Dschungelbuch*, die beim Publikum auf große Resonanz stoßen. Aus der Erfahrung seiner ersten Kindheits- und späteren Journalistenjahre zeichnet er in seinen Erzählungen ein idyllisches Indienbild, welches seine Faszination für dieses Land widerspiegelt. Es sind gerade seine Darstellungen von goldenen und purpurnen Früchten, Licht- und Farbspielen, welche die Abenteuergeschichten um Mogli und Co. beim Publikum beliebt machen und die Leser in fremde und exotische Regionen entführen.

Kiplings literarische Arbeiten bleiben nicht unbelohnt – im Jahr 1907 erhält er mit 41 Jahren als jüngster Autor „in Anerkennung der ursprünglichen Einbildungskraft sowie der männlichen Stärke in Auffassung und Schilderungskunst“ den Literaturnobelpreis. Stärke muss der britische Autor in seinem Leben mehrfach zeigen. Im Alter von sechs Jahren stirbt 1899 seine erstgeborene Tochter; 16 Jahren später fällt sein einziger Sohn John in der Schlacht von Loos. Bis zu seinem eigenen Tod am 18. Januar 1936 fühlt sich Kipling am Tod seines Sohns schuldig. Als Vertreter des Imperialismus drängte Kipling den minderjährigen John trotz seiner starken Sehschwäche zur Teilnahme an den Schlachten des Ersten Weltkrieges.

Für Filmemacher ist dies eine gefundene Story; im Jahr 2007 kommt die Geschichte um Kipling und seinen Sohn auf die Leinwände der Kinos. Es ist nicht nur Kiplings Leben, das den Filmemachern als Stoff dient, sondern es sind insbesondere auch seine fiktiven Erzählungen. Die Darstellung um das Findelkind Mogli findet bei Filmemachern wie Stephen Sommes und Wolfgang Reithermann großen Anklang und ist Grundlage für ein Dutzend Real- und Zeichentrickverfilmungen. Den größten Erfolg mit weltweit über 335 Millionen Kinobesuchern und einem Umsatz von mehr als 400 Millionen Dollar feiert der Zeichentrickfilm der Walt-Disney-Studios, der gleichzeitig auch der letzte Film von Walt Disney ist. Er stirbt noch während der Produktionsphase.

Nach wie vor wird der Stoff des Buchs immer wieder von Filmproduzenten aufgegriffen, an neue technische Standards – wie die 3D-Technik – angepasst und mit Erfolg den Zuschauern präsentiert. Die Abenteuer um Mogli und seine Dschungelfreunde sind auch über 100 Jahren nach ihrem Entstehen aktuell und spannend für das Publikum geblieben und damit eine unendliche Erfolgsgeschichte.

Sarah Malewski

Herrlichkeit des Orients, Stille der Wüste

Sven Hedin war mehr als ein Weltenbummler: Den Topographen und Abenteurer trieb es nach Zentralasien, zurück kam er mit abertausenden Seiten an Kartographien und Reiseberichten. Vor 150 Jahren wurde der „schwedische Marco Polo“ in Stockholm geboren.

Ein 16-jähriger Junge, der nach der Schule einen eigenen Weltatlas mit mehreren hundert Karten entwirft, fasst den Entschluss, Polarforscher zu werden. Ein ungewöhnliches Karriereziel – der am 19. Februar 1865 geborene Sven Hedin kam seinem Berufswunsch jedoch nur wenige Jahre später sehr nahe. Schon in jungen Jahren ist der Forscher Adolph Erik Nordenskjöld, der erstmalig die Nordostpassage durchquerte, Hedins Held. In seinem späteren Buch *Mein Leben als Entdecker* beschreibt Hedin, wie sehr ihn die Rückkehr seines Idols auf seinem künftigen Weg als Entdeckungsreisender bereits als Jugendlicher beeindruckt und beeinflusst hat:

„Am 24. April 1880 lief die Vega [Nordenskjölds Schiff] in Stockholms Ström ein. Die ganze Stadt war illuminiert. [...] Größte Spannung hatte mich erfasst. [...] Von Kais, Straßen, Fenstern und Dächern dröhnte donnernder Jubel. ‚So will ich einst heimkommen‘, dachte ich.“

Kurz vor dem Abitur verschafft sein Gymnasiallehrer dem wissensbegierigen Schüler einen Job als Hauslehrer in Baku für acht Monate. Den Ortswechsel nutzt Hedin und erweitert seinen Wortschatz um ganze sieben Sprachen, darunter neben Tatarisch auch Persisch und Russisch. Das Lehrgelohn legt er sogleich für seinen Traum nach Abenteuern an: Noch bevor er sein Geographie-Studium in der Heimat aufnimmt, reist Hedin, fasziniert von der „asiatischen Freiheit“, mit 20 Jahren auf einem Pferd durch Persien. 1892 promoviert er in Berlin, doch schon bald zieht es ihn wieder in die Ferne. „Zu viel von der Pracht und Herrlichkeit des Orients, von der Stille der Wüsten und der Einsamkeit der langen Wege“ hat er nun bereits verspürt, um wieder zurückzukehren an die Universität. Von nun an ist Sven Hedins Leben eine Reise.

„Ein Labyrinth aus Tümpeln, Seebuchten und Wasserläufen“ erstreckt sich vor Sven Hedin, als er von 1899 bis 1902 seine zweite Expedition nach Zentralasien unternimmt. In einer Karawane reist er mit dem Boot auf dem Tarim, dessen Flusslauf er präzise dokumentiert, weiter zum chinesischen Salzsee Lop Nur. Fotos entwickelt er in einer kleinen Dunkelkammer direkt an Bord. Vor ihm tauchen die Ruinen der ehemaligen Königsstadt Loulan auf. Er findet jahrhundertealte Schriftdokumente, die das Rätsel der Geschichte von Loulan lösen: Die Bewohner verließen die am Lop Nur gelegene Stadt, da ihnen das Trinkwasser des ausgetrockneten Sees fehlte. Monatlang wandert Hedin in einer Karawane über elf Bergketten des Kunlun und zieht sein Boot durch den Salzschlamm, bis er endlich Tibet erreicht. Er will unbedingt in die für Europäer verbotene Stadt Lhasa.

Doch obwohl er sich als tibetischer Pilger verkleidet hat, wird ihm der Eintritt verwehrt.

Seine Reisen in ferne, sagenumwobene Wüstenländer, Sümpfe und Kulturen geben Sven Hedin reichlich Stoff für eine Menge Publikationen. Wieder zurück in der Heimat setzt er sich an den Schreibtisch und schreibt seine Erlebnisse nieder. Voller Leidenschaft erzählt er von seinem rastlosen Lebensweg in dem nach wie vor populären Reisebericht *Im Herzen Asiens. Zehntausend Kilometer auf unbekanntem Pfaden* im Jahre 1903. Mit eindringlicher Präzision entwickelt er ein Monumentalwerk an Kartographien und Aufzeichnungen. Schon vor seiner letzten Expedition von 1926 bis 1935 nach China, wo er unter anderem für die Lufthansa AG Infrastrukturmöglichkeiten erkundet, trifft Hedin viele berühmte Persönlichkeiten wie den amerikanischen Präsidenten Theodore Roosevelt und Papst Pius X.

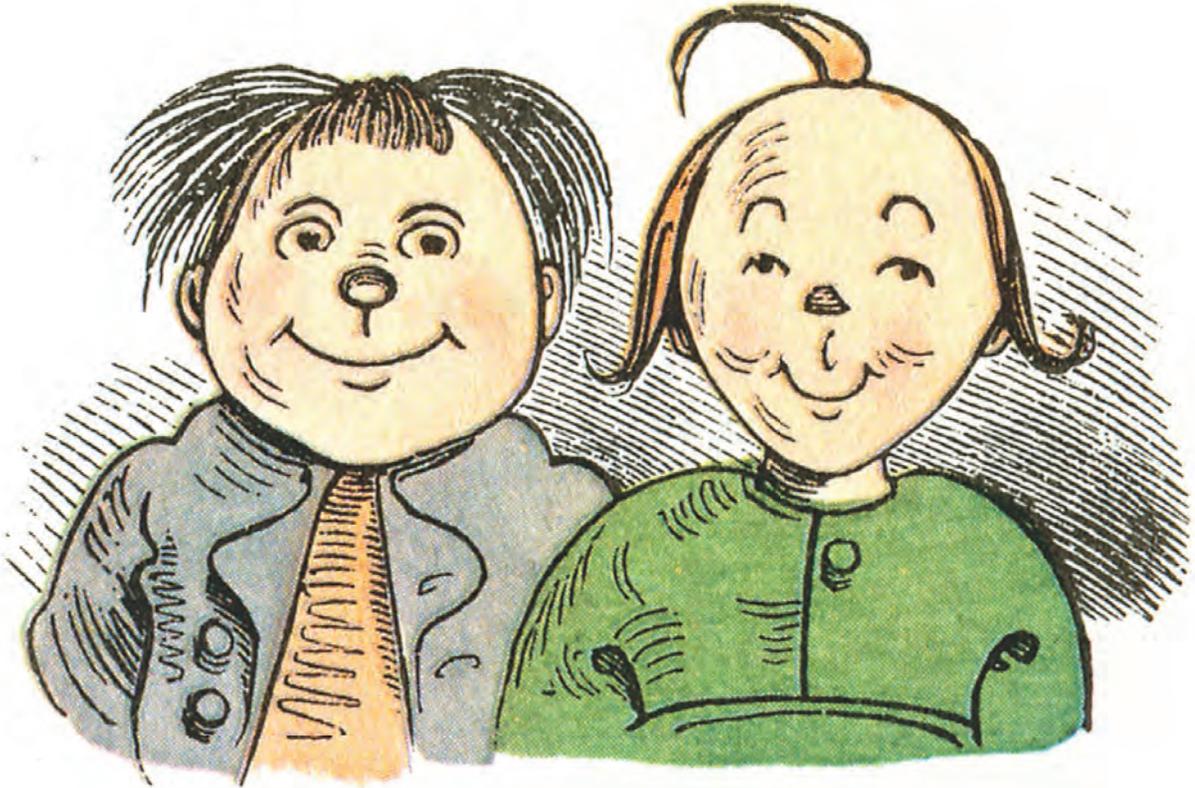
Sven Hedins Ankunft in Stockholm nach seiner dritten Zentralasien-Exkursion fällt nicht weniger triumphal aus als die seines Vorbildes Nordenskjöld 19 Jahre zuvor. Hedin hat die letzten weißen Flecken Asiens erkundet. Das Bild des preisgekrönten und angesehenen Forschers bekommt besonders in seinem Heimatland Schweden jedoch einen gewaltigen Riss: Hedin berichtet in seinen Texten nicht nur von seiner Ostasien-Sehnsucht, sondern verherrlicht auch die Hitler-Diktatur und den deutschen Imperialismus. Er reiste nicht nur gerne nach Asien, sondern auch ins damalige Nazi-Deutschland und schrieb 1937 sogar ein Buch mit dem Titel *Deutschland und der Weltfrieden*. Aufgrund der darin enthaltenen Kritik an der nationalsozialistischen Juden- und Kirchenpolitik weigerte sich der deutsche Brockhaus-Verlag allerdings, dieses Werk zu veröffentlichen. 1949 schreibt *Der Spiegel*, die Schweden wollten nichts mehr mit diesem „einsamen, fast vergessenen Mann“ zu tun haben. Im November 1952 stirbt der Abenteurer in Stockholm.

Juliane Krüger



Streich um Streich

Das Böse-Buben-Buch ist seit 150 Jahren ein Longseller. Selbst jenseits des Atlantiks inspirierte es Cartoon-Serien. Wilhelm Buschs Lausbubengeschichte zwischen Zeitkritik und modernem Comic.



„Ach, was muss man oft von bösen Kindern hören oder lesen! Wie zum Beispiel hier von diesen, Welche Max und Moritz hießen.“

Wilhelm Buschs (1832 – 1908) bis heute unvergessene Bildergeschichte *Max und Moritz. Eine Bubengeschichte in sieben Streichen* ist zugleich Kindergeschichte, Kulturgut, kritische Anklageschrift sowie Grundstein des modernen Comics. Unbestritten ist der große internationale Erfolg, den Busch zu seiner eigenen Überraschung mit seinem Bilderbuch feierte. Übersetzungen in mehr als 200 Sprachen und Dialekte, ins Japanische, Rätoromanische und Jiddische, ebenso wie in Latein oder Altgriechisch, zeugen vom Siegeszug der Lausbuben.

„Dieses war der erste Streich, doch der zweite folgt sogleich.“

Eraht hatte Busch diesen Erfolg vor 150 Jahren nicht. Der erste Verleger lehnte die Geschichte in der Angst ab, die Streiche würden sich nicht gut verkaufen. Erst im darauffolgenden Jahr, 1865, erklärte sich der Münchner Verleger Kaspar Braun bereit, die Lausbubengeschichte zu veröffentlichen. Ein

Entschluss mit weitreichenden Folgen, denn auch in Amerika blieb Buschs Werk nicht unbemerkt.

„Dieses war der zweite Streich, doch der dritte folgt zugleich.“

Der Medienmogul William Randolph Hearst forderte „something like Max and Moritz“, um seine Auflage zu steigern (angestachelt auch von der schon seit 1895 erfolgreichen Cartoon-Serie *The Yellow Kid* in der *New York World* des Konkurrenzverlegers Joseph Pulitzer). Daraufhin erschien im Dezember 1897 im *New York Journal* erstmals *The Katzenjammer Kids* mit den frechen Zwillingen Hans und Fritz des deutschen Zeichners Rudolph Dirks: die Geburtsstunde des modernen Comics. Die Ähnlichkeit zu Buschs *Max und Moritz* war nicht zu übersehen, klarer Fall von Plagiat.

„Dieses war der dritte Streich, doch der vierte folgt sogleich.“

Dagegen vorgehen konnte Busch aber nicht, denn die Rechte an *Max und Moritz* waren komplett an seinen Verleger Braun übergegangen. Wilhelm Busch war „irritiert über das nun ja

sehr offensichtliche Plagiat, und geschmeichelt, dass seine Dorfgeschichte eine derart internationale Resonanz fand“, so die Busch-Biographin Eva Weissweiler.

„Dieses war der vierte Streich, doch der fünfte folgt zugleich.“

Nach Meinung Weissweilers ist *Max und Moritz* kein Kinderbuch, sondern ein Werk, mit dem Busch die schrecklichen Zustände im Königreich Hannover Mitte des 19. Jahrhunderts kritisiert. Verhungerte Tagelöhner und herumstreunende, bettelnde und stehlende Kinder waren Bestandteil dieser Zeit. „Also wenn es einen moralischen, Ansatz bei *Max und Moritz* gibt, dann glaube ich, geht er in diese Richtung: Auf lachende Weise Anklage zu erheben, gegen diese schrecklichen sozialen Verhältnisse“, so die Biografin.

„Dieses war der fünfte Streich, doch der sechste folgt sogleich.“

Die Moral der Geschichte ist unübersehbar, ebenso die Brutalität und Grausamkeit, mit der die Buben vorgehen. Witwe Boltens Hühner werden stranguliert, ihr Hund bekommt eine Tracht Prügel. Schneider Böck, Herrn Lehrer Lämpel und Onkel Fritz werden gefährliche Streiche gespielt, die schmerzhaft

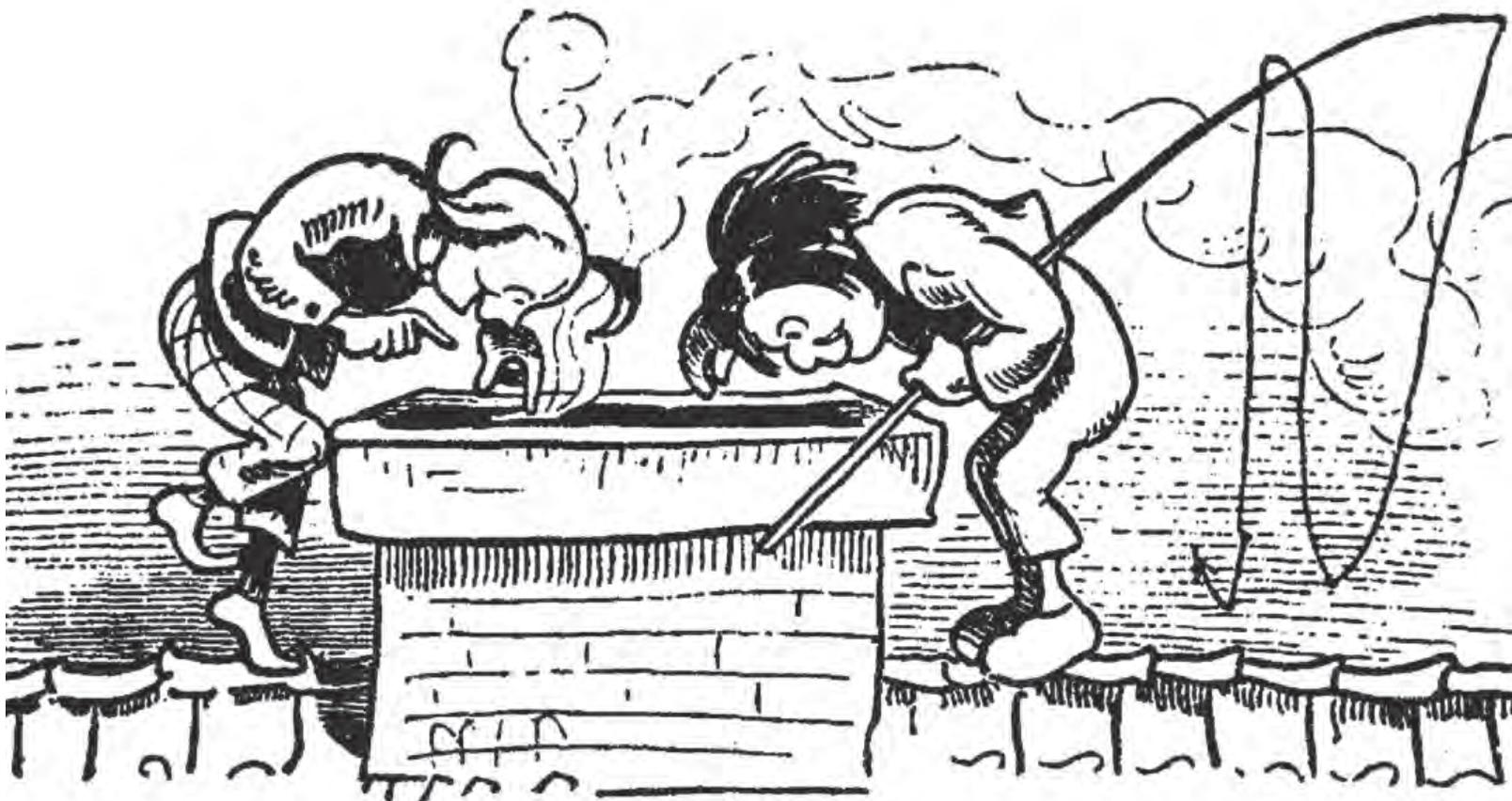
enden. Maikäfer im Bett, explodierende Pfeifen und angesägte Brücken gehen für einige Leser über einen Lausbubenstreich hinaus. So wurde Buschs Geschichte mit Raub und Quälerei unter anderem als bedenkliche Jugendlektüre mit gefährlicher Wirkung bezeichnet. *Max und Moritz* als schlechte Vorbilder für Kinder? – Die Diskussion um den pädagogischen Wert der Geschichte besteht bis heute.

„Dieses war der sechste Streich, doch der letzte folgt zugleich.“

Fast schon sadistisch bringt der als depressiv geltende Busch die Geschichte von *Max und Moritz* mit dem siebten Streich zu Ende. Von Bauer Mecke gefangen, enden die beiden Buben in der Getreidemühle und werden anschließend von den Hühnern gefressen. Auch wenn Max und Moritz ein unrühmliches Ende nehmen, sind sie nach 150 Jahren noch immer als freche Lausbuben in den Herzen der Leser.

„Als man dies im Dorf erfuhr,
war von Trauer keine Spur. (...)
Gott sei Dank! Nun ist 's vorbei
Mit der Übelthätereii!“

Eva Ixmeier



Quelle: *Max und Moritz – Eine Bubengeschichte in sieben Streichen*, Wilhelm Busch, Diogenes 1977

Webmaster der Welt

Vor 150 Jahren wurde die International Telegraph Union gegründet. Seitdem begleitet sie als eine Art globale Regulierungsbehörde sämtliche Entwicklungen der elektronischen Kommunikation.



Telegraphenbüro in Washington D.C., 1943

Foto: Esther Bublej/FSA/OWI

Viele tausend Jahre galten Pferd und Reiter als schnellste Möglichkeit, komplexe Nachrichten über große Distanzen zu übermitteln. Dieser mühselige und zeitraubende Kommunikationsweg verlor erst im Zuge der elektrischen Revolution zu Beginn des 19. Jahrhunderts schlagartig an Bedeutung. Mit der Erfindung der Telegraphie waren die Strapazen des berittenen Kuriers passé; allerdings galt es nun, neue Unwägbarkeiten zu bestehen. Durch die steigende Anzahl der Telegraphennetze wuchs auch die Menge inkompatibler Knotenpunkte zwischen verschiedenen Ländern. Gemeinsame Standards? Fehlangelegenheit! Nachrichten mussten erst in das jeweilige nationale System übersetzt werden.

Um dieser Misere zu entkommen, trafen sich vor 150 Jahren Vertreter von 20 Nationen zu einem gemeinsamen Gipfel in Paris – der ersten „International Telegraph Conference“. Ergebnis dieses Kongresses: Die Gründung der ITU, der „International Telegraph Union“, am 17. Mai 1865. Fortan galten gemeinsame Standards zwischen den Mitgliedsstaaten und das Kommunikationsnetzwerk konnte spürbar an Effizienz zulegen. Doch gut zehn Jahre später lauerten mit der Patentierung des Telefons bereits die nächsten Hürden und die Regularien mussten erweitert werden. So galt beispielsweise die Regel, dass ein Telefongespräch nach zehn Minuten unterbrochen wird, falls die Leitung eine andere Person benötigt. Das Wort „Flatrate“ dürfte zu jener Zeit wohl lediglich ein Stirnrunzeln hervorrufen haben. Nur wenig später gab es erste Erfolge im Bereich

der schnurlosen Telegraphie, so dass auch Schiffe auf dem Meer erreicht werden konnten. Aus dieser Technik entwickelte sich schließlich der Funk, mit dem neue Herausforderungen für die ITU einhergingen. Erneut mussten gemeinsame Standards gefunden werden. Die erste Regulierung aus dem Jahre 1906 bestand aus 15 Seiten. Bis heute ist das Werk auf über 1.000 Seiten angewachsen. Ziel ist, das begrenzte Frequenzband (mittlerweile auch über Satellit) möglichst effizient zu teilen und international zu nutzen. So bürokratisch das anmuten mag, so

wichtig sind die Regulierungen im Alltag – und insbesondere im Notfall. Beispielsweise ist die Etablierung des Funkspruchs SOS ein Verdienst der ITU. Auch die Festlegung einer einheitlichen Notfallfrequenz kann sich die Organisation auf die Fahnen schreiben.

Mit dem Voranschreiten der Technik hielten schließlich auch Radio und Fernsehen Einzug in die ITU-Regelwerke (seit 1934 steht das T in ITU nicht mehr für Telegraph, sondern für Telecommunication). Über 150 Standards wurden im Laufe der Jahre definiert. Mobilfunk und Internet kamen in jüngerer Zeit hinzu. Insbesondere das World Wide Web hat einen enormen Bedarf an technischer Regulierung. Doch widmet sich die ITU nicht nur Spezifikationen und Normierungen. In ihrer Funktion als UN-Organisation (seit 1949) arbeitet sie daran, das Internet für alle Menschen auf sämtlichen Erdteilen verfügbar zu machen. Speziell in Afrika, Lateinamerika und Teilen Asiens engagiert sich die Vereinigung, um die Entwicklung zu fördern. Zudem stehen auch der Schutz der Privatsphäre und die Datensicherheit auf der Agenda.

Aus den 20 Gründungsstaaten sind mittlerweile 193 Mitglieder geworden und das Telegraphennetz von einst hat sich zu einem weltweiten Glasfaser- und Satellitengeflecht entwickelt. Auch die kommenden 150 Jahre werden viele Herausforderungen, Unwägbarkeiten und Überraschungen für die ITU bereithalten. Sicher scheint nur eins: Mit einem Comeback berittener Kurier ist nicht zu rechnen.

Florian Bauer

Radler retten Auto

Aus einer Marketingidee für eine Sportzeitschrift wurde die Tour de France. Ihr Erfinder, der Pariser Journalist Henri Desgrange, wurde vor 150 Jahren, am 31. Januar 1865, geboren. Sein Blatt veranstaltet das Rennen rund um Frankreich auch heute noch.

„Die Tour de France! Die größte Radprüfung der Welt. Ein Rennen über einen ganzen Monat: Paris – Lyon – Marseille – Toulouse – Bordeaux – Nantes – Paris. 10.000 Francs Siegprämie.“ Mit dieser Meldung versuchte Chefredakteur Henri Desgrange am 19. Januar 1903 sein Fachmagazin *L'Auto* zu retten. Noch recht unbeachtet starteten 60 Rennfahrer am 1. Juli 1903 in Villeneuve-St. Georges. Nach drei Wochen und knapp 2.500 Kilometer wurden die Sportler wie Helden in Paris empfangen und gefeiert. Ein Verdienst der Reporter, die ausführlich vom



Alpenpässe als sportliche Herausforderung: Desgrange hat's erfunden.

Foto: Julia Hirsch

Leid und den Strapazen in *L'Auto* berichteten. Desgranges Plan ging auf: Was eigentlich nur ein Marketinggag sein sollte, um die Auflage des Magazins zu steigern, war die „Geburtsstunde“ der Tour der France.

Die Idee des Rennens entwickelte sich aus einem Streit mit dem Konkurrenzblatt *Le Vélo* und dessen Chefredakteur Pierre Giffard. Ganz Frankreich war wegen der Dreyfus-Affäre in zwei politische Lager gespalten. Der jüdische Artillerie-Hauptmann Alfred Dreyfus wurde 1895 wegen Hochverrats verurteilt, zu Unrecht, wie sich später zeigen sollte. Der Prozess war durch manipulierte Zeugenaussagen beeinflusst worden. Der Streit zog sich bis in den Journalismus, wo Giffard sich kritisch über die Anklage von Dreyfus äußerte. Da eine Gruppe Industrieller aus der Rad- und Autobranche mit Giffards Haltung nicht einverstanden war, gründeten sie am 16. Oktober 1900 das Magazin *L'Auto Vélo*. Wegen des ähnlichen Titels reichte Giffard eine Plagiatsklage ein, bekam Recht und das neue Magazin wurde in *L'Auto* umbenannt.

Henri Desgrange wurde Chefredakteur. Aus der politischen Fehde entwickelte sich ein Streit um die Leserschaft der Radsportler. Desgrange hatte zuerst keinen Erfolg und die Auflage von *L'Auto* sank. Schließlich hatte sein Reporter Geo Lefèvre die entscheidende Idee: Ein Etappenrennen über mehrere Tage.

Desgrange war begeistert und schon während der ersten Tour de France verdoppelte sich die Auflage des Magazins fast auf

65.000 Exemplare. Für seinen Gegner Giffard bedeutete die Erfindung des Radrennens eine deutliche Niederlage: Wenige Monate später verschwand *Le Vélo* vom Markt. Henri Desgrange schickte nun jedes Jahr seine Fahrer auf die Reise. 1946 wurde der Name der Zeitschrift in *L'Equipe* geändert – bis heute das größte Sportmagazin Frankreichs.

Seine Leidenschaft für den Radsport hatte Henri Desgrange schon sehr früh entdeckt: Als der studierte Anwalt sich zwischen seiner Karriere im Gericht und dem Radfahren entscheiden musste, hängte Desgrange seinen Juristenjob an den Nagel. 1893 stellte er selbst einen Weltrekord auf: Er fuhr in einer Stunde eine Strecke von 35,25 km.

Auch sonst widmete er sich dem Radsport: Er schrieb mehrere Handbücher, war Vorsteher der Radrennbahn Velodrome d'Hiver und arbeitete als Journalist bei verschiedenen Tageszeitungen, bis er Chefredakteur von *L'Auto* wurde. 1936 erkrankte Desgrange schwer an Krebs und musste seine Arbeit aufgeben.

Am 16. August 1940 starb der leidenschaftliche Radsportler im Kreise seiner Familie. Zu seinem Andenken wurde ein Denkmal am Col du Galibier aufgestellt, einem der berühmtesten Aufstiege des Radrennens.

Seine größte Hinterlassenschaft ist die Tour de France, die – trotz aller Dopingaffären – auch im 113. Jahr ihres Bestehens immer noch eines der größten Medienspektakel unserer Zeit ist. Allez, allez!

Julia Hirsch



A WORD TO THE MERMAIDS

NEPTUNE. "AHO-O-O-O-OY, THERE! GET OFF O' THAT 'ERE CABLE, CAN'T YER—T



Die Meerjungfrauen waren's!

Vor 150 Jahren stieß die Telegrafie noch an ihre Grenzen. Meeressgrenzen. Erste transatlantische Kabelverbindungen wurden Ende der 1850er Jahre geschaffen, doch brach die Verbindung bald ab. 1865 verlegte nun der Dampfer *Great Eastern* ein besser isoliertes Seekabel – doch 600 Meilen vor Neufundland riss es. Die Londoner Satirezeitschrift *Punch* (vom 05.08.1865) kennt den Grund. Ein Jahr später klappte dann, Neptun sei dank, die Kabelverlegung. M.B.

MERMAIDS.

—THAT'S THE WAY T'OTHER ONE WAS WRECKED!!!”

Journalist, Diplomat, Weltenbummler

John Russel Young begann als Laufbursche in der Redaktion. Schlagzeilen schrieb er auf den Schlachtfeldern Amerikas und Europas – und durch eine Weltreise mit besonderer Begleitung.

1840

Amerika Ende des 19. Jahrhunderts: Der Bürgerkrieg spaltet die Vereinigten Staaten und fordert das Leben hunderttausender US-Bürger. In Europa bestimmen Konflikte, Wettrüsten und brodelnde Krisenherde die angespannte Ära. Dem technischen Fortschritt in der Nachrichtenübermittlung sowie dem Mut und Engagement junger Kriegsreporter ist es zu verdanken, dass die amerikanische Bevölkerung erstmals ausführlich über die Geschehnisse informiert wird. Ihr Einsatz in der Gefahrenzone macht die Reporter zu Legenden.

Einer dieser draufgängerischen jungen Männer ist John Russell Young. Er macht vor allem durch seine Berichterstattung

über die Schlacht am Bull Run, der ersten großen Landschlacht im amerikanischen Bürgerkrieg im Juli 1861, auf sich aufmerksam. Detailliert schildert er in seinen Artikeln Szenen des Kampfes und kritisiert offen das sinnlose Blutvergießen. „Trains of baggage wagons were constantly passing us, many of them being filled with wounded men. [...]

The sky was a mass of heaving and rolling clouds, and the sun arose in all his purple golden, and, as it seemed to us, bloody splendor“, beschreibt der zwanzigjährige Reporter die Situation auf dem Schlachtfeld.

Geboren wurde John Russel Young vermutlich am 20. November 1840 in County Tyrone, Irland. Nach dem frühen Tod seiner Mutter, wurde er von seinem Onkel in New Orleans aufgezogen. Mit 15 begann Young als Copyboy bei der *Philadelphia Press*, wo er sich schnell nach oben arbeitete.

Horace Greeley, Herausgeber der *New York Tribune*, erkannte das Potential des Journalisten, der den Nervenkitzel liebte, und stellte ihn 1865 als Chefredakteur ein. Zu diesem Zeitpunkt war Young erst 25 Jahre alt. Sein enger Freund Walt Whitman bezeichnete ihn einst als „liebvollen Querkopf“. Aufgrund dieser Charaktereigenschaft ließen auch Meinungsverschiedenheiten mit Greeley nicht lange auf sich warten. Young kündigte daraufhin seinen Job.

In den 1870er-Jahren zog es John Russell Young selbst in die weite Welt. Als Auslandskorrespondent berichtete er für den *New York Herald* aus nahezu allen Ländern Europas. 1877 machte ihm Ex-US-Präsident Ulysses S. Grant ein Angebot, dass der leidenschaftliche Weltentdecker nicht ablehnen konnte.

Young begleitete Grant und seine Familie auf einer zweijährigen Weltreise. Akribisch notierte der Kosmopolit Young alle Eindrücke, die die Reisegruppe in Ländern wie Indien, Burma oder China sammelte, und veröffentlichte sie 1879 in dem Buch *Around the world with General Grant*. Dabei entstand nicht nur ein Reisebericht, sondern in erster Linie ein politischer Diskurs über die Entwicklung Amerikas und der besuchten Länder. In China schloss Young Freundschaften mit wichtigen Staatsmännern. Diese Kontakte sollten sich bald als nützlich erweisen. Als Young als amerikanischer Botschafter nach China gesandt wurde, fungierte er als wichtiger Vermittler zwischen den beiden Ländern.

Der Senat ernannte John Russell Young 1897 zum Leiter der Library of Congress. Der ehemalige Diplomat nutzte seine Beziehungen, um den Bestand des Washingtoner Hauses zu erweitern und es zu einer der bedeutendsten Bibliotheken der Welt zu machen. Außerdem richtete er einen „Pavillon für Blinde“ ein, in dem behinderten Kindern täglich vorgelesen wurde.

Jedoch war Young nur eine neunmonatige Amtszeit vergönnt. An Weihnachten 1898 stürzte er schwer und erlag am 17. Januar 1899 seinen Verletzungen. „Until my work is done I cannot die“, pflegte Young oft zu sagen: „And then I would not live“.

Miriam Och



Quelle: Thos. W. Herringshaw: *The Biographical Review of Prominent Men and Women of the Day* (Chicago, 1889)

Wenn Töne Worte wären

Vor 175 Jahren wurde Peter Iljitsch Tschaikowsky geboren. Der Mensch Tschaikowsky ist vielen ein Rätsel, wie auch sein früher Tod. Seine musikalischen Werke machen ihn unsterblich.

„Do You like music, Mr. Finch“, fragt Evey in einer der letzten Szenen der Comicverfilmung *V for Vendetta* (2006) den Polizeiinspektor. Dann wird Tschaikowskys Ouvertüre 1812 eingespielt, das Regierungsgebäude explodiert und die Skyline des futuristischen Londons geht auf in einem einzigen Feuerwerk. Die gewaltigen Klänge des Kampfliedes ziehen sich wie ein roter Faden durch den Film und unterstreichen die fiktionale Geschichte des Freiheitskämpfers V.

Keine Fiktion ist die Geschichte des wohl bekanntesten Komponisten Russlands. Sie beginnt in Wotkinsk, fast 2.000 km von der damaligen Hauptstadt Sankt Petersburg entfernt. Hier erblickt Peter Iljitsch Tschaikowsky am 7. Mai 1840 das Licht der Welt. Wotkinsk ist 1840 ein kleines Dorf, das sich lediglich eines Stahlwerkes rühmen kann: die Soundkulisse, vor deren Hintergrund der kleine Peter aufwächst. Er ist ein empfindsamer, intelligenter Junge, Eigenschaften, die so gar nicht in diese von Handwerk und Tatkraft geprägte Gegend zu passen scheinen. Doch Tschaikowskys emotionale Seite bleibt sein Leben lang dominant und drückt sich in seiner intensiven Beziehung zur Musik aus. Bis er erkennt, dass die Musik es ist, die sein Leben bestimmt, verirrt er sich vorübergehend in die Welt der Gesetzbücher und Paragraphen. Tschaikowskys Passion jedoch gilt nicht dem Beamtentum. Er ist in der Welt der Töne zuhause, die ihm mehr bedeutet als alle Worte. „Ob ich nun schlecht oder gut komponiere – das eine weiß ich: Dass es aus einem inneren, unüberwindlichen Drang geschieht“, schreibt er. Der menschenscheue Komponist vermag sich nur in seiner Musik wirklich zu offenbaren. Tschaikowskys einzige Ehe geht kurz nach der Hochzeit in die Brüche.

Seine zurückhaltende Art trägt dazu bei, dass auch heute noch Gerüchte kursieren: über Tschaikowskys angebliche Homosexualität oder seinen frühen Tod im Jahr 1893 im Alter von nur 53 Jahren. So skandalumwittert sein Tod sein mag – Cholera oder Selbstmord –, unvergessen macht ihn sein Lebenswerk.

Vom belächelten Komponisten zum Meister des klassischen Balletts

Tschaikowskys Musikkarriere beginnt zunächst wenig vielversprechend. Eigene Kompositionen und Auftragswerke kommen nicht wie erhofft beim Publikum an. Die Uraufführung von *Schwanensee* 1877 im Moskauer Bolschoi Theater wird ein Riesenflop. Erst nach Tschaikowskys Tod erlangt das klassische Meisterwerk in der Neuinszenierung der beiden russischen Choreographen Petipa und Ivanov die verdiente Anerkennung. Sie bringen *Schwanensee* 1895 in neuem Gewand auf die Bühne des Mariinsky-Theaters in Sankt Petersburg.



Foto: Atelier E. Bieber, Hamburg 1888

Tschaikowsky selbst ist so enttäuscht von dem Misserfolg der ersten *Schwanensee*-Aufführung, dass er sogar überlegt, die Musik noch einmal umzuschreiben. Er ändert die Komposition nicht – zum Glück. Heute zählt *Schwanensee* längst zu den beliebtesten Handlungsballetten, beliebter noch als *Dornröschen* und *Der Nussknacker*, mit denen der Komponist allerdings zu Lebzeiten weit erfolgreicher ist. Allein *Dornröschen* wird innerhalb von zwei Jahren fünfzig Mal aufgeführt. Heute kann man alle Jahre wieder Aufführungen der drei Stücke auf den Bühnen dieser Welt live oder im Fernsehen bewundern. *Schwanensee* schafft es sogar bis nach Hollywood. 2010 geht der Oscar für die beste Hauptdarstellerin an Natalie Portman für ihre Rolle als psychisch-labile Primaballerina in *Black Swan*. Für Natalie Portman möglicherweise die Rolle ihres Lebens, die gewagteste Interpretation von Tschaikowskys Meisterwerk mit Sicherheit.

Nadja Neubauer

Die nationale Visitenkarte

19 x 23 mm groß, schwarz, einen Penny wert und Königin Victoria als Bildmotiv: Mit der Penny-Black-Marke wurde am 6. Mai 1840 in Großbritannien die erste Briefmarke der Welt eingeführt.



Links: Junge Dienerin nimmt den Brief ihres Verlobten entgegen. Rechts: Aus München: „Was des wieda für a malefiz Eirichtung mit dene Briefkastn is. Nix bringt ma nei als hextns so an lumpatn Liabesbriaf. So a Glump!“

1836 in einem Schloss in Nordschottland: Eine junge Dienerin empfängt den Briefträger. Im Gepäck der Brief ihres Verlobten. Anstatt ihn anzunehmen, schickt die Dienerin den Boten wieder davon. Zu teuer sei das Porto. Um zu helfen, bietet ihr Dienstherr, Rowland Hill, dem Mädchen an, die Gebühr zu übernehmen. Wieder lehnt die Dienerin ab. „Warum sollte ich bezahlen, wenn ich weiß, was darin steht?“ Um den Inhalt lesen zu können, schreibe ihr Liebster groß genug und benutze dünnes Papier. Den Penny für das Porto könne sie somit einsparen. Nach diesem Gespräch hatte Hill den Einfall zur Briefmarke – so die Anekdote.

Sicher ist: Hill verfasste 1837 eine Schrift zur *Post office reform, its importance and practicability*. Kern seines Vorschlags:

Die generelle Vorauszahlung des Briefportos. Bevor Hill im Zuge der von ihm selbst umgesetzten Postreform 1839 die erste Briefmarke einführte, sah der Schriftverkehr ganz anders aus. Er war eine kostspielige und zeitraubende Angelegenheit. Verliebte, wie die Dienerin und ihr Verlobter, konnten nicht wie heute auf Senden klicken und binnen kürzester Zeit wurde die Nachricht per E-Mail oder SMS verschickt – und das fast kostenfrei. Sollten Anfang des 19. Jahrhunderts längere Distanzen zurückgelegt werden, konnte für den Empfänger ein Porto vom Tageslohn eines Arbeiters anfallen. Illegaler Schmuggel, Unterschlagung von einkassierten Taxbeträgen durch die Briefträger oder Verweigerung der Entgegennahme der Post waren die Folge. Die Briefbeförderung verlangte nach

einer grundlegenden Veränderung. Dieser nahmen sich Robert Wallace, James Chalmers und Rowland Hill an. Nach dem Tod Hills entfachte ein langanhaltender Kampf um die Ideenrechte. So soll es Chalmers gewesen sein, der die Idee zur Briefmarke hatte. Erst nach 12 Jahren konnte der Streit zwischen den Söhnen Pearson Hill und Patrick Chalmers durch die Worte Samuel Roberts de Conway – einer der ersten Fürsprecher der Postreform – beigelegt werden: „Sir Rowland Hill griff die Idee des Penny auf, lenkte sie in nützliche Bahnen und setzte sich mit ganzer Kraft für die Reform ein.“ Hill war demnach der Einzige, der den Plan einer Briefmarke verwirklichen konnte.

Im Zuge der Postreform Rowland Hills wurde somit die Posttaxe deutlich reduziert und vereinheitlicht. Ein Penny betrug das Porto für jeden Bestimmungsort innerhalb des Vereinigten Königreiches. Anstelle der Abstufung nach Entfernung wurde die Abstufung nach Gewicht eingeführt. Wog der Brief über eine halbe Unze, vielen zwei Penny an. Zudem wurde das Porto nicht mehr wie üblich vom Empfänger übernommen, sondern der Sender zahlte. Am 17. August 1839 stimmte Königin Victoria dem Gesetzesentwurf für die Penny Post zu. „Mit Befriedigung habe ich meine Zustimmung zur Posttaxenmäßigung gegeben. Ich vertraue darauf, dass die angenommene Vorlage eine Hilfe und eine Ermutigung für den Handel bedeutet und dass dank der Erleichterung der Beziehungen und des Nachrichtenverkehrs ein großer sozialer Fortschritt und eine Verbesserung erzielt wird.“

Um das Vorhaben umsetzen zu können, fehlte nur noch das Postwertzeichen: Die Briefmarke. Bereits am 23. April 1839 wurden Künstler, Wissenschaftler und andere Interessierte in einem Wettbewerb dazu aufgerufen, Entwürfe und Ideen einzureichen. Drei Monate später lagen 49 Entwürfe vor. Vier Bewerber wurden für ihre Ideen mit 100 Pfund belohnt. Zum Zuge kam die Skizze des Preisträgers Benjamin Cheverton. Sie stellte Königin Victoria im Profil dar. Das Bild des Gedenkmedaillons vom 9. November 1837, das ein Porträt der Königin mit 15 Jahren zeigt, diente schließlich als endgültige Vorlage für die erste Briefmarke der Welt: Die 'Penny-Black-Marke'. Ab der Einführung am 6. Mai 1840 hielt die Königin während ihrer mehr als 60-jährigen Regierungszeit an der Zeichnung fest. Nachfolgende Ausgaben durften das Motiv nicht verändern. Im Vereinigten Königreich war die Briefmarke ein großer Erfolg.

Schnell setzte sich das neue Postwertzeichen durch. Dennoch dauerte es einige Jahre, bis andere Staaten dem Beispiel Großbritanniens folgten. 1843 zogen zunächst die Kantone Zürich und Genf sowie Brasilien nach, 1845 der Kanton Basel, 1847 die USA sowie die britischen Gebiete Mauritius und Trinidad. Frankreich und das Königreich Bayern folgten 1849: 'Schwarze Einser' hieß die erste Briefmarke Deutschlands und wurde am 1. November eingeführt. In den 50er Jahren folgten Sachsen, Hannover, Schleswig Holstein, Baden, Württemberg, Bremen und viele weitere deutschsprachige Gebiete. Somit wurde allmählich die Grundlage für den internationalen Postverkehr geschaffen. Königin Victorias Wunsch, Nachrichtenverkehr, Handel und Beziehungen zu erleichtern, wurde umgesetzt. Die Kommunikation wurde revolutioniert.

Heute ist die Briefmarke viel mehr als nur ein Postwertzeichen. Sie ist ein Spiegel unserer Zeit, Botschafter eines Landes, beliebtes Sammlerstück und oft ein kleines Kunstwerk. Bewegende Begebenheiten, herausragende Persönlichkeiten oder kulturelle Höhepunkte: Die Briefmarke ist ein wichtiger Zeitzeuge unserer Gesellschaft und nationale Visitenkarte zugleich. Sie repräsentiert das Land nach außen und vermittelt dessen kulturelle Identität – sei es durch Landschaftsbilder, Bauwerke, Erfindungen oder Leistungen wichtiger Landsleute. Auf kleinstem Raum werden so große Themen abgebildet – Meisterwerke im Miniaturformat, die jedes Sammlerherz höher schlagen lassen.

Noch 1840 gab es übrigens den ersten Briefmarkensammler: Der Brite John Edward Gray kaufte am Tag der Erstaussgabe mehrere Exemplare der „Penny Black“; 1862 veröffentlichte er auch den ersten Briefmarkenkatalog der Welt. Heute hat allein der Bund deutscher Philatelisten 39.000 Mitglieder und die Zahl der nicht vereinsmäßig organisierten Sammler geht in die Millionen, auch wenn das Hobby für junge Leute immer weniger reizvoll ist und die per Computer ausgedruckten Standard-Postwertzeichen kaum mehr attraktiv sind.

„Nicht alles, was auf Briefmarken erscheint, ist sofort in seiner ganzen Tragweite und Bedeutung zu verstehen, aber wenn man nach einigen Jahren auf die Briefmarken unseres Landes blickt, schaut man in eines der spannendsten, abwechslungsreichsten und aussagekräftigsten Geschichtsbücher“, so der ehemalige Bundesminister Hans Jürgen Wischnewski, selbst begeisterter Philatelist.

Pina-Marie Heistermann



Bogenteile der Penny-Marke

Quelle aller Bilder: Museum für Kommunikation Bern

Ich klage an!

Vor 175 Jahren wurde Émile Zola geboren. Mit naturalistischen Romanen wie *Nana* und *Germinal* bewegte er Millionen Leser – und mit seinem Leitartikel „J'accuse“ rüttelte er 1898 die ganze Grand Nation auf.

„Ich klage den Oberleutnant du Paty de Clam an (...). Ich klage den General Mercier an (...). Ich klage den General de Boisdeffre und den General Gonse an (...). Ich klage endlich das erste Kriegsgericht an, das Recht vergewaltigt zu haben, indem es einen Angeklagten auf Grund eines geheimgebliebenen Schriftstückes verurteilte, und das zweite, diese Gesetzwidrigkeit auf Befehl gedeckt zu haben, indem es seinerseits das Verbrechen beging, wissentlich einen Schuldigen frei zu sprechen. Ich weiß, daß ich mich einer pressegesetzlichen Verfolgung aussetze. Aber das will ich gerade ... Man wage es, mich vor die Geschworenen zu stellen. Darauf warte ich!“ (Émile Zola, 13. Januar 1898)

Allzu lange muss Frankreichs berühmter Schriftsteller nicht warten: Drei Wochen nachdem Émile Zolas Offener Brief an den französischen Präsidenten Félix Faure in der Zeitung *L'Aurore* erschienen ist, wird ihm der Prozess gemacht. Sein Vergehen: den bis dato größten Justizskandal in der französischen Geschichte kritisch kommentiert und so für weltweite mediale Aufmerksamkeit gesorgt zu haben.

Die Dreyfus-Affäre

Den Anfang nimmt die verhängnisvolle Geschichte – in die Schulbücher als Dreyfus-Affäre eingegangen – im Jahr 1894. Eine für den französischen Geheimdienst arbeitende Putzfrau findet im Papierkorb des deutschen Militärattachés Max von Schwartzkoppen ein Schriftstück, auf dem geheime Informationen des französischen Militärs aufgelistet sind. Schnell spüren der französische Kriegsminister Auguste Mercier und sein leitender Offizier Armand du Paty de Clam den vermeintlichen Landesverräter auf: den jüdischen, aus Elsaß-Lothringen stammenden und damit qua Herkunft verdächtigen Artilleriehauptmann Alfred Dreyfus. Es kommt zu einem überhasteten Prozess, an dessen Ende Dreyfus unehrenhaft aus der französischen Armee entlassen und zu lebenslänglicher Verbannung auf der im Atlantischen Ozean gelegenen Teufelsinsel verurteilt wird. Die französische Öffentlichkeit gibt sich trotz dünner Beweislage mit dem ‚Juden Dreyfus‘ als Schuldigen zufrieden, aufgepeitscht durch antisemitische und einseitige Berichterstattung der Presse. Anfangs glaubt lediglich Dreyfus' Familie an seine Unschuld, sie wird in den nächsten Jahren zahlreiche Versuche unternemen, das Verfahren neu aufzurollen. Auch Major Georges Picquart, seit 1895 Leiter des französischen militärischen Auslandsnachrichtendienstes, zweifelt bald an einem gerechten Urteil. Im Zuge seiner eigenen Recherchen macht er im Sommer 1896 den tatsächlichen Verfasser des verräterischen Schriftstücks aus: Major Marie-Charles-Ferdinand

Walsin-Esterhazy. Picquart weist seine Vorgesetzten Raoul Francois Charles Le Mouton de Boisdeffre und Charles-Arthur Gonse auf den Irrtum hin und wird prompt zur Strafe in ein nordafrikanisches Schützenregiment abkommandiert. Seine Degradierung antizipierend, trifft Picquart entsprechende Vorkehrungen, so dass seine Version der Geschichte trotzdem an die Öffentlichkeit gelangt. Im Dezember 1897 kommt es zu einem erneuten Prozess, dieses Mal mit Esterhazy auf der Anklagebank.

Zolas Offener Brief an den Präsidenten

Es ist dieser zweite Prozess, der für Zola das Fass zum Überlaufen bringt. Trotz erdrückender Beweislast wird das Verfahren gegen Esterhazy am 11. Januar 1898 eingestellt. Über Nacht verfasst Zola seinen berühmt gewordenen Leitartikel „J'accuse“, in dem er dem französischen Staatsapparat, allen voran dem Militär, Totalversagen vorwirft. Schon vorher hat er sich mehrmals öffentlich zum wachsenden Antisemitismus in Frankreich – symbolisiert durch die Dreyfus-Affäre – geäußert. Aber erst mit der Veröffentlichung von „J'accuse“ in *L'Aurore* – übrigens eine Zeitung, die, obwohl ein sozialistisches Organ, 1894 an vorderster Front Anti-Dreyfus-Stimmung verbreitet hatte – löst Zola ein gewaltiges nationales und internationales Medienecho aus. Von der linksliberalen Presse wird er als Held der Vernunft gefeiert, die konservativen Kräfte sehen ihn dagegen als Nestbeschmutzer an. Als Dreyfus' Verfahren – auch dank Zolas Solidaritätsbekundung – im Sommer 1899 wieder aufgenommen wird, reisen Journalisten aus aller Welt an, um davon zu berichten. In der *Berliner Morgenpost* heißt es beispielsweise: „Das Drama, das nun schon seit vier Jahren eine Welt in Atem hält und das die öffentliche Meinung in Frankreich in zwei Lager gespalten hat, scheint seinem Ende nahe zu sein. Das Ministerium Brisson hat den Justizminister Sarrrien ermächtigt, die Revision des Dreyfus-Prozesses einzuleiten.“ Was der Korrespondent der *Berliner Morgenpost* da noch nicht wissen konnte: Dreyfus wird erneut für schuldig befunden. Dieses Mal ist der öffentliche Aufschrei jedoch so groß, dass sich der neugewählte Präsident der französischen Republik, Émile Loubet, gezwungen sieht, Dreyfus zu begnadigen. Bis zu seiner vollständigen Rehabilitierung sollten noch sieben weitere Jahre vergehen: Erst 1906 wird das Urteil von 1899 annulliert und Dreyfus ein für alle Mal für unschuldig erklärt. Mit seinen anklagenden Worten hat Zola geschafft, was der Traum eines jeden politisch denkenden Publizisten sein dürfte: die Öffentlichkeit wach zu rütteln und für einen Meinungsumschwung zu sorgen. Jahrzehnte später wird die deutsche

Reporterlegende Egon Erwin Kisch Zolas Leitartikel in besonderer Weise gedenken. Er nimmt „J'accuse“ in seinen Sammelband *Klassischer Journalismus. Die Meisterwerke der Zeitung* auf. Und noch heute ist Zola's offener Brief nicht vergessen: So schreibt Alan Posener in Anlehnung an Zola für *Die Welt* eine Meinungskolumne zu politischen und gesellschaftlichen Themen mit dem Titel „J'accuse“.

Der Journalist Zola

Dass der Grandseigneur des französischen Literaturbetriebs auch Zeitungsartikel veröffentlicht und so in die politische Diskussion eingriff, ist nichts Ungewöhnliches in Frankreich. In keinem anderen Land ist die Verzahnung von Literatur und Journalismus so präsent. Zolas Romanzyklus *Die Rougon-Macquart* erscheint erst als Fortsetzungsroman in der Zeitung, bevor er in Buchform publiziert wird. Für die Zeitungsverlage bedeutet der Abdruck Auflagen-, für Zola Popularitätssteigerung. Neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit verfasst er mehrere Hundert Artikel für diverse Zeitschriften und Zeitungen, darunter für *L'Événement*, *La Cloche*, *Le Figaro*, *Le Sémaphore de Marseille* und eben für *L'Aurore*. Dabei veröffentlicht er nicht nur, wie für einen Schriftsteller vielleicht zu erwarten wäre, Literatur- und Theaterkritiken, sondern auch politische Meinungsartikel gehören zu seinem journalistischen Repertoire – der bekannteste davon ist „J'accuse“. Dass Zola von Egon Erwin Kisch als „größter Reporter aller Zeiten“ bezeichnet wird, hat jedoch weniger mit seinen Zeitungsartikeln zu tun, sondern mehr mit seinen naturalistischen Romanen. Kisch beschreibt den Schriftsteller als jemanden, „der Tag und Nacht an sein Objekt hingegeben war, er berichtet, behorcht, umlauert es, das Notizbuch in der Hand, es mit den ‚ébauches‘ zu seinen Schilderungen anfüllend.“ Die Arbeitsweise des Schriftstellers Zola ähnelt verblüffend der eines Reporters. Bestes Zeugnis hierfür legt sein Werk *Die Rougon-Macquart* ab, eine 20 Bände umfassende Milieustudie der französischen Gesellschaft, die seinesgleichen sucht.

Zola vor Gericht

Ob schriftstellerische oder journalistische Arbeiten, Kritik an der französischen Gesellschaft und den politischen Verhältnissen durfte bei dem Intellektuellen Zola nie fehlen. So gleicht es fast schon einem Wunder, dass sich Zola in seiner langen publizistischen Karriere nur einmal vor Gericht verantworten musste. Wie zu erwarten war, wird nach der

Veröffentlichung von „J'accuse“ gegen ihn Verleumdungsklage erhoben. Vor dem Richter bekräftigt der Schriftsteller nochmal seine Vorwürfe an die Staatsobrigkeit: „Dreyfus ist unschuldig, das schwöre ich. Ich schwöre es bei meinem Leben, bei meiner Ehre (...)“

Um einer Gefängnisstrafe zu entgehen, setzt sich Zola auf Anraten seines Anwalts noch vor der Urteilsverkündung nach England ab. Nicht zuletzt weil er sich in seinem Exil nicht wohl fühlt – getrennt von seiner Familie und der englischen Sprache nicht mächtig –, kehrt er im Juni 1899 nach Frankreich zurück, eine Gefängnisstrafe hat er nicht mehr zu befürchten. Drei Jahre später stirbt er völlig unerwartet an einer Kohlenmonoxyd-Vergiftung. 1908, Zola ist bereits seit sechs Jahren tot, werden die sterblichen Überreste des Jahrhundertschriftstellers in das Pariser Panthéon überführt. Unter den zahlreichen Personen, die der feierlichen Zeremonie beiwohnen, ist auch Alfred Dreyfus. Er lässt es sich nicht nehmen, seinem prominentesten Fürsprecher persönlich die letzte Ehre zu erweisen.

Miriam Czichon



Émile Zola reizt mit der Wahrheit als Muleta und der Schreibfeder als Espada den Stier Frankreich. Titelseite der amerikanischen Satirezeitschrift *Puck* vom 16. Februar 1898.

1815



Rheinischer Merkur.

Dienstag,

— No. 280. —

den 8. August 1815.

Der Preis dieses Blattes ist unverändert sieben Florin rheinisch auf Ort und Stelle, und so wird es auch dem Postkante Koblenz und Ehrenbreitstein verrechnet. Was die Posten weiter nehmen, ist mithin ihre Provision. In Berlin soll der Preis zu sechszech Thalern stehen, das würde billige vierhundert Procente betragen, während die französischen Posten noch auf größere Weiten sich mit sechszig begnügen. Uebrigens sind an den Unordnungen, die seit etwa vierzehnt Tagen in der Befenduna vorgefallen, die Vorämter eben so unschuldig wie die Redaktion, da der Grund in ganz andern unvermeidlichen Ursachen gelegen. In wenig Tagen wird, wie wir hoffen, die Ausgabe des Blattes völlig wieder im Gange seyn.

D. C.

Zur Weltlage ...

... erhob Joseph Görres von Koblenz aus in seinem im Januar 1814 gegründeten *Rheinischen Merkur* (siehe ausführlich Anno 14) immer wieder mächtig das Wort. Am 8. August 1815 fasste er in seinem ganz eigenen, damals aufregend-neuen Leitartikel-Stil die weltbewegenden Ereignisse der Vormonate kommentierend zusammen. Das „Maß der Torheit“ war über voll geworden, die himmlische „höhere Macht“ hat „im Zorne zum Schwerdt gegriffen“, Napoleon, „ärger mochte er seine Zeit nicht schänden“, hat „schlecht geendet, wie der Wolf in der Grube gefangen“.

Doch lesen sie selbst.

Markus Behmer

Die Weltlage um den Anfang des Augusts.

Als das Maß der Thorheit voll gelaufen, und Menschenweisheit im Rath der Mächtigen täglich zu Schanden worden, hat die höhere Macht im Zorne zum Schwerdt gegriffen, und in kürzester Zeit wieder gut gemacht, was jene in Längster verderben hatte. Sie sind Zeugen gewesen der wunderbaren Fügungen, aber ihr Herz ist abermal verstockt geblieben; wie haben gehört und gelesen, wie sie's eigener Weisheit zugeschrieben, und sich in den Ruhm der That getheilt, die ohne sie begangen worden.

Gegen die Franzosen hat sich nochmal der Grimm des Richters hingewendet; bey uns kriechen die Laster an der Erde wie Gewürm und Ungeziefer, bey ihnen aber schritt die Sünde hochmüthig daher und Zähnefleischend wie ein Pantherthier, darum hat sie der erste Vlis getroffen und zermalmt. Sie haben ihren Theil dahin genommen, und ist der Unseige zu Buch geschrieben. Einzig die gutmüthige Hingebung des Volkes, die Treue und der Glauben, die noch in ihm lebendig blieben, und die auch jetzt wieder so rührend sich bewähret, hat versöhnend in die Gerichte eingegriffen; das lange Schwanken der Wage hat kläglich dargethan, wie getheilt die Schuld, und wie zwiespaltig Urtheil und Recht gewesen.

Napoleon hat schlecht geendet, wie der Wolf in der Grube gefangen, feige wied und muthlos, und ohne Widerstand huldet, daß man ihm den

Strick umwirft, und ihn von bannen führet, so hat er ohne Widerstand sich den Händen seiner Feinde überantwortet. Aerger mochte er seine Zeit nicht schänden, als indem er also gethan; ihre Eitelkeit hat ihm abermal angesonnen, daß er mit seinem Blute ihre Ehre rette, aber sein Blut ist kein Verfühnerblut, und ihre Ehre keine Ehre; da sie mit ihm die Sünde getheilt, so hat er ihr den Schimpf auch hingewälzt, und lebt ihr zum Spotte, ein Schandmal ihrer Erbärmlichkeit, ein erbetteltes Leben fort, damit klar werde der Hofart, wenn sie sich überheben will, wie sie von Groß zu Klein gekrochen vor der Niedertracht, wie sie mit den Sternen und Kreuzen und Ehren dessen sich gepuht, in dem keine Ehre war; wie sie feige sich vor dem in Staub gebeugt, dessen Seele nie sich über den Staub erhoben, wie sie gebüht um Freundschaft und Verwandtschaft mit dem Knechte, und Seele und Seeligkeit um nichts verschrieben. Weil eitles Hochmuth das Hauptlaster dieser Zeit gewesen, darum ist ihr dieser Zeug- und Lügengeist gesendet worden, daß er sie öffe mit den Bildern der Größe, mit der sie von Anfang her ihre Abgötterey getrieben, und wenn sie nun sich aufgeblasen in dem Qualme seiner Täuschung, wie ein Dunst und Schwaden von bannen fahre. Die versehete und gekränkte Eitelkeit hat ihn erhalten wollen in einiger Würdigkeit, indem sie ihn zum Souverain gesetzt ins Meer, aber auch das war ihr nicht vergönnt, er mußte in den Staub her-

Keine Zeit für Wein

Am 1. März 1815 treibt ein kleines Fischerboot in eine idyllische Bucht an der Côte d'Azur. Heraus klettert ein Mann, der entschlossener nicht sein könnte: Napoleon Bonaparte. Er ist zurück aus der Verbannung, kommt erneut an die Macht – für 100 Tage.

„Von der Pressefreiheit habe ich noch nie viel gehalten“, sagt der Kaiser der Franzosen zu dem Journalisten neben ihm auf der Wirtshausbank. Der lässt sich nicht beirren und protestiert Napoleon vergnügt zu. Schließlich scheint die Sonne und der Rotwein mündet. Wer will sich schon diese Gemütlichkeit verderben lassen? Der Kaiser ist vergnügt und redselig. „Ich gehe fest davon aus, dass ich dieses Mal in Waterloo die Preußen und Briten schlagen werde“, erklärt er. Der Journalist macht sich eifrig Notizen – er arbeitet für *Die Zeit*. Das Blatt hat seinen Sitz in Hamburg, einer Stadt, die von Napoleons Truppen besetzt ist. Das ist allerdings 200 Jahre her.

Rückkehr des Kaisers

Im Jahr 2015 erinnert man sich in Golfe Juan an der Côte d'Azur an den 1. März 1815. An diesem Tag begann das „wagemutigste Comeback der Weltgeschichte“, wie der *Zeit*-Reporter später schreiben wird. Nachdem der französische Kaiser halb Europa verwüstet und der Wiener Kongress ihn ins Exil auf die Insel Elba geschickt hatte, gelingt ihm im Februar 1815 die Flucht. In der Bucht von Golfe Juan springt Napoleon aus seiner Barke.

Zeit für ein Glas Rotwein hatte er damals nicht, das holt sein Double 200 Jahre später nach. Im Jahr 1815 hält es Napoleon nicht lange in dem lauschigen Fischerort, schnell reist er weiter nach Paris. Die sogenannte Herrschaft der Hundert Tage beginnt.

Route Napoléon

Der Marsch nach Paris wird zu einem Triumphzug. Königliche Truppen stellen sich auf Napoleons Seite. Der Versuch des Königs, den Rückkehrer gefangen zu nehmen, scheitert, woraufhin Ludwig XVIII. aus der Hauptstadt flieht. Die 335 Kilometer lange Strecke – heute eine Nationalstraße – bewältigt Napoleon mit seinen Soldaten in nur sieben Tagen. Die „in jeder Hinsicht monströse Person“ – wie die *Süddeutsche Zeitung* Napoleon nennt – drängt es zurück an die Macht.

Reformer...

In Paris angekommen, bemüht sich Napoleon, seine vorangegangene diktatorische Herrschaft vergessen zu machen. Er lässt eine neue liberale Verfassung, den „Acte additionnel aux constitutions de l'Empire“, erarbeiten, verordnet die Abschaffung der Zensur und die Einführung der Pressefreiheit. Napoleon weiß um die Bedeutung der Presse, bezeichnet sie als „Großmacht“. Im Gegensatz zu den absolutistischen Herrschern verfolgt er eine aktive Pressepolitik. Seit 1796 besteht

in Frankreich eine Pressefreiheit mit zahlreichen Einschränkungen. Zwar gibt es keine Vorzensur mehr, doch werden Buchhändler und Autoren mit Hilfe einer Impressumspflicht nachträglich belangt. Unter Napoleon kommt es zu einer Verschärfung. In den Jahren 1810/11 wird eine „freiwillige“ Vorzensur eingeführt: Druckwerke ohne Genehmigung zu veröffentlichen, ist mit einem hohen Risiko verbunden.

...oder Kriegstreiber?

Ein „brillanter Feldherr und hemmungsloser Machtpolitiker“ war Napoleon, so der Bayerische Rundfunk. Als solcher bemüht sich der Rückkehrer, die anderen europäischen Herrscher von seinen vermeintlich friedlichen Absichten zu überzeugen – ohne Erfolg. Am 13. März wird Napoleon für geächtet erklärt. Am 25. März schließen Großbritannien, Österreich, Russland und Preußen einen Koalitionsvertrag. Unter dem Herzog von Wellington und Generalfeldmarschall Blücher ziehen sie eine Armee zusammen.

Am 18. Juni schließlich kommt es bei Waterloo, im heutigen Belgien, zur Schlacht. Wo Napoleon 1815 eine Niederlage erleidet, werden 200 Jahre später 100.000 Zuschauer zum großen Reenactment erwartet. Der kleine Mann fasziniert bis heute – sein Double freut's. Der echte Napoleon war weniger glücklich. Knapp vier Monate nach seiner Ankunft in Golfe Juan tritt er am 22. Juni 1815 ab. Seine letzten sechs Lebensjahre verbringt Napoleon verbannt auf der Insel St. Helena im Südatlantik, wo er am 5. Mai 1821 stirbt.

Isabel Stanoschek



Bonaparte beim Überschreiten der Alpen am Großen Sankt Bernhard, Gemälde von Jacques-Louis David, 1800

Der weiße Revolutionär

Am 1. April vor 200 Jahren wurde Otto von Bismarck geboren. Der spätere „eiserne Kanzler“ war ein Meister der Meinungslenkung. Kreatives Krisenmanagement war seine Königsdisziplin.

Als junger Mann fiel er eher durch Trinkfestigkeit als durch Fleiß und Ehrgeiz auf. Hätte man in den 1830er Jahren einen Bekannten in seinem Studienort Göttingen gefragt, wäre wohl kaum jemand auf die Idee gekommen, dass in dem jungen Mann mehr stecken könnte als ein raufflusteriger, gewandter und eloquenter Krautjunker aus der Altmark.

Intellektuelles Format und Vermögen wie Beharrlichkeit deuteten sich erstmals einem kleinen „Publikum“ an, als er 1846 beim Schwiegervater in spe, Heinrich von Puttkamer, um die Hand seiner Tochter Johanna anhielt. Johanna war eine junge Frau aus altpreußischem Adel, der dem der Bismarcks nicht nur im „Gotha“ weit voranstand. Der Brautwerbebrief gehört – ob des psychologischen Geschicks und seiner wohlgesetzten Formulierungen – zu den eindrücklichsten Briefen des 19. Jahrhunderts. Hier bewies Bismarck erstmals, dass er zwei Dinge meisterlich beherrschte: Er vermochte geschickt die Möglichkeiten des Handelns zu beurteilen und vermochte brillant, seinen Wünschen Ausdruck zu verleihen.

Das 19. Jahrhundert zählt für die Historiker zur Epoche der „Moderne“. Bismarcks Aufstieg wäre im 18. Jahrhundert oder früher wohl kaum vorstellbar gewesen; weitaus besser hätte er in das 20. Jahrhundert gepasst. Dabei war er in seinen Einstellungen ein Konservativer von so altem Schrot und Korn, dass schon Zeitgenossen, ob Weggenossen oder Gegner, in ihm zunächst nur den Reaktionär erkannten, als der er 1848 auf die politische Bühne getreten war. Zudem war er gleich danach wieder im gehobenen politischen Mittelmaß des Diplomatischen Dienstes verschwunden.

Aber neben dem ideologischen Reaktionär steckte in ihm ein Modernisierer der publizistisch-politischen Instrumente. Henry Kissinger, einer der intellektuellen Machtpolitiker des 20. Jahrhunderts, hat diese Doppelnatur luzide auf den Punkt gebracht, Bismarck sei ein „weißer Revolutionär“ gewesen: Weiß steht in der politischen Farbsymbolik für die Reaktion, deren Ziele er mit revolutionären Mitteln verfolgte.

Bismarcks Aufstieg ist am besten mit seiner Formulierung vom Mantelsaum des Weltgeistes, den es zu ergreifen gälte, zu erklären: Einstieg in die Politik, Aufstieg und Karriere verdankte er Krisen; Krisen waren sein Lebenselixier; sie verstand er meisterhaft als Chancen zu begreifen, je nach Bedarf anzufachen, zu verstärken und wieder einzuhegen.

Normale Zeiten und reguläres Arbeiten waren seine Sache nicht; obwohl er immer wohlinformiert die Fäden in den Händen behielt, solange er die Geschicke Preußens und dann des Deutschen Reiches als Ministerpräsident und Reichskanzler lenkte, brauchte er immer wieder lange Auszeiten, Kuren in

Bad Kissingen, Erholungsphasen in Friedrichsruh oder auf Gut Varzin. Man könnte sich heute keinen Kanzler oder keine Kanzlerin vorstellen, die sich monatelang in Berlin nicht blicken ließen und vor den Medien versteckten.

Bismarcks Aufstieg begann in einer tiefen Krise der preußischen Monarchie, als der politische Liberalismus drauf und dran war, über das Budgetrecht (in Militärfragen) die Parlamentarisierung des Staates zu erzwingen. König Wilhelm I. war schon bereit gewesen abzudanken, als ihm – sozusagen als letzter Versuch – der Gesandte in St. Petersburg, Otto von Bismarck, als Ministerpräsident empfohlen wurde. Der König war 1862 noch als „Kartätschenprinz“ den Revolutionären von 1848 in ungueter Erinnerung, Bismarck als Parteigänger der hochkonservativen *Kreuzzeitungs*-Partei um die Gebrüder von Gerlach nicht minder. Da schienen sich zwei Erzreaktionäre zusammengefunden zu haben.

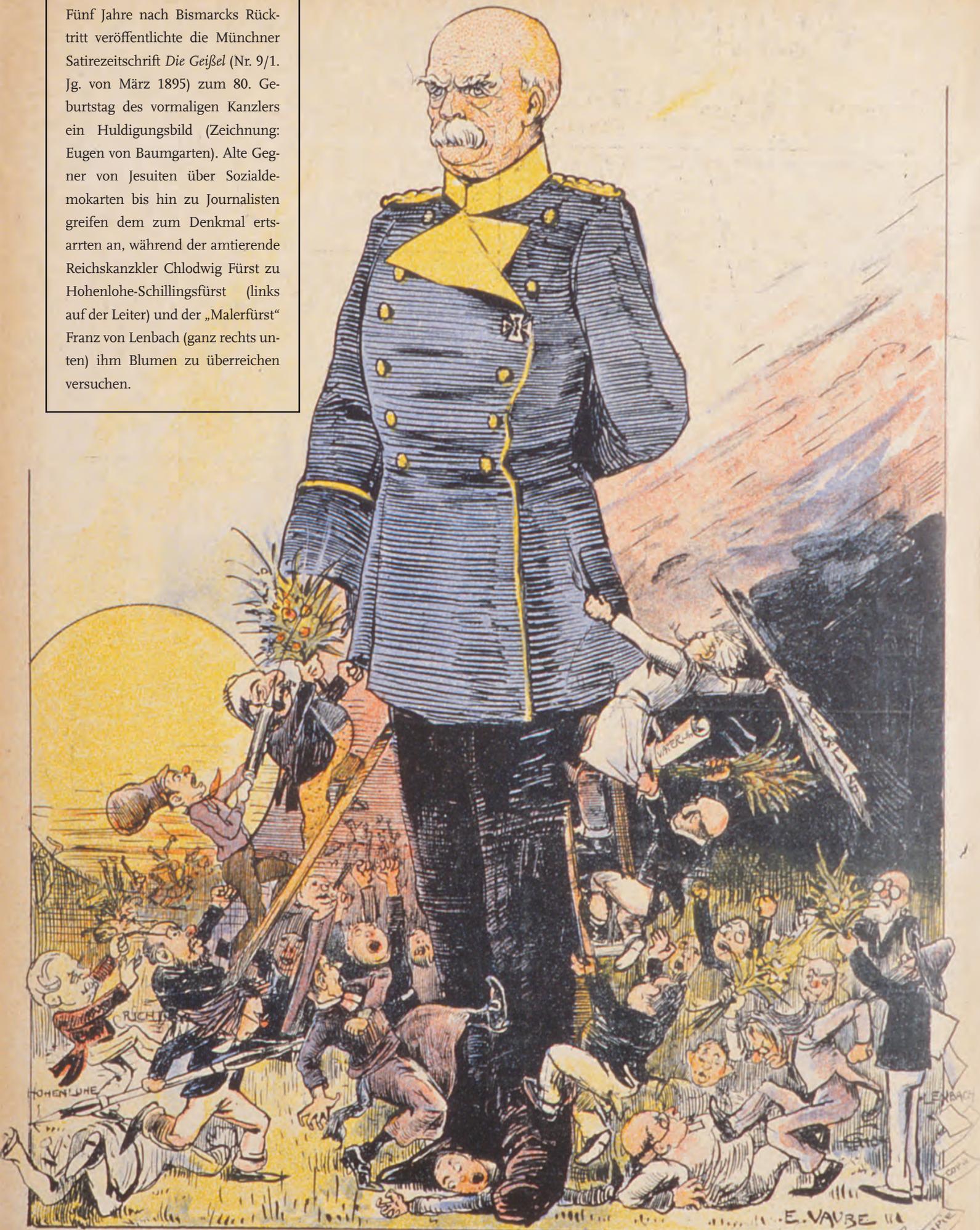
Zunächst und erwartungsgemäß sollte sich Bismarck als der weitaus Ruchloser-Entschlossene zeigen. Mit der Preßordonanz von 1863 hart am Rande eines Verfassungsbruchs regierte er gegen Parlament und Öffentlichkeit. Niemand hätte zu diesem Zeitpunkt erwartet, dass er binnen weniger als einem Jahrzehnt der strahlende Held für die deutsche Öffentlichkeit werden sollte. Selbst etliche seiner erbitterten Gegner konvertierten nun zu seinen Anhängern. Was war geschehen? Und ist das überhaupt ein Thema für *Anno*?

Das unausgestandene Problem zu Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die sogenannte „Deutsche Frage“. Schon nach den Napoleonischen Kriegen hatten viele Zeitgenossen eine Neuaufrichtung Deutschlands erhofft, für die Revolutionäre von 1848 war die deutsche Einigung ein Hauptanliegen gewesen. Seither hatte die Frage unentschieden im Halböffentlichen geschwelt.

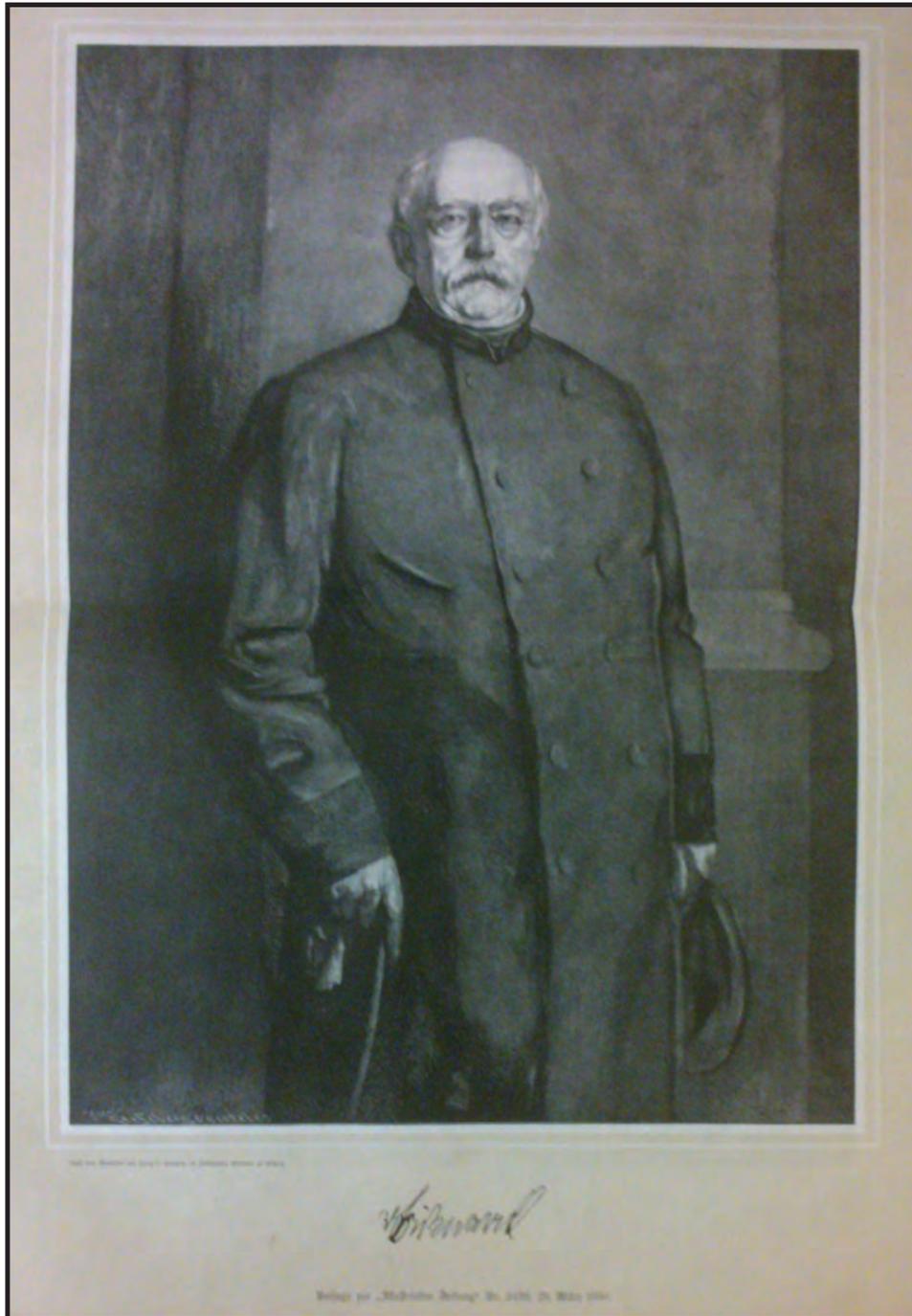
Die Vormächte Preußen und Österreich hatten sich im Deutschen Bund gegenseitig paralyisiert. Über Erbfolgefragen kam es zu einer Reihe von blutigen Kriegen: zuerst gegen Dänemark, dann gegen Österreich und zuletzt gegen Frankreich. Mit dem ersten begannen 1864 die Einigungskriege, mit dem zweiten 1866 vereinigte Bismarck Norddeutschland unter Preußens Führung und drängte Österreich aus dem Bund, mit dem letzten besiegelte 1870/71 er die Gründung des kleindeutschen Kaiserreichs.

Jeder der Schritte war riskant, jedes Mal verschärfte Bismarck die Krise, am geschicktesten mit der „Emser Depesche“; das zurechtgestutzte Telegramm blamierte Napoleon III. derart vor der deutschen und europäischen Öffentlichkeit, dass sich der Französische Kaiser nur noch in einen Krieg gegen

Fünf Jahre nach Bismarcks Rücktritt veröffentlichte die Münchner Satirezeitschrift *Die Geißel* (Nr. 9/1. Jg. von März 1895) zum 80. Geburtstag des vormaligen Kanzlers ein Huldigungsbild (Zeichnung: Eugen von Baumgarten). Alte Gegner von Jesuiten über Sozialdemokraten bis hin zu Journalisten greifen dem zum Denkmal ertsarrten an, während der amtierende Reichskanzler Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst (links auf der Leiter) und der „Malerfürst“ Franz von Lenbach (ganz rechts unten) ihm Blumen zu überreichen versuchen.



Ein Bild ohne Worte zum 80. Geburtstagsfeste



Bismarck im Posterformat: Am 29. März 1890, elf Tage nach seinem Rücktritt, würdigte die *Leipziger Illustrierte Zeitung* den vormaligen Kanzler mit einer doppelseitigen Lithografie (nach einem Gemälde von Franz von Lenbach), die in der Heftmitte eingebunden war.

Preußen-Deutschland flüchten mochte. Als die deutschen Truppen den Krieg entschieden hatten, verziehen sogar die hartnäckigsten Gegner Bismarcks Konfrontationspolitik. Immerhin war jetzt die deutsche Einheit erreicht, Freiheitsrechte, so hofften manche Liberale, mochten später noch kommen. Innenpolitisch war Bismarck weniger erfolgreich. Das hing v.a. damit zusammen, dass er auf die Mittel seiner außenpolitischen Erfolge innenpolitisch ebenfalls setzte. Er wusste sehr wohl um die Bedeutung der Öffentlichkeit. Mehrmals gab er Anstoß zu bedeutenden propagandistischen Neuerungen,

richterstattung. Er führte einen geschickten Kleinkrieg gegen die neue Regierung und den Kaiser, so dass nicht viel gefehlt hätte, und er wäre selbst wegen publizistischen Geheimnisverrats angeklagt worden.

Die Öffentlichkeit begann ihn nostalgisch zu verklären, baute ihm Bismarck-Türme und Denkmäler und trauerte aufrichtig, als er 1898 verstarb.

Rudolf Stöber

Dr. Rudolf Stöber ist Professor für Kommunikationswissenschaft an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg.

1863 zur Gründung der *Provinzial-Correspondenz*, 1882 zur Gründung einer Neuen Pressorganisation. Beide Instrumente, so modern sie unter dem Gesichtspunkt der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit auch gewesen sind, kannten aber nur den Freund-Feind-Modus. Kompromisse einzugehen, war Bismarcks Sache weder politisch noch publizistisch. Bismarck gedachte, wie ihm ein innenpolitischer Gegner, Eduard von Lasker, einmal vorgehalten hat, den „Krieg des Landes gegen die Stadt“ zu führen. Selbst das moderne allgemeine Wahlrecht, das Bismarck 1866 einführen ließ, war hierzu ein Mittel.

Doch gegen die Entwicklungen einer raschen Industrialisierung, Modernisierung und Urbanisierung konnte er nur verlieren. Gegen den politischen Katholizismus und die aufstrebende Sozialdemokratie führte er brachiale politische und publizistische Feldzüge.

In der langen Regierungszeit, die noch seinen 1888 verstorbenen Monarchen überdauerte, verspielte er sein Renommee; kaum jemand weinte 1890 Bismarck eine Träne nach, als ihn der junge Monarch Wilhelm II. entließ. Doch kaum aus dem Amt geschieden mutierte Bismarck, der die Presse immer wieder hart bekämpft hatte, zumindest verbal zu einem überzeugten Anhänger offener Be-

Asmus, der Bote

Romantische Verse machen ihn bis heute berühmt, fast vergessen ist Matthias Claudius hingegen als Journalist. Sein Wandsbecker Bothe war eine der originellsten Zeitungen des 18. Jahrhunderts.

„Das erste Kupfer ist Freund Hain. Ihm dedizier ich mein Buch, und Er soll als Schutzheiliger und Hausgott vorn an der Haustüre des Buchs stehen.“ Eine ungewöhnliche Widmung, die der Autor seinem Werk hier voranstellt – und ein außergewöhnliches Buch. Eröffnet wurde damit 1774 eine Textsammlung aus dem *Wandsbecker Bothen*, verfasst und herausgegeben von einem gewissen „Asmus, pro Tempore Bote in Wandsbeck“, der sich in dieser Widmung bald selbst zu erkennen gibt als „Matthias Claudius Homme de lettres“.

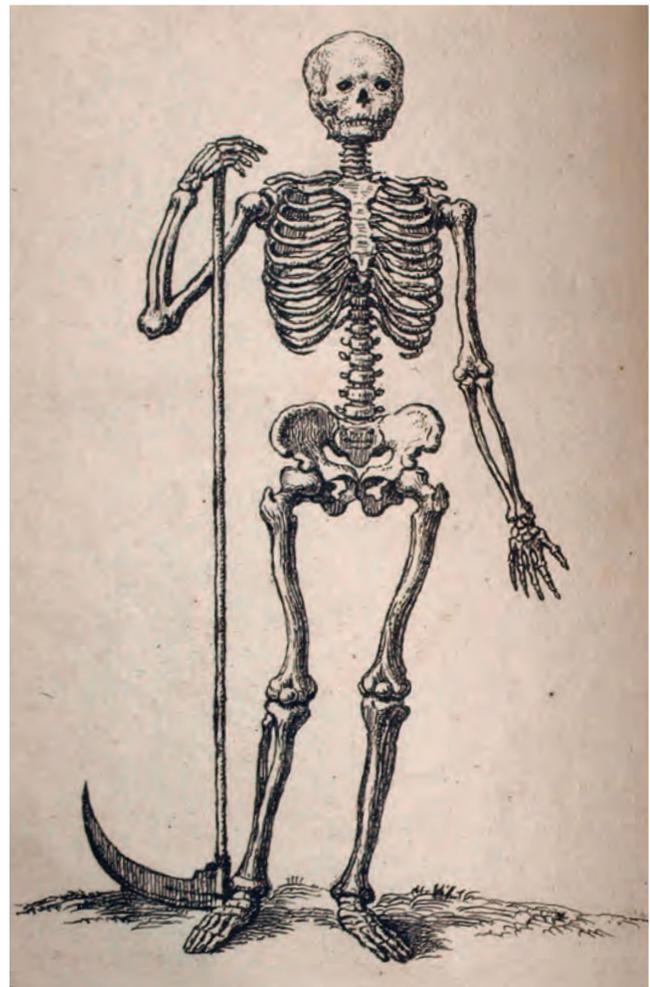
Direkt wendet er sich an Freund Hain, den Tod: „Ich hab da ‚n Büchel geschrieben, und bring’s Ihnen her. Sind Gedichte und Prosa. Weiß nicht, ob Sie ‚n Liebhaber von Gedichten sind; sollt’s aber kaum denken, da Sie überhaupt keinen Spaß verstehen, und die Zeiten vorbei sein sollen wo Gedichte mehr waren. Einiges im Büchel soll Ihnen, hoff’ ich, nicht ganz mißfallen; das meiste ist Einfassung und kleines Spielwerk: machen Sie ‘mit was Sie wollen.“

Wer war dieser „Homme de lettres“? *Matthias Claudius. Biografie eines Unzeitgemäßen* ist eine eben erschienene gründliche Biografie (von Martin Geck) überschrieben. Er war Tageschriftsteller, Aufklärer. Übersetzer, er war Gärtner, Sekretär, Militärverwalter, Beamter, war Familienmensch, hatte zwölf Kinder und kaum einmal genug Geld. Und er war ein Poet. Sein *Abendlied* gilt ist das bekannteste aller deutschen Gedicht: „Der Mond ist aufgegangen / Die goldnen Sterne prangen / Am Himmel hell und klar ...“ Unzählige Male wurde es verballhornt, mindestens 70 mal vertont, von Franz Schubert – und von Herbert Grönemeyer,

Goethe tat Claudius ab als „Narr, der voller Einfaltspräntensionen steckt“, andere Zeitgenossen beschrieben ihn als „der simpelste Mann, der sich denken läßt“. Einfältig war er aber keineswegs, vielmehr unpräntentiös, uneingebildet. Er hatte Umgang mit Herder, Lessing, Klopstock und vielen anderen Spätaufklärern, veröffentlichte „Gelehrte Sachen“ von ihnen in seinem *Bothen*, auch von Goethe.

Geboren wurde er am 15. August 1740 im holsteinischen Reinhold. In Jena studierte er Jura. Von 1768 bis 1770 war er Redakteur der *Hamburgischen Adreß-Comptoir-Nachrichten*, im Jahr darauf gründete er dann im eine Stunde nördlich von Hamburg gelegenen (damals dänisch verwalteten und noch mit ck geschriebenen) Wandsbek seine eigene Zeitung. Vier Ausgaben pro Woche erschienen vom *Wandsbecker Bothe*, jede mir vier Seiten Umfang. Auf den ersten drei veröffentlichte er vor allem Darstellungen zum Weltgeschehen, bunte Meldungen und kleine Feuilletons, auf der vierten Rezensionen, Aphorismen, Geistreiches, Gedichte, tatsächliche und v.a. fiktive

Briefwechsel. Eine abenteuerliche Mischung aus Nachrichtenblatt, Unterhaltungsjournal und intellektuellem Diskursorgan. Ökonomisch erfolgreich war das Unternehmen allerdings nicht; 1775 musste der alleinige Redakteur Claudius es einstellen. Kurzzeitig ging er auf Vermittlung Herders als Obercommissarius nach Darmstadt, zog aber bald zurück nach Wandsbek, wo er – weiterhin unter dem Reihentitel *Wandsbecker Bothe* – Prosatexte, Gedichte und Übersetzungen publizierte. Journalisten und die (unter strenger Zensur stehenden) Zeitungen seiner Zeit schätzte er nicht allzu sehr. So spottete er über den in Altona erscheinenden *Reichs-Post-Reuter* „Es war einmal ein Reuter / der hatt’ ein schönes Pferd; / Gut das, und was denn weiter? / Er aber war nichts werth.“ Und was er von Kritikern hielt, machte er in der Subskription zu seinem Buchauszug aus dem *Bothen* deutlich: „Der Preis ist 2 Mark schwer Geld, und für die Herren Kritiker und Journalisten etc. 3 Mk“. Freund Hain persönlich ist Claudius erst lange nach seiner eingangs zitierten Widmung begegnet: Vor 200 Jahren ist er in Hamburg gestorben, am 21. Januar 1815. M Behmer



Freund Hain. Kupferstich aus M. Claudius: *Der Wandsbecker Bothe* (Leipzig 1774)

Im gläsernen Hühnerstall

Der Naturforscher Charles Darwin, der Schriftsteller Charles Dickens und der Astronom John Herschel: Die drei Geistesgrößen des viktorianischen Zeitalters wurden von der britischen Fotografin Julia Margaret Cameron porträtiert.

Es war eine Zeit, die untrennbar mit Königin Viktoria verbunden ist: England des 19. Jahrhunderts. Eine Zeit, in der das Fotografieren noch sehr aufwendig, zeitintensiv und der vornehmen Oberschicht vorbehalten war. Frederick Scott Archer verbesserte mit dem „nassen Kollodiumverfahren“ das „Negativ-Positiv-Verfahren“ von Henry Fox Talbot. Dabei trug man

Modelle als Tyrannin, wenn sie mit Belichtungszeiten von drei bis sieben Minuten arbeitete, einem Vielfachen von dem, was damals nötig war.

Mit der Technik stand die Hobbyfotografin anfangs auf Kriegsfuß. So ist den Memoiren *Annals of my Glass House* zu entnehmen, wie Cameron mit feuchten Negativplatten durch das



V.l.n.r.: Sir John Herschel (1867), Charles Darwin (1868), „Der Kuss des Friedens“ (1869) und „Der Abschied von Sir Lancelot und Königin Guinevere“ (1874).

Grafik: Julia Habermann

Portraitiert von Julia Margaret Cameron.

mit Kollodium das lichtempfindliche Material in einer Dunkelkammer auf Glasplatten auf, was die Qualität, insbesondere die Auflösung der Bilder, verbesserte.

Dieses Verfahren war es, welches sich Julia Margaret Cameron mit 48 Jahren autodidaktisch aneignete, nachdem sie zu Weihnachten eine Kamera geschenkt bekommen hatte. Aus einem gläsernen Hühnerstall und einem Kohlenkeller wurden durch einfache Umbauten ein Atelier und eine Dunkelkammer. Aus einem anfänglichen Hobby wurde schon bald eine blühende Leidenschaft.

Julia Margaret Cameron wurde vor 200 Jahren, am 11. Juni 1815, im indischen Kalkutta geboren. Ihr Vater hatte eine leitende Funktion bei der „East India Company“ und ihre Mutter war eine französische Aristokratin. Als Tochter einer wohlhabenden Familie war Julia zum Zweck ihrer Erziehung, bis sie 19 Jahre alt war, bei ihrer Großmutter in Versailles und kehrte nach Abschluss der Ausbildung zurück nach Kalkutta. Zwei Jahre später verliebte sich die junge Dame bei einem Ausflug nach Südafrika in den Juristen Charles Hay Cameron und heiratete ihn 1838, wieder in Kalkutta.

Zusammen mit ihrem Ehemann und ihren sechs Kindern siedelte Julia Margaret Cameron 1848 nach Großbritannien über. Dort fotografierte die Amateurin ab 1863 auf der Isle of Wight ihre Familie und Freunde, darunter die Prominenz ihrer Zeit: den Schriftsteller Charles Dickens, den britischen Dichter Lord Tennyson oder den Astronom Sir John Herschel. Im Atelier entpuppte sich die wohlherzogene Dame jedoch für ihre

Haus rannte und ständig Tischtücher mit nicht zu entfernen dem Silbernitrat bekleckerte. Außerdem benutzte sie absichtlich ungenaue Linsen, um einen Effekt der Unschärfe zu erzeugen. „Was bedeutet Schärfe – und wer hat das Recht zu sagen, welche Schärfe die richtige ist“, so Cameron. Für die Künstlerin war die Unschärfe ein bewusst eingesetztes Stilmittel, um eine malerisch verträumte Wirkung zu erzielen.

Später widmete sich die Fotografin immer wieder religiösen Motiven, aber auch antiken Sagen und alten englischen Legenden. Dabei bestimmte der Zeitgeist der viktorianischen Epoche mit der besonders gefühlvollen englischen Kunst stets ihre Arbeit. Gemälde, die einen natürlichen, ausdrucksstarken und detailgetreuen Stil aufwiesen, der an das Mittelalter und die Renaissance angelehnt war, beeinflussten Camerons Schaffen. Julia Margaret Cameron war eine der ersten Fotografinnen. Ihre düsteren, teilweise verschwommenen Porträts gelten als die bedeutendsten des viktorianischen Zeitalters.

Sie selbst betrachtete ihre Bilder schon zu Lebzeiten als „Er rungenschaften der Kunst“. So betonte die Fotografin in einem Brief an John Herschel: „Mein Bestreben ist es, die Fotografie zu veredeln und ihr den Charakter und die Wirkung einer hohen Kunst zu sichern, indem ich das Wirkliche und das Ideal verbinde und bei aller Verehrung für Poesie und Schönheit von der Wirklichkeit nichts opfere“.

Im Oktober 1875 zog Julia Margaret Cameron nach Ceylon, wo sie am 26. Januar 1879 starb – ihre wundervollen Momentaufnahmen bleiben uns jedoch erhalten. *Julia Habermann*

Angegriff

Wie ein exotisches Tier wird Sarah Baartman Anfang des 19. Jahrhunderts vorgeführt. Die „Tochter Südafrikas“ gilt 200 Jahre nach ihrem Tod als Symbol für Sexualisierung und Ausbeutung schwarzer Frauen.

Auf MTV läuft ein Musikvideo von 50 Cent. Der Rapper singt von seinem harten Leben im Ghetto und zeigt, dass er es geschafft und seine Vergangenheit hinter sich gelassen hat. Um ihn herum: ein protziges Auto, regnende Dollarscheine und ein Dutzend leicht bekleideter schwarzer Frauen. Der Videoclip spiegelt bestehende Vorurteile in unserer Gesellschaft wieder: die schwarze Frau als Sexobjekt und Projektionsfläche männlicher Fantasien. Doch diese stereotype Betrachtung gab es lange, bevor Musikvideos gedreht wurden. Die Geschichte Sarah Baartmans zeigt, dass schwarze Frauen schon im 18. Jahrhundert als Sexobjekte angesehen wurden.

Leben und Leiden der Sarah Baartman

Saartjie, wie Sarah in Südafrika genannt wird, kommt vermutlich im August 1789 zur Welt. Sie gehört der Volksgruppe der Khoi an. Im 19. Jahrhundert wecken Kolonialismus und Imperialismus die Lust am Anders- und Fremdartigen. Bis ins 20. Jahrhundert werden von der Norm abweichende Menschen auf Jahrmärkten, in Zirkuszelten und Kuriositätenkabinetten in Europa und Nordamerika wie exotische Tiere präsentiert. So ergeht es auch Sarah Baartman.

Berühmtheit erlangt die Khoi durch ihr ausladendes Hinterteil, das heute als Fettsteiß bezeichnet wird. 1810 bringen weiße Siedler die junge Frau, angelockt durch falsche Versprechungen, nach England. Statt Ruhm erfährt Baartman Demütigung und Ausbeutung. Unter der Bezeichnung „Hottentot Venus“ wird sie zur Attraktion einer Freakshow. Mit Plakaten und Handzetteln werben die Aussteller für ihr neues Schaustück:

„The Hottentot Venus, just arrived from the interior of Africa; the greatest phenomenon ever exhibited in this country“. In ein hautenges Kostüm gezwängt, muss sich Baartman auf

einer Bühne hin- und herdrehen, singen oder tanzen. Mit ihren erotischen Darbietungen zieht die Schwarze nicht nur die Aufmerksamkeit eines vergnügungssüchtigen Publikums auf sich, sondern auch die der African Institution, einer Vereinigung zur Abschaffung der Sklaverei. Die Institution bemüht sich um Baartmans Freilassung, doch bei einer Vernehmung sagt die Khoi aus, sie sei freiwillig nach Europa gekommen. Möglich, dass Baartman diese Aussage unter Druck tätigt. 1815 verkauft der Aussteller seine Attraktion an einen Tierbändiger in Paris, wo die schwarze Frau weiterhin vorgeführt wird. Bald interessieren sich Wissenschaftler für Baartmans Körper: Die Khoi wird gezeichnet und vermessen. Am 29. Dezember 1815 stirbt Baartman an einer Lungenentzündung. 1998 widmet sich Zola Masekos Dokumentarfilm *The Life and Times of Sarah Baartman – The Hottentot Venus* ihrem Lebensweg.

Über den Tod hinaus ausgebeutet

Selbst Sarah Baartmans sterbliche Überreste sind vor den Europäern nicht sicher. Ihre Leiche wird seziiert, Skelett, Gehirn und Genitalien konserviert. Hinter dem Forschungsinteresse verbirgt sich vermutlich sexuelle Neugier. Ein kolorierter Gipsabdruck von Baartmans Körper sowie ihr Skelett befinden sich bis 1974 im Pariser Musée de l'homme. Nach langjährigen Verhandlungen zwischen Frankreich und Südafrika werden ihre Überreste 2002 in ihrer Heimat beigesetzt. Über 5.000 Menschen nehmen an der Zeremonie, die im Fernsehen übertragen wird, teil. Die *New York Times* schreibt über die Trauerfeier: „Poets, preachers and dignitaries including South African President Thabo Mbeki spoke at the ceremony, kicked off by dancers pounding the red earth to the beat of traditional drums.“ Nach 213 Jahren findet die „Tochter Südafrikas“ endlich ihren Frieden.

Aljona Jauk



Grabstein Sarah Baartmans in Hankey (Südafrika)
Foto: Rute Martins of Leoa's Photography

Flötentöne aus Sanssouci

Als Friedrich II. Preußens König wurde, befahl er, dass Zeitungen „nicht genirt“ werden sollten. Doch hatte er ein eigenes Verständnis von Pressefreiheit. Auch in Wien wechselte 1740 die Regentschaft: Unter Maria Theresia kümmerte die Presse weiter vor sich hin.

Am 31. Mai 1740 starb Friedrich Wilhelm I., Preußens König seit 27 Jahren. Ein absoluter Herrscher war er, der „Soldatenkönig“, der durch eine lange Zeit des Friedens führte. Streng, drakonisch regierte er über sein Land und seinen ältesten Sohn.

Noch am 31. Mai bestieg der den Thron: Friedrich II., als Asket schon optisch nicht seinem dickwanstigen Vater folgend. Ein musischer Mensch, Flötenspieler, hoch gebildet, der besser französisch gesprochen haben soll denn deutsch, der Philosophie zugewandt, Voltaire bewundernd und mit ihm im intellektuellen Austausch stehend, Mann der Aufklärung, vom Soldatendienst, der militärischen Fron einst desertiert – bald führte er Preußen in und durch eine lange Zeit der Kriege.

Radikaler Machtmensch und „erster Diener des Staates“: Der spätere „alte Fritz“, der große Friedrich, er war ein Mann der Widersprüche.

Widersprüchlich war auch seine Pressepolitik. Unter ihm sollte das Berliner Zeitungswesen aufblühen – und dörren. Er ordnete Pressefreiheit an – und schränkte sie ein. Er lancierte eigene Artikel – und unterdrückte die anderer.

Fünf Tage nach seinem Amtsantritt teilte er seinem „Wirklichen Geheimen Kriegs-, Etats- und Kabinett-Minister“ (so der heute kurios anmutende Titel) Heinrich von Podewils mit, dass „Gazetten, wenn sie interessant seyn solten, nicht genirt werden müsten“. So wurde den zuständigen Behörden vom König „allernädigst befohlen, [...] daß dem hiesigen Berlinischen Zeitungs Schreiber eine unumschränckte Freyheit gelassen werden soll, in dem articul von Berlin von demjenigen, was anitzo hieselbst vorgehet zu schreiben was er will, ohne daß solches censiret werden soll“.

Die neue Pressefreiheit, sie hatte allerdings ihre Grenzen. Wohlgermerkt galt sie nur „dem articul von Berlin“; gemeint waren damit lokale und allenfalls innenpolitische Angelegenheiten. Um Komplikationen etwa mit dem russischen Zarenhof zu vermeiden, wurde die Berichterstattung über Auswärtiges weiter wohl kontrolliert, wenngleich kurzzeitig mit „großer Behutsamkeit“. Zensurgesetze hatte es in Preußen auch zuvor nicht gegeben, doch waren alle öffentlichen Äußerungen streng observiert worden.

Besonders „interessant“ waren die Gazetten damals in der Tat nicht. Es gab bislang nur eine Zeitung in Berlin, die auf eine Gründung von 1617 zurückgehende *Berlinische privilegierte Zeitung* (die später nach ihrer Verlegerfamilie *Vossische Zeitung* genannt werden sollte) mit wenigen hundert Stück Auflage. Friedrich selbst regte nun die Gründung eines zweiten Blattes an. Er protegierte den Buchhändler Ambrosius Haude, der

kurzzeitig ein kleines Wochenblatt in Potsdam herausgegeben hatte. Ihm war der junge König gewogen, weil Haude einst, als Friedrich Kronprinz war, dessen Privatbibliothek aufgekauft und für ihn weiter zugänglich gemacht hatte. Friedrich Wilhelm I. hatte als eine seiner Strafaktionen gegen seinen Sohn deren Verkauf angeordnet. Sofort nach Friedrichs Inthronisation bekam Haude nun eine Lizenz und am 30. Juni 1740 erschienen erstmals die *Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen* (auch sie wurden später allgemein, doch inoffiziell nach der Verlegerfamilie benannt: *Haude-Spencersche Zeitung*). Im Gegensatz zum älteren Konkurrenzblatt wurden sie zunächst nicht überwacht.

Doch es war ein kurzer Sommer der Freiheit. Am 8. November 1740 befahl der König die Mobilmachung der preußischen Truppen. Am 11. Dezember besetzten sie Schlesien. Sofort wurden alle Blätter, auch das Haudesche, streng kontrolliert. Bis Juli 1742 sollte dieser Erste Schlesische Krieg gegen Österreich dauern. 1744/45 folgte der Zweite Schlesische Krieg, ab 1756 dann der Siebenjährige Krieg.

Friedrich als Propagandist

Preußen wurde damit zur Großmacht. Preußens Presse blieb hingegen machtlos, abhängig von Willen und Launen des Königs. „Zu Kriegszeiten war er“, so der Pressehistoriker Arend Buchholz in einer frühen *Geschichte der Vossischen Zeitung* (1904), „der eigentliche Chefredakteur der Berliner Zeitungen und machte geradezu die öffentliche Meinung.“ Und Kriegszeiten waren oft.

Die Zensur wurde immer strenger, die Methoden der Presse lenkung und Meinungsführung ausgefeilter. Getarnt als „Briefe eines preußischen Offiziers“ lancierte Friedrich etwa während der drei schlesischen Kriege auch eigene Texte in den Zeitungen, erstmalig bereits im Januar 1741; die Leser dürften die Camouflage kaum durchschaut haben, und so wurden die Zeitungen auch zum Instrument der königlichen Außendarstellung. Friedrich hob die Tapferkeit seiner Soldaten hervor – und vermittelte den Gegnern damit einen Eindruck preußischer Stärke und Entschlossenheit. Gerade Siegesnachrichten wurden daher besonders intensiv verbreitet, auch wenn der Ausgang von so mancher Schlacht nicht eindeutig war.

So „bemächtigte“ sich Friedrich, wie der Historiker Patrick Merziger in einer aktuellen Untersuchung feststellt, „der Zeitung als Kommunikationsmittel, um seine Machtpolitik im europäischen Konzert der Herrscher zu begründen und zu betreiben.“ Die Blätter selbst wurden damit eher erst im historischen Rückblick spannender; authentische, gar ausgewogene

Titelseite der ersten Nummer der *Berlinischen Nachrichten* vom 30. Juni 1740 mit einer Huldigung des Herausgebers Ambrosius Haude an Friedrich II., der die Zeitungsgründung ermöglicht hatte.



tagesaktuelle Information enthielten sie gerade zu Kriegszeiten nur bedingt, dem war die Kommunikationskontrolle vor. Immerhin aber das Berliner Zeitschriftenwesen erlebte in den 46 Jahren der Regentschaft Friedrichs einen großen Aufschwung: gerade literarischen Blättern und Rezensionsorganen waren kaum Beschränkungen auferlegt. Aber damit sind wir nun bereits weit weg vom „Jubiläumsjahr“ 1740 und drin im Stoff für spätere *Anno*-Ausgaben.

Vom Elend der Wiener Presse

Zurück also in die Zeit vor 275 Jahren – und hin zu einem anderen Schauplatz: Nicht nur in Berlin, auch in Wien wechselte die Herrschaft, begann eine neue Epoche. Maria Theresia folgte am 20. Oktober 1740 ihrem Vater Karl VI. auf den Thron, wurde, gerade 23 Jahre alt, Erzherzogin von Österreich und

Königin von Ungarn und blieb Regentin über vier Jahrzehnte. Das österreichische Pressewesen war bei ihrem Amtsantritt noch kläglichler als das preußische.

Die Regierung kontrollierte strikt alle politischen, die Jesuiten, Träger der Wiener Universität, alle weiteren Schriften. Unter der jungen Herrscherin stieg der Einfluss der gestrengen katholischen Gelehrten. Nicht nur die wenigen heimischen Blätter, auch die Einfuhr auswärtiger Printprodukte wurde akribisch überwacht und mehr als 4.000 Bücher wurden auf den Index verbotener Titel gesetzt.

Friedrich II. und Maria Theresia waren fast ein halbes Jahrhundert die prägenden Herrscherfiguren weit über deutsche Lande hinaus. Der Presse in ihren Herrschaftsgebieten haben sie kaum nachhaltige, positive Impulse gegeben, wiewohl Literatur über sie ganze Regale füllt.

Markus Behmer

Aus der Gelehrtenrepublik

In Paris war die Keimzelle, ein Edelmann mit besten Kontakten in die Wissenschaften weit über Stadt und Land hinaus war der Spiritus Rector: Am 5. Januar 1665 erschien die erste Ausgabe des Journals des *Œavans*. Es ist die älteste Zeitschrift der Welt.

Das 18. Jahrhundert gilt mediengeschichtlich als Jahrhundert der Zeitschrift. Drei große „Familien“ bildeten sich schon früh heraus, unterhaltende Blätter zur Erbauung weiter Kreise, die Vorläufer der heutigen Populärpresse, politisch-literarische Organe, die den gesellschaftlichen Diskurs anregen wollten, und Journale zum Austausch unter Wissenschaftlern, ferne Vorgänger der Fachpresse. Alle dienten einst (und teils hoffentlich noch heute) auch der Aufklärung. Alle hatten sie ihre Wurzeln bereits im 17. Jahrhundert.

Den Anfang machte nach heutigem Wissen ein Blatt aus Frankreich, Urvertreter des dritten Zeitschriftentyps. Schon der Name war Programm: *Journal des Œavans*, Zeitschrift der Gelehrten.

„Ziel dieses Journals ist, bekannt zu geben, was es an Neuem in der Welt der Literatur gibt. Wir werden uns nicht damit begnügen, nur eben die Titel zu nennen, sondern wir wollen sagen, was die Werke behandeln und wozu sie dienlich sind.“ So kündete ihr Gründer, Denis de Sallo, seine Unternehmung an. Einen „exakten Katalog“ aller Neuerscheinung wollte er bieten – und weit mehr als das.

Auf acht bis sechzehn Seiten bot sein *Journal* wöchentlich Rezensionen, Abhandlungen zu Philosophie und Naturwissenschaften, Mathematik und Anatomie, Neuigkeiten eben aus allen Wissenschaften, brachte Nachrufe, berichtete über Gerichtsverhandlungen, aber auch über kuriose Gegebenheiten und Kurznachrichten aus anderen Ländern. Holzschnitte veranschaulichten gelegentlich etwa astronomische Erkenntnisse.

Für alle Autoren des *Journal des Œavans* galt Anonymität. Selbst der Herausgeber, versteckte sich hinter einem Pseudonym: „Sieur de Hédouville“. Denis de Sallo, geboren 1626, entstammte einer

adligen Familie aus der Grafschaft Poitou im Westen Frankreichs. In Paris studierte er Rhetorik und alte Sprachen, 1652 wurde er Parlamentsberater, hatte damit Kontakte zum Hofe und zur Académie Française. Der mächtige Finanzminister Ludwig XIV., Jean-Baptiste Colbert, förderte schließlich sein Zeitschriftenvorhaben.

De Sallo war ein Freigeist und eckte bald an. Die römische Kurie beschwerte sich über freizügige Äußerungen gegen die Inquisition bei der Regierung; das Blatt sollte daraufhin einem Zensor unterstellt werden. De Sallo weigerte sich. So wurde das Journal nach nur 13 Nummern im März eingestellt. Ein Jahr später wurde es fortgesetzt, nun geleitet von einem weniger Widerspenstigen, dem Geistlichen Jean Gallois. Auch später gab es immer wieder lange Unterbrechungen, doch noch heute gibt es das *Journal des Savants* (nun mit t) als kleines, halbjährliches Organ der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres.

Vorbild für England und Deutschland

Trotz des persönlichen Misserfolgs des (1669 gestorbenen) Gründers: Der Typus war ein Erfolgsmodell. Schon am 6. März 1665 erschien in London ein „Nachahmer“, die *Philosophical Transactions*. Isaak Newton, Gottfried Wilhelm Leibniz und der Mathematiker Jakob Bernoulli schrieben für das Monatsmagazin, wie schließlich hunderte andere Wissenschaftler aus aller Welt. Die Royal Society übernahm 1752 die Herausgabe und erhielt den Ruf der *Transactions* als führendes Wissenschaftsmagazin bis heute. In Deutschland erschien die erste Wissenschaftszeitschrift erst 1682, herausgegeben von dem Leipziger Philosophieprofessor Otto Mencke. Der Titel lautete wie in Frankreich – nur auf Latein: *Acta Eruditorum*.

Markus Behmer



I.

LE JOURNAL DES SCAVANS.

DU LUNDY 5. JANVIER M DC LXV.

*VICTORIS VITENSIS, ET VIGILII TAPSENSIS,
Provincia Bisacena Episcoporum opera, Edente R. P. Chifletio, Soc.
Jesu Presb. in 4. Divione.*



E seul Ouvrage qui nous reste de Victor Vitensis est l'histoire de la persecution d'Afrique, sous les Waudales. On voit par le commencement de cette histoire qu'il l'escrivit l'an 487. Nous avions desja cet ouvrage dans la Biblioteque des Peres, sous le nom de Victor Uticensis: mais tous les scavans demeurent presentement d'accord, qu'il est de Victor Vitensis. De plus, cette histoire estoit deffectueuse dans la Biblioteque des Peres: car on n'y voit point la liste des Evesques d'Afrique qui se trouverent enveloppez dans cette persecution. Cependant c'est une piece excellente, & qui peut beaucoup servir à l'esclaircissement de plusieurs difficultez de l'histoire Ecclesiastique. C'est pourquoy cette édition de Victor Vitensis, est beaucoup plus parfaite que toutes les précédentes.

Meister der Polemik

Wie kaum ein anderer seiner Zeit schafft es Johann Fischart, religiöse und politische Gegner ins Lächerliche zu ziehen. Durch seine Wortgewalt avanciert er zu einem der bekanntesten Schriftsteller der Renaissance.

Zugegeben: Es ist leicht, sich über Georg Witzels Namen lustig zu machen. Als der Theologe Ende des 16. Jahrhunderts noch dazu vorschlägt, alle Neugeborenen auf Namen mit Endungen auf ‚us‘ oder ‚sus‘ zu taufen – des Klanges wegen – ist er für Johann Fischart ein willkommenes Opfer: „Unangesehen was Georg Witzel hier von (sich) witzelt (...)“, oder „Tut es ihm so wohl in seinen (...) Witzohren, wann man die Susnamen so schön vergorgelet (...)“, spottet er in der *Geschichtsklitterung*, seinem namhaftesten Werk, über Witzel. Ein für Fischart typisches Vorgehen, seine politischen oder religiösen Gegner durch Polemik zu treffen.

Geboren wurde Johann Fischart entweder Ende 1545 oder Anfang 1546 in Straßburg, wo auch der Großteil seiner Werke verlegt wurde. Doch ist Fischart, wegen der Herkunft seines Vaters auch oft Mentzer (Mainzer) genannt, viel gereist und hat dabei großes Wissen erworben. So brachte er neben seinen Unterhaltungsschriften, die sich stets auf vorherige Werke bezogen und somit auf ein gewisses Vorwissen des Lesers bauten, auch Lehr- und Sachbücher heraus. Viele seiner Werke – auch die *Geschichtsklitterung*, die ursprünglich von Francois

Rabelais unter dem Titel *Gargantua und Pantagruel* veröffentlicht wurde – waren zunächst als Übersetzungen gedacht, da Fischart neben Deutsch auch Niederländisch, Italienisch und Französisch sprach. Allerdings konnte er in Zeiten in denen das Urheberrecht noch niemanden interessierte, die Geschichten seiner ausländischen Kollegen fleißig umschreiben oder in seinem eigenen Sinne ergänzen. So sind diese Texte stark geprägt von seiner calvinistischen Einstellung, der Kritik am Verfall der Sitten und an der katholischen Kirche. Ebenso wird Johann Fischart durch seine zahlreichen Wortneuschöpfungen ein gewisser Einfluss auf die frühhochdeutsche Sprache nachgesagt. So ist beispielsweise die Bezeichnung „Gänsewein“ als Synonym für Wasser zum ersten Mal in einem seiner Werke überliefert.

Ungeachtet seiner Promotion zum Doktor der Rechte konzentrierte sich der sehr religiöse Protestant, später Calvinist, nicht darauf, sofort eine Anstellung zu finden. In den Jahren ab 1570 fokussierte er sich auf seine literarische Karriere. Da traf es sich gut, dass seine Schwester Anna den Straßburger Verleger Bernard Jobin heiratete, in dessen Verlag nahezu alle Werke Fischarts erschienen. Dass er die Zeit als Junggeselle und Schriftsteller genoss, legen überlieferte Zitate nahe: „Der liebste Buhle, den ich han, der liegt beim Wirt im Keller. Er hat ein hölzern Roecklin an und heißt der Muskateller.“ Eine Liebeserklärung an den im Holzfass gelagerten Wein.

Trotz seiner literarischen Fähigkeiten und publizistischen Erfolge war es Fischarts höchstes Ziel, einen Hausstand zu gründen und eine gesicherte Anstellung als Jurist zu finden. Im Herbst 1583 trat er diese schließlich als Amtmann, eine Art Stadtverwalter, in Forbach im heutigen Lothringen an und heiratete noch im gleichen Jahr die Elsässerin Anna Elisabeth, mit der er zwei Kinder bekam. Ab dieser Zeit konzentrierte er sich auf den Beruf und seine Familie und legte eine publizistische Pause ein. Erst ab 1588, zwei Jahre vor seinem Tod, fing er wieder an, in altbekannter Manier seine Gegner zu foppen und vor dem drohenden Sittenverfall zu warnen.

Bis zu seinem Tod im Jahre 1590, das genaue Datum ist nicht bekannt, können Johann Fischart 48 Werke zweifellos zugewiesen werden. Bei weiteren 32 Drucken gilt es als sehr wahrscheinlich, dass er der Autor ist. Ebenso wie sein genauer Todestag ist nicht überliefert, warum er nach fünf Jahren der Abstinenz das Schreiben wieder aufgenommen hat. Böse Zungen könnten behaupten, das Eheleben hätte den hochgebildeten Literaten unterfordert. „Sie denkt nicht weiter als sie schaut; und was sie schaut, darauf sie baut“, schrieb Johann Fischart einst.

Laurenz Drescher



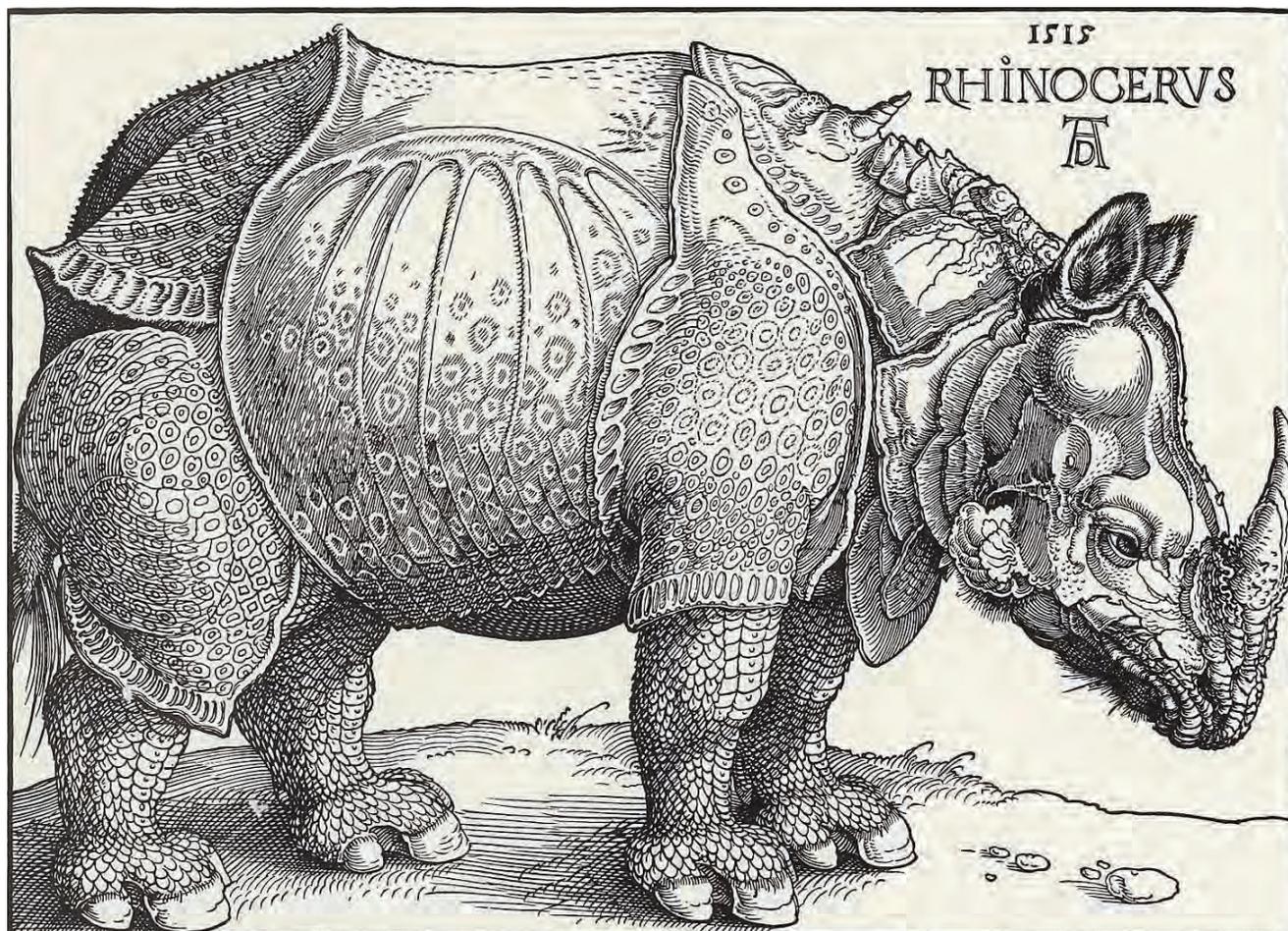
Illustration: Christoph Murer (1607)

Ein Horn für Europa

Seit der Antike gab es das nicht mehr: Ein Rhinoceros auf dem Kontinent. In Lissabon lies es der König gegen einen Elefanten kämpfen. Noch im fernen Nürnberg inspirierte es den größten deutschen Künstler zu einem Porträt.

„Es hat die Farbe einer Kröte, ist außerordentlich groß und schwer und mit Schuppen bedeckt. Es hat die Form eines Elefanten, ist aber in manchen Teilen niedriger gebaut und ist dessen Todfeind.“ So beschreibt ein Augenzeuge die Sensati-

senkt der Elefant seinen Rüssel und beginnt schwer zu atmen. Als die Barriere verschwindet, macht das Nashorn einen bedächtigen Schritt auf den Elefanten zu. Der gerät in Panik und nimmt sofort Reißaus. Der Kampf findet ein jähes, unblutiges



Holzchnitt des Rhinoceros von Albrecht Dürer, 1515.

on, die sich im Hafen von Lissabon am 20. Mai 1515 ereignet: Ein lebendiges Rhinoceros betritt den europäischen Kontinent – das hat es seit dem 3. Jahrhundert nicht mehr gegeben. Menschenmassen strömen an den Kai, als das exotische Tier vom Schiff geholt wird. Es hat 120 Tage auf See hinter sich und ist ein Geschenk des indischen Herrschers an den portugiesischen König. Sind Rhinoceros und Elefant Todfeinde, wie der römische Gelehrte Plinius der Ältere schrieb? Ein Kampf Tier gegen Tier soll das beweisen. Auf den eigens errichteten Tribünen warten König, Königin und privilegierte Gäste gespannt auf das vorausgesagte Blutvergießen. Das Volk drängt sich an Fenstern und auf Terrassen. Mit einer Kette an den Füßen betritt das Nashorn die Wettkampfstätte. Nur ein Vorhang trennt die beiden Gegner. Sichtlich nervös von der Menschenmasse

Ende. Die Begeisterung für das Rhinoceros geht bald über Lissabon hinaus. Nachrichten, Zeichnungen und Verse über das Tier erreichen fremde Länder und Regionen. Viele Künstler nutzen diese Quellen und bilden den Dickhäuter ab.

Unsterblich wird das Nashorn durch den Holzschnitt Albrecht Dürers, obwohl der Maler das Tier nie gesehen hat und ihm fälschlicherweise ein zweites Horn in den Nacken setzt. Der Druck ist innerhalb weniger Monate in ganz Europa verbreitet. Das Nashorn selbst erleidet ein weniger erfreuliches Schicksal. Als Geschenk für den Papst in Rom geht es im Dezember 1515 noch einmal auf Reisen. Doch das Schiff zerschellt während eines Sturms vor der italienischen Küste bei La Spezia. Der Kadaver des Nashorns wird am Strand entdeckt, ausgestopft und weiter nach Rom verschickt.

Doris Walter

Der durch die Hölle ging

Dante Alighieri gilt als der bedeutendste Dichter Italiens, wenn nicht gar des gesamten europäischen Mittelalters. Seine Göttliche Komödie inspirierte über die Jahrhunderte hinweg bis heute Maler, Literaten und Filmemacher.



Der neunte Kreis der Hölle ist reserviert für Verräter. Sie sind gefangen in einem riesigen gefrorenen See. Dante und Vergil entdecken Ugolino della Gherardesca. Nachdem er seine Heimatstadt Pisa verriet, wurde er später selbst verraten. Sein ehemaliger Verbündeter, der Erzbischof Ruggieri, schwärzte ihn öffentlich an. Ugolino rächt sich an ihm, in einer der blutigsten Szenen der *Göttlichen Komödie*: Im See neben ihm eingefroren, versucht er, mit bloßen Zähnen Ruggieris Hinterkopf zu essen. Im Gegensatz zu den anderen Verdammten versucht Ugolino nicht, seine Schuld zu leugnen. Stattdessen beschuldigt er seine Gegner, die ihn und seine Kinder brutal ermordeten. Gustav Doré versuchte sich schon mit neun Jahren an einer Illustration der *Göttlichen Komödie* und schuf 1861 schließlich zahlreiche Holzstiche.

Eine Ewigkeit ist es her, dass Dante Alighieri geboren wurde, 750 Jahre. Im Mai oder Juni 1265 war es, in der späteren Renaissance metropole Florenz. Die Ewigkeit, Himmel und Hölle, Fegefeuer und Paradies sind Schauplätze seiner Dichtung. Nicht lange dauerte es hingegen, bis Dante den ersten Schritt in seiner Dichterkarriere machte – ohne es zu wissen.

Mit neun Jahren sah er Beatrice zum ersten, mit 18 zum zweiten Mal; sofort verliebt er sich unsterblich. Ihrer zweiten Begegnung folgt ein geheimnisvoller Traum, der ihm sein Schicksal offenbart. In seiner Prosaerzählung *Vita Nova* beschreibt der Dichter seine Liebe zu ihr. Doch Beatrice heiratet einen anderen – und stirbt in jungen Jahren. Da ist er gerade 25. Ihr Tod trifft Dante tief. Ein Thema, das sich durch sein ganzes Werk

zieht. Auch in der *Göttlichen Komödie*, der Geschichte über seinen Spaziergang, vielmehr die Seelenreise durch die Hölle bis in das himmlische Paradies, taucht Beatrice wieder auf, herabschwebend aus einer Wolke von Blumen.

Angeleitet von dem von ihm verehrten Brunetto Latini wendet sich Dante nach Beatrices Tod der Philosophie zu. Auch Latini hat einen Platz in der *Göttlichen Komödie* gefunden. Dante und sein Führer, der antike Dichter Vergil, treffen ihn im siebten Kreis der Hölle. Dort steht er bei den Sodomiten – den Homosexuellen.

Damals sind sexuelle Kontakte zwischen Männern, insbesondere zwischen Erwachsenen und Jungen, in Florenz keine Seltenheit, wenn auch verpönt. Dante begegnet ihm mit



Der zweite Kreis der Hölle beherbergt Prostituierte und Zuhälter, aber auch jeden anderen, der sich der Lust schuldig gemacht hatte. Die unterscheidet Dante vom ehrbaren Verlangen nach Liebe. Eine Gradwanderung für Dante, der in diesem Kreis der Hölle Francesca da Rimini trifft. Nachdem sie heiraten musste, ging sie schließlich mit ihrer großen Liebe fremd. Ihr Mann fand das heraus, und wollte ihre große Liebe ermorden. Sie starb bei dem Versuch, ihn zu verteidigen, und beide landeten schließlich in diesem Teil der Hölle. Sandro Boticelli nahm sich seit 1480 der *Göttlichen Komödie* an, er schuf Zeichnungen und Holzschnitte, die er jedoch nicht alle vollenden konnte. Sie waren die Vorlage für die erste Druckausgabe des Dantekommentars von Cristoforo Landino von 1481.

Respekt, bevor er sich an einem Minotaurus vorbei den Weg in den nächsten Zirkel der Hölle bahnt. Insgesamt geht er durch neun Zirkel, in denen die Menschen seiner Zeit in der ewigen Verdammnis für ihre Sünden büßen müssen. Beatrice ist es, die ihn schließlich aus der Hölle in den Himmel führt, wo er seinem Schöpfer begegnet. Geschrieben hat er diese Szene 1321, im Jahr als er starb.

Sein Werk hingegen ist unsterblich. Mit seiner Dichtung entwickelte er das umgangssprachliche Italienisch seiner Zeit in Abgrenzung vom Latein zur Literatursprache, wie kein anderer vor ihm spiegelte er die Zeitereignisse in seinem Werk und hielt seinen Zeitgenossen den entlarvend-verzerrenden Spiegel vor. Unzählige Maler – von Botticelli, Delacroix und

William Blake über Feuerbach und Klimt bis zu Dalí und Robert Rauschenberg – wurden durch Dante inspiriert, haben sein Inferno illustriert, Tschaikowsky, Puccini, Liszt und viele andere Episoden der Höllenreise vertont und seit mehr als 100 Jahren, seit einem Stummfilm von 1911, ist die *Göttliche Komödie* ein häufiges Filmsujet.

Durch die neun Kreise der Hölle musste die literarische Figur, durch Trauer und ins Exil musste sein Autor gehen, 1302 in Zeiten politischer Wirren aus Florenz geflohen, wohin er nie mehr zurückkehren konnte.

Längst ist er angekommen auf dem Dichterolymp – oder im Epyreum der *Göttlichen Komödie*.

Dustin Hemmerlein / Markus Behmer

Ein Leben in Münzen

Agrippina die Jüngere war vor 2000 Jahren die mächtigste Frau Roms. Im späteren Köln als Urenkelin von Augustus geboren, war sie Schwester, Ehefrau und Mutter von drei Kaisern.

Drei junge Frauen mit Füllhörnern sind auf der römischen Münze aus dem dritten Jahrzehnt nach Christi abgebildet. Für eine von ihnen sollte es nur die erste von mehreren Münzen sein, denn Agrippina die Jüngere, geboren am 6. November 15 n. Chr. war Schwester, Ehefrau und Mutter von drei römischen Kaisern.

Als Schwester musste sie die Verehrung noch teilen: Kaiser Caligula erhob seine Schwestern Julia, Drusilla und Agrippina gemeinsam in den Rang von Göttinnen. Doch als Drusilla starb, verdächtigte er seine anderen beide Schwestern, sich gegen ihn verschworen zu haben, und verbannte sie. Erst nach seiner Ermordung 41 n. Chr. kehrten Julia und Agrippina zurück nach Rom, wo Letztere Caligulas Nachfolger, ihren Onkel Claudius, heiratete.

Erneut berichtet eine Münze von den Ehren, die Agrippina als Ehefrau zuteil wurden: „Agrippina Augusta“ steht darauf. Sie war die erste römische Kaiserin, die diesen Ehrentitel bereits zu Lebzeiten trug. Ihr Geburtsort wurde 50 n. Chr. nach ihr benannt: „Colonia Claudia Ara Agrippinensium“, die claudische Siedlung mit kaiserlichem Altar zu Ehren der Agrippina – das heutige Köln.

Noch im selben Jahr ernannte Claudius Nero, Agrippinas Sohn aus erster Ehe, zum Nachfolger – und starb vier Jahre später, kaum dass Nero mit 16 Jahren alt genug war zu herrschen. Gerüchte besagen, Agrippina habe ihn vergiften lassen, um ihrem Sohn den Weg zu ebnen.

Zunächst zeigte er sich erkenntlich: Nase an Nase stehen sich Agrippinas und Neros Profile auf einer Goldmünze aus diesen Jahren gegenüber. Doch Neros Liebe zu seiner Mutter hatte keine Chance gegen seine Liebe zu anderen Frauen: Es kam zum Zerwürfnis wegen einer Liebschaft und Nero beschloss, seine Mutter zu töten. Der erste Versuch, ein fingiertes Schiffsunglück, schlug fehl: Agrippina rettete sich schwimmend vom offenen Meer zurück in den Hafen. Am 23. März im Jahr 59 erlag sie schließlich einem Anschlag bezahlter Mörder– es heißt, sie habe diese aufgefordert, ihr das Schwert in den Unterleib zu stoßen, der Nero hervorgebracht hatte.

Münzen, so zeigt ihr Beispiel, können auch Medien sein – oder mindestens Zeugen ferner Vergangenheit. *Sabrina Nell*

Münzen vermitteln einen Eindruck von Agrippina. Oben ist sie mit ihren Schwestern Drusilla und Julia abgebildet; unten mit ihrem Sohn Nero (in der Mitte die Rückseite dieser Münze).



Quelle: Classical Numismatic Group, Inc.

Die Macht der Rede

Gorgias von Leontinoi, vor 2.500 Jahren geboren, erhob die Rhetorik zur Kunst. Sein Leben ist von Mythen umrandet. Nur elf Titel und zwei ganze Texte seiner Reden sind überliefert. Einst wirkten sie machtvoll in Athens Demokratie.

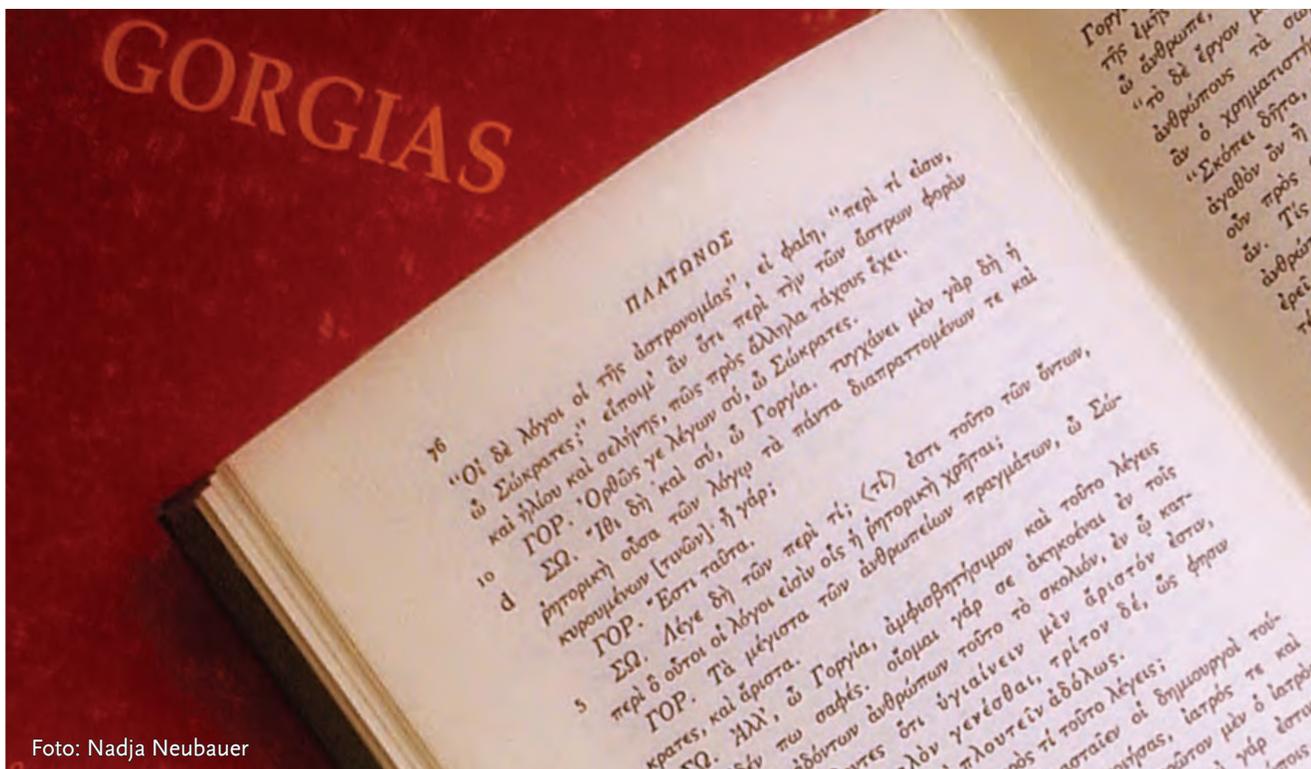


Foto: Nadja Neubauer

2004 erschien im Verlag Vandenhoeck & Rupprecht eine von Joachim Dalfen edierte und kommentierte Neuausgabe der Werke Platons mit dem Dialog Georgias' im Band VI 3.

Im 5. Jahrhundert vor Christus, als das Volk in Athen zum ersten Mal nach Mitsprache verlangte, gab es einen Mann, der das gesprochene Wort beherrschte wie kein Zweiter. Gorgias, der über einhundert Jahre alt geworden sein soll, erkannte als einer der ersten, dass Demokratie ohne Sprache undenkbar ist. Demokratie erfordert die Beherrschung des Wortes, um mit-sprechen zu können. In *Lob der Helena* schreibt Gorgias: „Die Rede ist ein großer Machthaber, der mit dem kleinsten und unscheinbarsten Körper göttlichste Werke vollbringt: Sie vermag Schrecken zu hemmen, Leid wegzunehmen, Freude einzugeben und Rührung zu mehren.“

Worte als Werkzeuge

Für Gorgias war der Adressat seiner Reden das meinungs-abhängige, manipulierbare Objekt, nicht der nach Einsicht handelnde Mensch. Durch sprachliche Stilmittel – etwa klare Deklamationen, rhythmische Satzenden oder paradoxe Wendungen – könnten, so zeigte er, Illusionen erzeugt und Menschenmassen manipuliert werden. Damit entdeckte der um 485 v. Chr. in Leontinoi auf Sizilien Geborene die flammende Rede als Instrument der Massenverführung; gleichzeitig gilt er als „Erfinder“ der Kunstprosa. Und er redete – in Athen und Argos, in Olympia oder Larisa.

Er reiste viel, scharte Schüler um sich. Sonst weiß man wenig über Gorgias' Leben. Empedokles soll einer seiner Lehrer gewesen sein, Isokrates ein Schüler von ihm, ein Kreis also der größten Philosophen. Sein Sterbejahr, irgendwann zwischen 396 und 380 v. Chr., ist unbekannt.

Kunst der Psychagogie

Rhetorik benutzte er als angewandte Psychologie, vielmehr Psychagogie, wie er die Kunst der Überredung nannte. Dabei war er zutiefst skeptisch: „Es gibt nichts. Wenn es etwas gäbe, wäre es für den Menschen nicht erkennbar. Wenn es auch erkennbar wäre, wäre es dem Mitmenschen nicht mittelbar“, heißt es in seiner dialektischen Schrift *Über das Nicht-Seiende oder über die Natur*. Wenn also Wahrheit mindestens nicht erkennbar und schon gar nicht vermittelbar sei, dann ging es für ihn um die Übermittlung einer scheinhaften Wirklichkeit durch geschickte Rede. Der Inhalt des Gesagten sei zweitrangig, solange die Worte eine Wirkung haben. Dieser Effekt sei laut Gorgias die „Herrschaft über andere“.

Und heute? Demokratie ist die Herrschaft des Volkes, auf Politikerseite manchmal auch die Herrschaft über das Volk. In jedem Fall gilt: Sprache ermöglicht Demokratie, einst wie jetzt.

Nadja Neubauer

Anno 15: Alle Namen, alle Medien.

515 Personennamen konnten Sie auf den vorangegangenen 145 Seiten lesen. Sie suchen einen bestimmten? Dann besuchen Sie uns doch im Netz unter:

www.uni-bamberg.de/en/kowi/transfer/anno-das-magazin-der-medienjubilaen/

Dort finden Sie das komplette Register: Alle Personennamen, alle Pseudonyme – und auch alle Medien, Filmtitel und Fernsehserien, Zeitungs- und Zeitschriftennamen, Radiosendungen und Buchtitel, von 50 Cent und Agrippina bis Zille und Zola, von *Abendlied* und *Abendzeitung* bis *Ziehung der Lottozahlen* und *Zukunft*.

Die meisten Namen stehen nur einmal im Heft. Dante und Jim Henson sind zwei Seiten gewidmet, Otto von Bismarck drei, Kurt Tucholsky gar vier. Peter Tschaikowsky begegnet Ihnen auch auf vier Seiten, Frank Sinatra sogar auf fünf, genauso oft wie Joseph Goebbels. Nur einer ist auf noch mehr Seiten präsent, nämlich elf: Adolf Hitler. Die deutsche Vergangenheit, auch hier holt sie uns immer wieder ein.

Und welches Medium ist am häufigsten vertreten? *Der Spiegel* – auf dreizehn Seiten. Gefolgt von der *Süddeutschen Zeitung*, die auf acht Seiten erwähnt oder zitiert ist.

Lust auf mehr Statistiken? Unser Register macht es möglich.

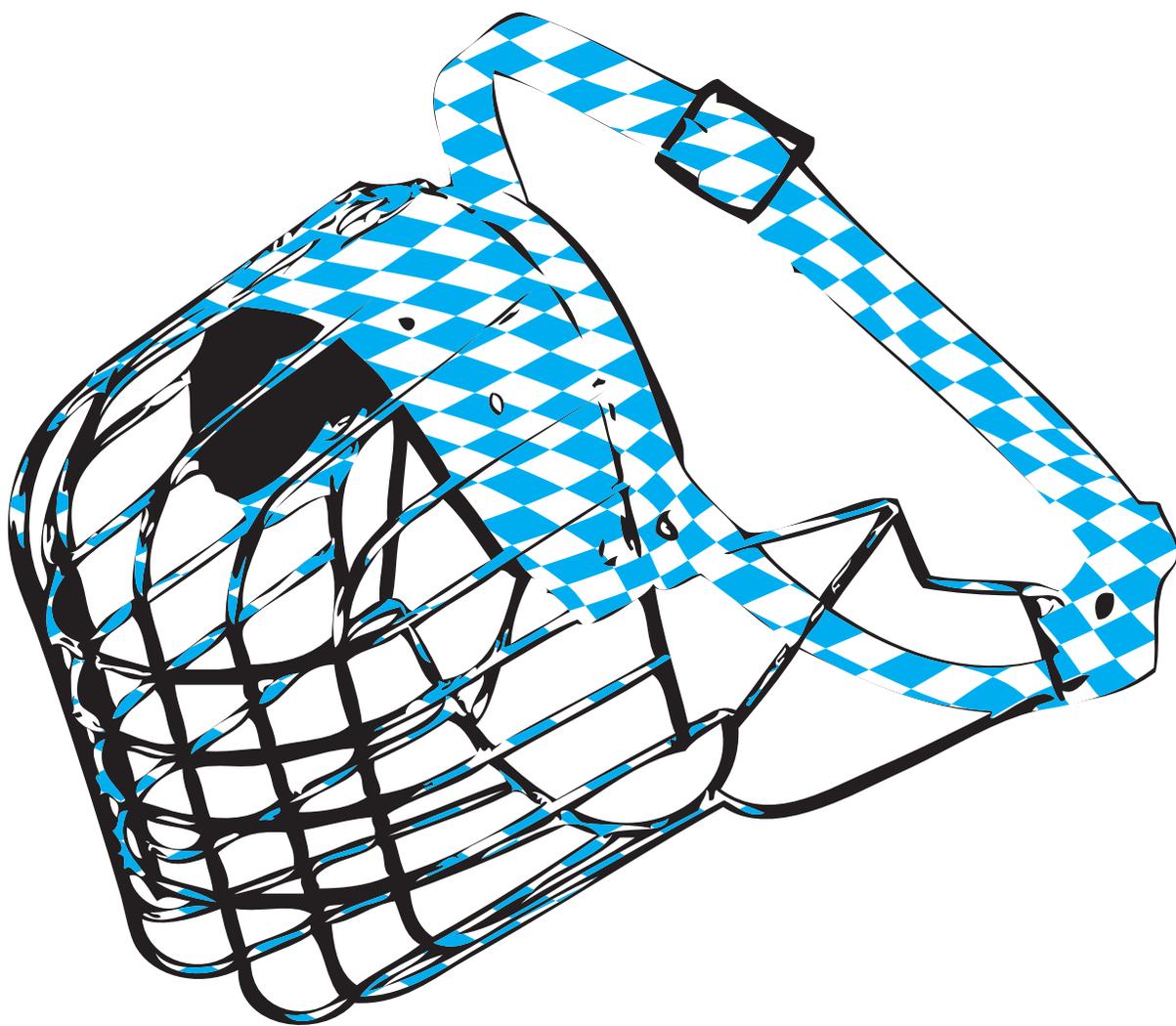
Register

Anno 15: Alle Namen, alle Medien

Personen

50 Cent (d.i. Curtis James Jackson III.)	135	Black, Roy (d.i. Gerhard Höllerich)	37, 39
Agrippina (römische Kaiserin)	144	Blake, William	143
Alliot-Marie, Michele	78	Blücher, Gebhard Leberecht von	129
Amann, Max	58	Bogart, Humphrey	86
Anderson, Pamela	32	Böll, Heinrich	41
Andrews, Julie	55	Bono, Salvatore Phillip "Sonny"	38
Angeli, Claude	78	Booth, John Wilkes	106
Angelo, Nino de (d.i. Domenico Gerhard Gorgoglione)	40	Boticelli, Sandro	143
Archer, Frederic Scott	134	Bowie, David	25
Arendt, Hannah	42	Brandt, Willy	30, 37
Augstein, Rudolf	66f., 79	Braun, Heinrich	113
Augustin, Gerhard	54	Braun, Kaspar	116
Augustus (römischer Kaiser)	144	Braun, Lily	113
Baartman, Sarah (Saartjie)	3, 135	Braun, Otto	113
Babel, Isaak	68	Brecht, Bertolt	84
Bach, Johann Sebastian	70	Brehme, Andreas	10
Bachmann, Josef	67	Brem, Beppo	22
Balder, Hugo-Egon	33	Breton, André	97
Bardot, Brigitte	85	Brice, Pierre	37, 39
Baumgarten, Eugen von	131	Bronson, Charles	21
Bavaud, Maurice	65	Bruch, Walter	30
Beatrice (Geliebte Dantes)	142f.	Bruhn, Christian	40
Bebel, August	91	Büchner, Fritz	60
Bechtoldt, Heinrich	82	Budjonni, Semjon	68
Beckenbauer, Franz	10f., 37	Bunuel, Luis	98
Beckett, Samuel	41	Busch, Wilhelm	116f.
Beljajew, Pawel	52	Büttner, Wolfgang	26
Ben Ali, Zine el-Abidine	78	Caesar, Gaius Julius	47
Benn, Gottfried	96	Caligula (römischer Kaiser)	144
Bergmann, Ingrid	85-87	Cameron, Charles Hay	134
Bernoulli, Jakob	138	Cameron, Margaret	4, 134
Beuys, Joseph	89	Capucine (d.i. Germaine Hélène Irène Lefebvre)	21
Bhagwan Shree Rajneeshi (d.i. Mohan Jain, Chandra; d.i. Osho)	34	Cash, Johnny	25
Biermann, Wolf	44f., 67	Castro, Fidel	41
Bismarck, Johanna (geb. von Puttkamer)	130	Cauer, Minna	113
Bismarck, Otto von	3, 5, 91, 130-132	Cavaugnac, Louis Eugène	103
		Ceram C.W. (d.i. Kurt Wilhelm Marek)	82f.
		Chagall, Marc	28
		Chalmers, James	125
		Chalmers, Patrick	125
		Chaplin, Charles Spencer „Charlie“	71, 101, 105
		Chaplin, Geraldine	55
		Charles, Tommy	72
		Chatwin, Bruce	69
		Chatwin, Elizabeth (geb. Chanler)	69
		Cher (d.i. Cherilyn Sarkisian)	38
		Cheverton, Benjamin	125

Ohne Journalisten gibt es keine Demokratie



Der **Bayerische Journalisten-Verband** vertritt die Interessen von rund 8000 hauptberuflichen Journalistinnen und Journalisten in Bayern. Werden Sie Mitglied im BJV und nutzen Sie die vielfältigen Angebote von der Fortbildung bis zur Rechtsberatung.

Überzeugen Sie sich von unserer Kompetenz als Gewerkschaft und unserer Qualität als Berufsverband!

www.bjv.de

BJV

Bayerischer
Journalisten-Verband
e.V.

Meinung braucht eine Stimme

 facebook.com/bjvde

 twitter.com/bjvde



Seit **1830** kann man
unsere **Zeitungen falten...**

...**Heute** kann man
sie auch **wischen.**



Seit über 180 Jahren erfahren Menschen aus unseren Medien die wichtigsten Neuigkeiten aus Franken, Deutschland und der Welt. Dabei mag sich die Form der Information ändern. **Die Qualität bleibt.**

